Nachträge

zu

Schillers sämmtlichen Werken.

Nachträge

zu

Schillers sämmtlichen Werken.

Gesammelt und herausgegeben

von

Eduard Boas.

Zweiter Band.

Neue Ausgabe.

Stuttgart.

E. Schweizerbart'sche Verlagshandlung.

1853.

Inhalt.

I.

Dramaturgisches.

II.

Historisches.

III.

Aesthetisches. Philosophisches.

IV.

Literarisches. Kritisches.

V.

Vermischtes.

VI.

Briefe.

Selbstkritik der Räuber.

Die Räuber.

Ein Schauspiel von Friedrich Schiller.

1782.

(Ich nehme es nach der neuesten Theaterausgabe, wie es bisher auf der Nationalbühne zu Mannheim ist vorgestellt worden.)

Das einzige Schauspiel auf würtembergischem Boden gewachsen. Die Fabel des Stücks ist ungefähr diese: Ein fränkischer Graf, Maximilian von Moor, ist Vater von zwei Söhnen, Karl und Franz, die sich an Charakter sehr unähnlich sind. Karl, der ältere, ein Jüngling voll Talent und Edelmuth, geräth zu Leipzig in einen Zirkel liederlicher Brüder, stürzt in Exzesse und Schulden und muß zulezt mit einem Trupp seiner Spießgesellen aus Leipzig entfliehen. Unterdeß lebte Franz, der jüngere, zu Hause beim Vater, und da er heimtückischer, schadenfroher Gemüthsart war, wußte er die Zeitungen von den Liederlichkeiten seines Bruders zu seinem eigenen Vortheil zu verschlimmern, seine reuvollen und rührenden Briefe zu unterdrücken, andere,

nachtheiligen Inhalts, unterzuschieben und den Vater dergestalt gegen den Sohn zu erbittern, daß er ihm den Fluch gab und ihn enterbte.

Karl, durch diesen Schritt zur Verzweiflung gebracht, verwickelt sich mit seinen Gefährten in ein Räuberkomplott, wird ihr Anführer und führt sie in bömische Wälder. Der alte Graf hatte eine Nichte im Hause, die den jungen Grafen Karl schwärmerisch liebte. Dieses Mädchen kämpfte mit allen Waffen der Liebe gegen den Zorn des Vaters, und hätte auch durch zudringliches Bitten zulezt ihren Zweck erreicht, wenn nicht Franz, der von diesem Schritt Alles zu besorgen hatte, der nebendem noch Absichten auf Amalien hegte, durch eine ersonnene List Alles vereitelt hätte. Nämlich er unterrichtete einen seiner Vertrauten, der noch einen Privatgroll auf den alten und jungen Grafen gefaßt hatte, unter dem vorgeblichen Namen eines Freundes von Karln, die erdichtete Zeitung vom Tode dieses Leztern zu bringen, und versah ihn hiezu mit den tüchtigsten Dokumenten. Der Streich gelang, die Trauerpost überraschte den Vater auf dem Krankenbett und wirkte so stark auf seinen geschwächten Körper, daß er in einen Zustand verfiel, den Jedermann für den Tod erklärte — aber es war nur eine tiefe Ohnmacht. — Franz, der sich durch boshafte Streiche zu den abscheulichsten Verbrechen verhärtet hatte, benuzte diesen allgemeinen Wahn, vollzog das Leichenbegängniß und brachte den Vater, mit Hülfe seines gedungenen Handlangers, in einen abgelegenen Thurm, ihn alldort, ferne von Menschen, Hungers sterben zu lassen, und trat sodann in den vollkommensten Besitz seiner Güter und Rechte.

Unterdessen hatte sich Karl Moor an der Spitze seiner Rotte durch außerordentliche Streiche weit und breit ruchbar

und furchtbar gemacht. Sein Anhang wuchs, seine Güter stiegen, sein Dolch schreckte die kleineren Tyrannen und autorisirten Beutelschneider, aber sein Beutel war der Nothdurft geöffnet, und sein Arm zu ihrem Schutze bereit. Niemals erlaubte er sich spitzbübische Dieberei, sein Weg ging gerade; er hätte sich bälder zehn Mordthaten als einen einzigen Diebstahl vergeben. Das Gerücht seiner Thaten forderte die Gerechtigkeit auf; er wurde in einem Walde, wo hinein er sich nach einem Hauptstreich mit seiner ganzen Bande geworfen hatte, umringt; aber der zur Verzweiflung gehezte Abenteurer schlug sich mit wenigem Verlust herzhaft durch und entrann glücklich aus Böhmen. Jezt verband sich ein flüchtiger edler Böhme mit ihm, den sein widriges Geschick mit der bürgerlichen Gesellschaft entzweit hatte, dessen unglückliche Liebesgeschichte die schlafende Erinnerung der seinigen wieder aufweckte und ihn zu dem Entschluß bewog, Vaterland und Geliebte wieder zu sehen, welchen er auch schleunig ins Werk sezte.

Hier eröffnet sich die zweite Epoche der Geschichte. Franz Moor genoß indeß in aller wollüstigen Ruhe die Frucht seiner Büberei; nur Amalia stemmte sich standhaft gegen seine wollüstigen Bestürmungen. Karl erscheint unter einem fremden Namen — wilde Lebensart, Leidenschaft und lange Trennung hatten ihn unkenntlich gemacht, nur die Liebe, die sich niemals verläugnet, verweilt über dem sonderbaren Fremdling. Sinnliches Anschauen überwältigt die Erinnerung; Amalia fängt an, ihren Karl in dem Unbekannten zu lieben — und zu vergessen, und liebt ihn doppelt, eben da sie ihm untreu zu werden fürchtet. Ihr Herz verräth sich dem seinigen, das seinige dem ihrigen, und der scharfsichtigen Furcht entrinnt keines von beiden. Franz wird

aufmerksam, vergleicht, erräth, überzeugt sich und beschließt das Verderben des Bruders. Zum zweiten Mal will er den Arm seines Handlangers dingen, der aber, durch seinen Undank beleidigt, mit angedrohter Entdeckung der Geheimnisse von ihm abspringt. Franz, selbst zu feig, einen Mord auszuführen, verschiebt die unmenschliche That. Unterdeß war schon der Eindruck von Karln so tief in das Herz des Mädchens gegangen, daß ein Heldenentschluß auf Seiten des Ersten vonnöthen war, ihn zu vertilgen. Er mußte die verlassen, von der er geliebt war, die er liebte und doch nicht mehr besitzen konnte; er floh, nachdem sie ihn erkannt, zu seiner Bande zurück. Er traf diese im nächstgelegenen Walde. Es war der nämliche, worin sein Vater im Thurme verzweifelte, von dem reuigen und rachsüchtigen Herrmann (so hieß Franzens Vertrauter) kümmerlich genährt. Er findet seinen Vater, den er mit Hülfe seiner Raubwerkzeuge befreit. Ein Detachement von Räubern muß den abscheulichen Sohn herbeiholen, der aus dem Brand seines Schlosses, worein er sich aus Verzweiflung gestürzt hatte, mühsam errettet wird. Karl läßt ihn durch seine Bande richten, die ihn verurtheilt, in dem nämlichen Thurme zu verhungern. Nun entdeckt sich Karl seinem Vater, doch seine Lebensart nicht. Amalia war dem fliehenden Geliebten in den Wald nachgeflohen, und wird hier von den streifenden Banditen aufgefangen und vor den Hauptmann gebracht. Karl ist gezwungen, sein Handwerk zu verrathen, wobei der Vater vor Entsetzen stirbt. Auch jezt ist ihm seine Amalia noch treu. Er ist im Begriff, der Glücklichste zu werden, aber die schwierige Bande steht wider ihn auf und erinnert ihn an den feierlich geschwornen Eid. Karl, auch im größten Bedrängniß noch Mann, ermordet Amalien,

die er nicht mehr besitzen kann; verläßt die Bande, die er durch dieses unmenschliche Opfer befriedigt hat, und geht hin, sich selbst in die Hände der Justiz zu überliefern.

Man findet aus diesem Generalriß des Stücks, daß es an wahren dramatischen Situationen ungemein fruchtbar ist, daß es selbst aus der Feder eines mittelmäßigen Schriftstellers nicht ganz uninteressant fließen, daß es in den Händen eines bessern Kopfes ein Originalstück werden müsse: fragt sich nun, wie hat es der Dichter bearbeitet?

Zuerst denn von der Wahl der Fabel. Rousseau rühmte es an dem Plutarch, daß er erhabene Verbrecher zum Vorwurf seiner Schilderung wählte. Wenigstens dünkt es mich, solche bedürfen nothwendig einer eben so großen Dosis von Geisteskraft, als die erhabenen Tugendhaften, und die Empfindung des Abscheus vertrage sich nicht selten mit Antheil und Bewunderung. Außerdem, daß im Schicksal des großen Rechtschaffenen, nach der reinsten Moral, durchaus kein Knoten, kein Labyrinth stattfindet; daß sich seine Werke und Schicksale nothwendigerweise zu vorausbekannten Zielen lenken, welche beim Ersteren zu ungewissen Zielen durch krumme Mäander sich schlängeln (ein Umstand, der in der dramatischen Kunst Alles ausmacht); außerdem, daß die hitzigsten Angriffe und Kabalen des Lasters nur Binsengeflechte gegen die siegende Tugend sind, und wir uns so gern auf die Partie der Verlierer schlagen, ein Kunstgriff, wodurch Milton, der Panegyrikus der Hölle, auch den zart fühlendsten Leser einige Augenblicke zum gefallenen Engel macht: außerdem, sage ich, kann ich die Tugend selbst in keinem triumphirendern Glanze zeigen, als wenn ich sie in die Intriguen

des Lasters verwickle und ihre Strahlen durch diesen Schatten erhebe; denn es findet sich nichts Interessanteres in der moralisch-ästhetischen Natur, als wenn Tugend und Laster an einander sich reiben.

Räuber aber sind die Helden des Stücks, Räuber, und Einer, der auch Räuber niederwägt, ein schleichender Teufel. Ich weiß nicht, wie ich es erklären soll, daß wir um so wärmer sympathisiren, je weniger wir Gehülfen darin haben; daß wir Dem, den die Welt ausstößt, unsere Thränen in die Wüste nachtragen; daß wir lieber mit Krusoe auf der menschenverlassenen Insel uns einnisten, als im drängenden Gewühle der Welt mitschwimmen. Dieß wenigstens ist es, was uns in vorliegendem Stück an die so äußerst unmoralische Gaunerhorde festbindet. Eben dieses eigenthümliche Korpus, das sie der bürgerlichen Gesellschaft gegenüber formiren, seine Beschränkungen, seine Gebrechen, seine Gefahren, Alles lockt uns näher zu ihnen; aus einer unmerkbaren Grundneigung der Seele zum Gleichgewicht meinen wir durch unsern Beitritt — was zugleich auch unserm Stolze schmeichelt — ihre leichte unmoralische Schale so lange beschweren zu müssen, bis sie wagrecht mit der Gerechtigkeit steht. Je entferntern Zusammenhang sie mit der Welt haben, desto nähern hat unser Herz mit ihnen. — Ein Mensch, an den sich die ganze Welt knüpft, der sich wiederum an die ganze Welt klammert, ist ein Fremdling für unser Herz. — Wir lieben das Ausschließende in der Liebe und überall. Der Dichter führte uns also in eine Republik hinein, auf welcher, als auf etwas Außergewöhnlichem, unsere Aufmerksamkeit weilet. Wir haben eine so ziemlich vollständige Oekonomie der ungeheuersten Menschenverirrung, selbst ihre Quellen sind aufgedeckt, ihre Ressorts

angegeben, ihre Katastrophe ist entfaltet. Allerdings würden wir vor dem kühnen Gemälde der sittlichen Häßlichkeit zurücktreten, wofern nicht der Dichter durch etliche Pinselstriche Menschlichkeit und Erhabenheit hineingebracht hätte. Wir sind geneigter, den Stempel der Gottheit aus den Grimassen des Lasters herauszulesen, als eben denselben in einem regelmäßigen Gemälde zu bewundern; eine Rose in der sandigen Wüste entzückt uns mehr, als deren ein ganzer Hain in den hesperischen Gärten. Bei Verbrechen, denen das Gesetz, als Idealen moralischer Häßlichkeit, die Menschheit abgerissen hat, erheben wir auch schon einen geringern Grad von Bosheit zur Tugend, so wie wir im Gegentheil all unserm Witz aufbieten, im Glanz eines Heiligen Flecken zu entdecken. Kraft eines ewigen Hangs, Alles in dem Kreis unserer Sympathie zu versammeln, ziehen wir Teufel zu uns empor und Engel herunter. Noch einen zweiten Kunstgriff benuzte der Dichter, indem er dem weltverworfenen Sünder einen schleichenden entgegensezte, der seine scheußlicheren Verbrechen mit günstigerm Erfolge und weniger Schande und Verfolgung vollbringt. Auf diese Art legen wir nach unserer strengen Gerechtigkeitsliebe mehr Schuld in die Schale des Begünstigten und vermindern sie in der Schale des Bestraften. Der Erste ist um so viel schwärzer, als er glücklicher, der Zweite um so viel besser, als er unglücklicher ist. Endlich hat der Verfasser, vermittelst einer einzigen Erfindung, den fürchterlichen Verbrecher mit tausend Fäden an unser Herz geknüpft — der Mordbrenner liebt und wird wieder geliebt.

Räuber Moor ist nicht Dieb, aber Mörder, nicht Schurke, aber Ungeheuer. Wofern ich mich nicht irre, dankt dieser seltene Mensch seine Grundzüge dem Plutarch und

Cervantes *, die durch den eigenen Geist des Dichters, nach Shakspearischer Manier in einem neuen, wahren und harmonischen Charakter unter sich amalgamirt sind. In der Vorrede zum ersten Plan ist der Hauptriß von diesem Charakter entworfen. Die gräßlichsten seiner Verbrechen sind weniger die Wirkung bösartiger Leidenschaften als des zerrütteten Systems der guten. Indem er eine Stadt dem Verderben preisgibt, umfaßt er seinen Roller mit ungeheuerm Enthusiasmus; weil er sein Mädchen zu feurig liebt, als sie verlassen zu können, ermordet er sie; weil er zu edel denkt, als ein Sklave der Leute zu seyn, wird er ihr Verderber; jede niedrige Leidenschaft ist ihm fremd; die Privaterbitterung gegen den unzärtlichen Vater wüthet in einen Universalhaß gegen das ganze Menschengeschlecht aus. „Reue und kein Erbarmen! — Ich möchte das Meer vergiften, daß sie den Tod aus allen Quellen saufen.“ — Zu groß für die kleine Neigung niederer Seelen, Gefährten im Laster und Elend zu haben, sagt er zu einem Freiwilligen: „Verlaß diesen schrecklichen Bund! — Lern' erst die Tiefe des Abgrunds kennen, ehe du hineinspringst. — Folge mir, mir! und mach' dich eilig hinweg!“ — Eben diese Hoheit der Empfindungen begleitet ein unüberwindlicher Heldenmuth und eine erstaunenswerthe Gegenwart des Geistes. Man erblicke ihn, umzingelt in den böhmischen Wäldern, wie er sich aus der Verzweiflung seiner Wenigen eine Armee wirbt — den großen Mann vollendet ein unersättlicher Durst nach Verbesserung und eine rastlose Thätigkeit des Geistes. Welches drängende Chaos von Ideen

---

* Jedermann kennt den ehrwürdigen Räuber Roque aus dem Don Quixote.

mag in dem Kopfe wohnen, der eine Wüste fordert, sie zu sammeln, und eine Ewigkeit, sie zu entwickeln! — Das Auge wurzelt in dem erhabenen armen Sünder, wenn schon lange der Vorhang gefallen ist; er ging auf wie ein Meteor und schwindet wie eine sinkende Sonne.

Einen überlegenen Schurken, dergleichen Franz, der jüngere Moor, ist, auf die Bühne zu bringen — oder besser (der Verfasser gesteht, daß er nie an die Bühne dachte) ihn zum Gegenstand der bildenden Kunst zu machen, heißt mehr gewagt, als das Ansehen Shakspeare's, des größten Menschenmalers, der einen Jago und Richard erschuf, entschuldigen — mehr gewagt, als die unglückseligste Plastik der Natur verantworten kann. Wahr ist es — so gewiß diese leztere an lächerlichen Originalen auch die luxurirendste Phantasie des Karrikaturisten hinter sich läßt, so gewiß sie zu den bunten Träumen des Narrenmalers Fratzen genug liefert, daß ihre getreuesten Kopisten nicht selten in den Vorwurf der Uebertreibung verfallen: so wenig wird sie jedennoch diese Idee unsers Dichters mit einem einzigen Beispiel zu rechtfertigen wissen. Dazu kommt, wenn auch die Natur, nach einer hundert- und tausendjährigen Vorbereitung, so unbändig über ihre Ufer träte — wenn ich Dieß auch zugeben könnte — sündigt nicht der Dichter unverzeihlich gegen ihre ersten Gesetze, der dieses Monstrum der sich selbst befleckenden Natur in eine Jünglingsseele verlegt? Noch einmal zugegeben, es sey so möglich — wird nicht ein solcher Mensch erst tausend krumme Labyrinthe der Selbstverschlimmerung durchkriechen, tausend Pflichten verletzen müssen, um sie gering schätzen zu lernen — tausend Rührungen der zum Vollkommenen strebenden Natur verfälschen müssen, um sie belachen zu können? — Mit Einem

Wort, wird er nicht erst alle Auswege versuchen, alle Verirrungen erschöpfen müssen, um dieses abscheuliche non plus ultra mühsam zu erklettern? Die moralischen Veränderungen kennen eben so wenig einen Sprung als die physischen; auch liebe ich die Natur meiner Gattung zu sehr, als daß ich nicht lieber zehnmal den Dichter verdamme, ehe ich ihr eine solche krebsartige Verderbniß zumuthe. Mögen noch so viel Eiferer und ungedungene Prediger der Wahrheit von ihren Wolken herunter rufen: Der Mensch neigt sich ursprünglich zum Verderblichen — ich glaube es nicht; ich denke vielmehr überzeugt zu seyn, daß der Zustand des moralischen Uebels im Gemüth eines Menschen ein schlechterdings gewaltsamer Zustand sey, welchen zu erreichen zuvörderst das Gleichgewicht der ganzen geistigen Organisation (wenn ich so sagen darf) aufgehoben seyn muß, so wie das ganze System der thierischen Haushaltung, Kochung und Scheidung, Puls- und Nervenkraft durch einander geworfen seyn müssen, ehe die Natur einem Fieber oder Convulsionen Raum gibt. Unserm Jüngling, aufgewachsen im Kreis einer friedlichen, schuldlosen Familie — woher kam ihm eine so herzverderbliche Philosophie? Der Dichter läßt uns diese Frage ganz unbeantwortet; wir finden zu all den abscheulichen Grundsätzen und Werken keinen hinreichenden Grund als das armselige Bedürfniß des Künstlers, der, um sein Gemälde auszustaffiren, die ganze menschliche Natur in der Person eines Teufels, der ihre Bildung usurpirt, an den Pranger gestellt hat.

Es sind nicht sowohl gerade die Werke, die uns an diesem grundbösen Menschen empören — es ist auch nicht die abscheuliche Philosophie — es ist vielmehr die Leichtigkeit, womit ihn diese zu jenen bestimmt. Wir hören vielleicht

in einem Kreis Vagabunden dergleichen ausschweifende Bonmots über Moralität und Religion — unser inneres Gefühl empört sich dabei; aber wir glauben noch immer unter Menschen zu seyn, so lang wir uns überreden können, daß das Herz niemals so grundverderbt werden kann, als die Zunge es auf sich nimmt. Wiederum liefert uns die Geschichte Subjekte, die unsern Franz an unmenschlichen Thaten weit hinter sich lassen, und doch schüttelt uns dieser Charakter so sehr. Man kann sagen: dort wissen wir nur die Fakta, unsre Fantasie hat Raum, solche Triebfedern dazu zu träumen, als nur immer dergleichen Teufeleien, wohl nicht entschuldigen, doch begreiflich machen können. Hier zeichnet uns der Dichter selbst die Schranken vor, indem er uns das Triebwerk enthüllt, unsre Fantasie wird durch historische Fakta gefesselt; wir entsetzen uns über die gräßlichen Sophismen, aber noch scheinen sie uns zu leicht und luftig zu seyn, als daß sie zu wirklichen Verbrechen — darf ich sagen? — erwärmen könnten. Vielleicht gewinnt das Herz des Dichters auf Unkosten seiner dramatischen Schilderei; tausend Mordthaten zu geloben, tausend Menschen in Gedanken zu vernichten ist leicht; aber es ist eine herkulische Arbeit, einen einzigen Todtschlag wirklich zu begehen. Franz sagt uns in einem Monologe einen wichtigen Grund: „Verflucht sey die Thorheit unsrer Ammen und Wärterinnen, die unsre Fantasie mit schrecklichen Mährchen verderben, und gräßliche Bilder von Strafgerichten in unser weiches Gehirnmark drücken, daß unwillkürliche Schauer die Glieder des Mannes noch in frostige Angst rütteln, unsre kühnste Entschlossenheit sperren“ u. s. f. Aber wer weiß es nicht, daß eben diese Spuren der ersten Erziehung in uns unvertilgbar sind? In der neuen Auflage des

Stücks hat sich der Dichter gebessert. Der Böſewicht hat seinen Helfershelfer verloren und ist gezwungen, seine eigenen Hände zu brauchen — „Wie? wenn ich selbst hinginge, und ihm den Degen in den Leib bohrte, hinterrücks? — Ein verwundeter Mann ist ein Knabe — frisch! ich will's wagen! (Er geht mit starken Schritten fort, bleibt aber plötzlich in schreckhafter Erschlaffung stehen.) Wer schleicht hinter mir? — Gesichter, wie ich noch keine sah! — Schneidende Triller! (Er läßt den Dolch aus dem Kleide fallen.) Durch meine Knochen Zermalmung! — Nein! ich will's nicht thun" u. s. f. Der größte Weichling kann Tyrann und Mörder seyn, aber er wird seinen Bravo an der Seite haben und durch den Arm eines im Handwerk erhärteten Buben freveln. Oft ist Dieß Feigheit; aber laufen nicht auch Schaueranwandlungen der wiederkehrenden Menschheit mit unter?

Dann sind auch die Raisonnemens, mit denen er sein Lastersystem aufzustutzen versteht, das Resultat eines aufgeklärten Denkens und liberalen Studiums. Die Begriffe, die sie voraussetzen, hätten ihn nothwendig veredeln sollen, und bald verleitet uns der Dichter, die Musen allgemein zu verdammen, die zu dergleichen Schelmereien jemals die Hände führen konnten.

Doch Klage und kein Ende! Sonst ist dieser Charakter, so sehr er mit der menschlichen Natur mißstimmt, ganz übereinstimmend mit sich selbst. Der Dichter hat Alles gethan, was er thun konnte, nachdem er einmal den Menschen überhüpft hatte. Dieser Charakter ist ein eigenes Universum, das ich gern jenseits der sublunarischen Welt, vielleicht in einen Trabanten der Hölle, einquartirt wissen möchte; seine untreue Seele schlüpft geschmeidig in alle Masken und schmiegt sich in alle Formen; beim Vater hört man ihn

beten, schwärmen neben dem Mädchen und neben dem Handlanger lästern. Kriechend, wo er zu bitten hat, Tyrann, wo er befehlen kann. Verständig genug, die Bosheit eines Andern zu verachten, nie so gerecht, sie bei sich selbst zu verdammen. An Klugheit dem Räuber überlegen, aber hölzern und feig neben dem empfindsamen Helden. Voll gepfropft von schweren, entsetzlichen Geheimnissen, daß er selbst seinen Wahnwitz für einen Verräther hält. (Nachdem er aus einer Raserei, die sich in Ohnmacht verlor, zu sich selbst gebracht ward:) „Was hab' ich gesagt? Merke nicht drauf, ich habe eine Lüge gesagt, es sey was es wolle." — Endlich in der unglücklichen Katastrophe seiner Intrigue, wo er menschlich leidet? — Wie sehr bestätigt Dieß die allgemeine Erfahrung wieder! — Wir rücken ihm näher, sobald er sich uns nähert; seine Verzweiflung fängt an, uns mit seiner Abscheulichkeit zu versöhnen; ein Teufel, erblickt auf den Foltern der ewigen Verdammniß, würde Menschen weinen machen; wir zittern für ihn, und über eben Das, was wir so heiß grimmig auf ihn herab wünschten. Selbst der Dichter scheint sich am Schluß seiner Rolle für ihn erwärmt zu haben; er versuchte, durch einen Pinselstrich ihn auch bei uns zu veredeln: „Hier! nimm diesen Degen. Hurtig! Stoß mir ihn rücklings in den Leib, daß nicht diese Buben kommen und treiben ihren Spott mit mir." — Stirbt er nicht bald wie ein großer Mann, die kleine kriechende Seele!

Es findet sich in der ganzen Tragödie nur Ein Frauenzimmer, man erwartet also billig im Charakter dieser Einzigen gewissermaßen die Repräsentantin ihres ganzen Geschlechts. Wenigstens wird die Aufmerksamkeit des Zuschauers und Lesers um so unverwandter auf ihr haften, je einsamer sie im Kreise der Männer und Abenteurer steht; wenigstens

wird man von den wilden stürmischen Empfindungen, worin uns die Räuberscenen herumwerfen, in ihrer sanften, weiblichen Seele auszuruhen gedenken. Aber zum Unglück wollte uns der Dichter hier etwas Außerordentliches zukommen lassen, und hat uns um das Natürliche gebracht. Räuber war einmal die Parole des Stücks, der lärmende Waffenton hat den leisern Flötengesang überstimmt. Der Geist des Dichters scheint sich überhaupt mehr zum Heroischen und Starken zu neigen, als zum Weichen und Niedlichen. Er ist glücklich in vollen saturirten Empfindungen, gut in jedem höchsten Grade der Leidenschaft, und in keinem Mittelweg zu gebrauchen. Daher schuf er uns hier ein weibliches Geschöpf, wobei wir, unbeschadet all der schönen Empfindungen, all der liebenswürdigen Schwärmerei, doch immer Das vermissen, was wir zuerst suchen, das sanfte, leidende, schmachtende Ding — das Mädchen. Auch handelt sie im ganzen Stück durchaus zu wenig; ihr Roman bleibt durch die drei ersten Akte immer auf eben derselben Stelle stehen (so wie, beiläufig zu sagen, das ganze Schauspiel in der Mitte erlahmt). Sie kann sehr artig über ihren Ritter weinen, um den man sie geprellt hat, sie kann auch den Betrüger aus vollem Halse heruntermachen, der ihn weggebissen hat, und doch auf ihrer Seite kein angelegter Plan, den Herzeinzigen entweder zu haben, oder zu vergessen, oder durch einen Andern zu ersetzen; ich habe mehr als die Hälfte des Stücks gelesen, und weiß nicht, was das Mädchen will, oder was der Dichter mit dem Mädchen gewollt hat, ahne auch nicht, was etwa mit ihr geschehen konnte; kein zukünftiges Schicksal ist angekündet oder vorbereitet, und zudem läßt ihr Geliebter bis zur lezten Zeile des — dritten Akts kein halbes Wörtchen von ihr fallen.

Dieses ist schlechterdings die tödtliche Seite des ganzen Stücks, wobei der Dichter ganz unter dem Mittelmäßigen geblieben ist. Aber vom vierten Akt an wird er ganz wieder er selbst. Mit der Gegenwart ihres Geliebten fängt die interessante Epoche des Mädchens an. Sie glänzt in seinem Strahle, erwärmt sich an seinem Feuer, schmachtet neben dem Starken, und ist ein Weib neben dem Mann. Die Scene im Garten, welche Verfasser in der neuen Auflage verändert liefert, ist ein wahres Gemälde der weiblichen Natur und ungemein treffend für die drangvolle Situation. Nach einem Selbstgespräch, worin sie gegen die Liebe zu Karln (der unter einem fremden Namen ihr Gast ist) als gegen einen Meineid kämpft, erscheint er selbst:

Räuber Moor. Ich kam, um Abschied zu nehmen. Doch Himmel! Auf welcher Wallung muß ich Ihnen begegnen?

Amalia. Gehen Sie, Graf — Bleiben Sie — Glücklich! Glücklich! Wären Sie nur jezt nicht gekommen! Wären Sie nie gekommen!

R. Moor. Glücklich wären Sie dann gewesen? — Leben Sie wohl.

Amalia. Um Gottes willen! bleiben Sie — Das war nicht meine Meinung. (Die Hände ringend.) Gott! und warum war sie es nicht? — Graf! was that Ihnen das Mädchen, das Sie zur Verbrecherin machen? Was that Ihnen die Liebe, die Sie zerstören?

R. Moor. Sie ermorden mich, Fräulein!

Amalia. Mein Herz so rein, ehe meine Augen Sie sahen! — O, daß sie erblindeten diese Augen, die mein Herz verkehrt haben!

R. Moor. Mir! Mir diesen Fluch, mein Engel? Diese Augen sind unschuldig wie dieß Herz.

Amalia. Ganz seine Blicke! — Graf! ich beschwöre Sie, kehren Sie diese Blicke von mir, die mein Innerstes durchwüthen! — Ihn — Ihn selbst heuchelt sie mir in diesen Blicken vor, Phantasie, die Verrätherin — Gehen Sie! Kommen Sie in Krokodilgestalt wieder, und mir ist besser.

R. Moor (mit dem vollen Blick der Liebe). Du lügst, Mädchen.

Amalia (zärtlicher). Und solltest du falsch seyn, Graf? Solltest du kurzweilen mit meinem schwachen weiblichen Herzen? — Doch, wie kann Falschheit in einem Auge wohnen, das seinen Augen aus dem Spiegel gleicht! — Ach! und erwünscht! wenn es auch wäre! Glücklich! wenn ich dich hassen müßte! — Weh mir, wenn ich dich nicht lieben könnte.

R. Moor (drückt ihre Hand wüthend an den Mund).

Amalia. Deine Küsse brennen wie Feuer.

R. Moor. Meine Seele brennt in ihnen.

Amalia. Geh — noch ist es Zeit! Noch! — Stark ist die Seele des Mannes! — Feure auch mich an mit deinem Muth, Mann mit der starken Seele!

R. Moor. Dein Zittern entnervt den Starken. Ich wurzle hier — (das Haupt an ihre Brust gedrückt) und hier will ich sterben.

Amalia. Weg! laß mich! — Was hast du gemacht, Mann? — Weg mit deinen Lippen! — Gottloses Feuer schleicht in meinen Adern. (Sie sträubt sich unmächtig gegen seine Bestürmungen.) Und mußtest du kommen aus fernen Landen, eine Liebe zu zerstören, die dem Tode trozte? (Sie drückt ihn fester an die Brust.) Gott vergebe dir's, Jüngling! u. s. f.

Der Ausgang dieser Scene ist höchst tragisch, so wie sie

überhaupt zugleich die rührendste und entsetzlichste ist. Der Graf hat ihr den Trauring, den sie ihm vor vielen Jahren gegeben, an den Finger gespielt, ohne daß sie ihn erkannt hätte. Nun ist er mit ihr am Ziele — wo er sie verlassen und sich ihr zu erkennen geben soll. Eine Erzählung ihrer eigenen Geschichte, die sie für eine andere auslegt, war sehr interessant. Sie vertheidigt das unglückliche Mädchen. Die Scene endet also:

K. Moor. Meine Amalia ist ein unglückliches Mädchen.

Amalia. Unglücklich! daß sie dich von sich stieß!

K. Moor. Unglücklicher, weil sie mich zwiefach umwindet.

Amalia. O, dann gewiß unglücklich! — Das liebe Mädchen. Sie sey meine Schwester, und dann noch eine bessere Welt —

K. Moor. Wo die Schleier fallen und die Liebe mit Entsetzen zurückprallt — Ewigkeit ist ihr Name — Meine Amalia ist ein unglückliches Mädchen.

Amalia (etwas bitter). Sind es Alle, die dich lieben und Amalia heißen?

K. Moor. Alle — wenn sie wähnen, einen Engel zu umhalsen, und ein Todtschläger in ihren Armen liegt. — Wehe meiner Amalia! Sie ist ein unglückliches Mädchen.

Amalia (im Ausdruck der heftigsten Rührung). Ich beweine sie!

K. Moor (nimmt stillschweigend ihre Hand und hält ihr den Ring vor die Augen). Weine über dich selber (und stürzt hinaus).

Amalia (niedergesunken). Karl! Himmel und Erde!

Noch wäre ein Wort über die zweideutige Katastrophe der ganzen Liebesgeschichte zu sagen. Man frägt: war es tragisch, daß der Liebhaber sein Mädchen ermordet? War es in dem gegebenen Falle natürlich? War es nothwendig?

War kein minder schrecklicher Ausweg mehr übrig? — Ich will auf das Lezte zuerst antworten: Nein! — Möglich war keine Vereinigung mehr, unnatürlich und höchst undramatisch wäre eine Resignation gewesen. Zwar vielleicht diese lezte möglich und schön auf Seiten des männlichen Räubers — aber wie äußerst widrig auf Seiten des Mädchens! Soll sie heimgehen und sich trösten über Das, was sie nicht ändern kann? Dann hätte sie nie geliebt. Soll sie sich selbst erstechen? Mir ekelt vor diesem alltäglichen Behelf der schlechten Dramatiker, die ihre Helden Hals über Kopf abschlachten, damit dem hungrigen Zuschauer die Suppe nicht kalt werde. Nein, man höre vielmehr den Dichter selbst und beantworte sich dann gelegenheitlich auch die übrigen Fragen. R. Moor hat Amalien auf einen Stein gesezt und entblößt ihr den Busen.

R. Moor. Schaut diese Schönheit, Banditen! — Schmelzt sie euch nicht? — Schaut mich an, Banditen! Jung bin ich und liebe. Hier werd' ich geliebt, angebetet. Bis ans Thor des Paradieses bin ich gekommen. — Sollten mich meine Brüder zurückschleudern?

(Die Räuber stimmen ein Gelächter an.)

R. Moor (entschlossen). Genug. Bis hieher, Natur! Jezt fängt der Mann an. Auch ich bin der Mordbrenner einer — und (ihnen entgegen mit Majestät) euer Hauptmann Mit dem Schwert wollt ihr mit eurem Herrn rechten, Banditen? (Mit gebietender Stimme:) Streckt die Gewehre! Euer Herr spricht mit euch!

(Die Räuber lassen zitternd ihre Waffen fallen.)

R. Moor. Seht! Nun seyd ihr Nichts mehr als Knaben und ich — bin frei. Frei muß Moor seyn, wenn er groß seyn will. Um ein Elysium voll Liebe ist mir dieser

Triumph nicht feil. — Nennt es nicht Wahnwitz, Banditen, was ihr das Herz nicht habt, Größe zu nennen; der Witz des Unglücks überflügelt den Schneckengang der ruhigen Weisheit — Thaten wie diese überlegt man, wenn sie gethan sind. Ich will hernach davon reden.

(Er ermordet das Mädchen.)

Die Räuber preisen den Sieg ihres Fürsten. Aber nun seine Empfindungen nach der That.

K. Moor. Nun ist sie mein (indem er sie mit dem Schwert bewacht). Mein — oder die Ewigkeit ist die Grille eines Dummkopfs gewesen. Eingesegnet mit dem Schwert, hab' ich heimgeführt meine Braut, vorüber an all den Zauberhunden meines Feindes Verhängniß! —

Und er muß süß gewesen seyn, der Tod von Bräutigams Händen? Nicht wahr, Amalia?

Amalia (sterbend im Blut). Süß (streckt die Hand aus und stirbt).

K. Moor (zu der Bande). Nun, ihr erbärmlichen Gesellen! Habt ihr noch was zu fordern? Ihr opfertet mir ein Leben auf, ein Leben, das schon nicht mehr euer war, ein Leben voll Abscheulichkeit und Schande. — Ich hab' euch einen Engel geschlachtet, Banditen! Wir sind quitt. Auf dieser Leiche liegt meine Handschrift zerrissen — Euch schenk' ich die eurige u. s. f.

Offenbar krönt diese Wendung das ganze Stück und vollendet den Charakter des Liebhabers und Räubers.

Schlechter bin ich mit dem Vater zufrieden. Er soll zärtlich und schwach seyn, und ist klagend und kindisch. Man sieht es schon daraus, daß er die Erfindungen Franzens, die an sich plump und vermessen genug sind, gar zu einfältig glaubt. Ein solcher Charakter kam freilich dem

Dichter zu Statten, um Franzen zum Zweck kommen zu lassen; aber warum gab er nicht lieber dem Vater mehr Witz, um die Intriguen des Sohnes zu verfeinern? Franz muß allem Ansehen nach seinen Vater durchaus gekannt haben, daß er es für unnöthig hielt, seine ganze Klugheit an ihm zu verschwenden? Ueberhaupt muß ich in der Kritik dieses Leztern noch nachholen, daß sein Kopf mehr verspricht, als seine Intriguen erfüllen, welche, unter uns gesagt, abenteuerlich, grob und romanhaft sind. So mischt sich in die Bedauerniß über den Vater ein gewisses verachtendes Achselzucken, das sein Interesse um Vieles schwächt; so gewiß zwar eine gewisse Passivität des Beleidigten unsern Grimm gegen den Beleidiger mehr erhizt als eine Selbstthätigkeit des erstern, so gehört doch immer ein Grad von Hochachtung gegen ihn dazu, um uns für ihn zu interessiren — und wenn diese Hochachtung nicht auf intellektuelle Vollkommenheiten geht, worauf geht sie sonst? — Auf die moralischen? — Aber man weiß, wie genau sich diese lezteren mit den ersten amalgamiren müssen, um anziehend zu seyn. Ueberdieß ist der alte Moor mehr Betschwester als Christ, der seine religiösen Sprüche aus seiner Bibel herzubeten scheint. Endlich springt der Verfasser mit dem armen Alten gar zu tyrannisch um, und unserer Meinung nach hätte dieser, wenn er auch dem zweiten Akte entronnen wäre, durch das Schwert des vierten fallen sollen. — Er hat ein gar zähes Froschleben, der Mann, das freilich dem Dichter recht à propos kommen mochte. — Doch der Dichter ist ja auch Arzt und wird ihm schon Diät vorgeschrieben haben.

In den kontrastirenden Charakteren der Räuber Roller, Spiegelberg, Schufterle, Kosinsky, Schweizer ist der Verfasser

glücklicher gewesen. Jeder hat etwas Auszeichnendes, jeder Das, was er haben muß, um auch noch neben dem Hauptmann zu interessiren, ohne ihm Abbruch zu thun. Der Rolle Hermanns, die im ersten Plan höchst fehlerhaft war, ist in der zweiten Auflage eine vortheilhaftere Wendung gegeben. Es ist eine interessante Situation, wie sich in der Mitte des vierten Akts die beiden Schurken an einander zerschlagen. So wie sich der Charakter Hermanns erhob, wurde der Charakter des alten Daniel in Schatten gestellt.

Die Sprache und der Dialog dürften sich gleicher bleiben und im Ganzen weniger poetisch seyn. Hier ist der Ausdruck lyrisch und episch, dort gar metaphysisch, an einem dritten Ort biblisch, an einem vierten platt. Franz sollte durchaus anders sprechen. Die blumige Sprache verzeihen wir nur der erhizten Phantasie, und Franz sollte schlechterdings kalt seyn. Das Mädchen hat mir zu viel im Klopstock gelesen. Wenn man es dem Verfasser nicht an den Schönheiten anmerkt, daß er sich in seinen Shakspeare vergafft hat, so merkt man es desto gewisser an den Ausschweifungen. Das Erhabene wird durch poetische Verblümung durchaus nie erhabener, aber die Empfindung wird dadurch verdächtiger. Wo der Dichter am wahrsten fühlte und am durchdringendsten bewegte, sprach er wie unser einer. Im nächsten Drama erwartet man Besserung, oder man wird ihn zu der Ode verweisen.

Gewisse historische Beziehungen finde ich nicht ganz berichtigt. In der neuen Auflage ist die Geschichte in die Errichtung des deutschen Landfriedens verlegt worden. Das Stück war in der Anlage der Charaktere und der Fabel modern zugeschnitten, die Zeit wurde verändert, Fabel und

Charaktere blieben. So entstand ein buntfarbiges Ding, wie die Hosen des Harlekin, alle Personen sprechen um viel zu studirt, jezt findet man Anspielungen auf Sachen, die ein paar hundert Jahre nachher geschahen oder gestattet werden durften. Auch sollte durchgängig mehr Anstand und Milderung beobachtet seyn. Laokoon kann in der Natur aus Schmerz brüllen, aber in der anschaulichen Kunst erlaubt man ihm nur eine leidende Miene. Der Verfasser kann vorwenden: ich habe Räuber geschildert, und Räuber bescheiden zu schildern, wäre ein Versehen gegen die Natur — Richtig, Herr Autor! Aber warum haben Sie denn auch Räuber geschildert?

Nun das Stück von Seiten seiner Moral? — Vielleicht findet der Denker dergleichen darin (besonders wenn er sie mitbringt), Halbdenkern und ästhetischen Maulaffen darf man es kühnlich konfisciren.

Endlich der Verfasser — man frägt doch gern nach dem Künstler, wenn man sein Tableau umwendet — Seine Bildung kann schlechterdings nur anschauend gewesen seyn; daß er keine Kritik gelesen, vielleicht auch mit keiner zurecht kommt, lehren mich seine Schönheiten und noch mehr seine kolossalischen Fehler. Er soll ein Arzt bei einem würtembergischen Grenadierbataillon seyn, und wenn Das ist, so macht es dem Scharfsinn seines Landesherrn Ehre. So gewiß ich sein Werk verstehe, so muß er starke Dosen in Emeticis eben so lieben als in Aestheticis, und ich möchte ihm lieber zehn Pferde als meine Frau zur Kur übergeben.

Anhang über die Vorstellung der Räuber.

(Das Stück ist zu verschiedenen Malen in Mannheim gespielt worden. Ich hoffe meine Leser zu verbinden, wenn ich ihnen einen Brief mittheile, den mir mein Correspondent, der, dem Schauspiel zu Gefallen, dahin abgereist war, auf Ansuchen darüber geschrieben hat.)

Worms, den 15. Jänner —82.

Vorgestern endlich ging die Vorstellung der Räuber des Herrn Schiller vor sich. Ich komme so eben von der Reise zurück, und noch warm von dem Eindruck, setze ich mich nieder, Ihnen zu schreiben. Nun erst muß ich erstaunen, welche unübersteiglich scheinenden Hindernisse der Herr Präsident von Dalberg besiegen mußte, um dem Publikum das Stück auftischen zu können. Der Herr Verfasser hat es freilich für die Bühne umgearbeitet, aber wie? Gewiß auch nur für die, die der thätige Geist Dalbergs beseelt; für alle übrigen, die ich wenigstens kenne, bleibt es nach wie vor, ein unregelmäßiges Stück. Unmöglich war's, bei den fünf Akten zu bleiben; der Vorhang fiel zweimal zwischen den Scenen, damit Maschinisten und Schauspieler Zeit gewännen; man spielte Zwischenakte, und so entstanden sieben Aufzüge. Doch das fiel nicht auf. Alle Personen erschienen neu gekleidet, zwei herrliche Dekorationen waren ganz für das Stück gemacht, Herr Danzy hatte auch die Zwischenakte neu aufgesezt, so daß nur die Unkosten der ersten Vorstellung hundert Dukaten betrugen. Das Haus war ungewöhnlich voll, daß eine große Menge abgewiesen wurde. Das Stück spielte ganze vier Stunden, und mich däucht, die Schauspieler hatten sich noch beeilt.

Doch — Sie werden ungeduldig seyn, vom Erfolge zu hören. Im Ganzen genommen, that es die vortrefflichste Wirkung. Herr Bök, als Räuberhauptmann, erfüllte seine Rolle, so weit es dem Schauspieler möglich war, immer auf der Folter des Affekts gespannt zu liegen. In der mitternächtlichen Scene am Thurm hör' ich ihn noch, neben dem Vater knieend, mit aller pathetischen Sprache den Mond und die Sterne beschwören — Sie müssen wissen, daß der Mond, wie ich noch auf keiner Bühne gesehen, gemächlich über den Theaterhorizont lief, und nach Maßgabe seines Laufs ein natürliches schreckliches Licht in der Gegend verbreitete. — Schade nur, daß Herr Bök für seine Rolle nicht Person genug hat. Ich hatte mir den Räuber hager und groß gedacht. Herr Iffland, der den Franz vorstellte, hat mir (doch entscheidend soll meine Meinung nicht seyn) am vorzüglichsten gefallen. Ihnen gesteh' ich es, diese Rolle, die gar nicht für die Bühne ist, hatte ich schon für verloren gehalten, und nie bin ich noch so angenehm betrogen worden. Iffland hat sich in den lezteren Scenen als Meister gezeigt. Noch höre ich ihn in der ausdrucksvollen Stellung, die der ganzen laut bejahenden Natur entgegenstand, das ruchlose Nein sagen, und dann wiederum, wie von einer unsichtbaren Hand gerührt, ohnmächtig umsinken: „Ja! Ja! — droben Einer über den Sternen!" — Sie hätten ihn sollen sehen auf den Knieen liegen und beten, als um ihn schon die Gemächer des Schlosses brannten — Wenn nur Herr Iffland seine Worte nicht so verschlänge und sich nicht im Deklamiren so überstürzte! Deutschland wird in diesem jungen Mann noch einen Meister finden. Herr Beil, der herrliche Kopf, war ganz Schweizer. Herr Meyer spielte den Herrmann unverbesserlich, auch Kosinsky

und Spiegelberg wurden sehr gut getroffen. Madame Toskani gefiel, mir zum mindesten, ungemein. Ich fürchtete Anfangs für diese Rolle, denn sie ist dem Dichter an vielen Orten mißlungen. Toskani spielte durchaus weich und delikat, auch wirklich mit Ausdruck in den tragischen Situationen, nur zu viel Theater-Affektationen und ermüdende weinerlich klagende Monotonie. Der alte Moor konnte unmöglich gelingen, da er schon von Haus aus durch den Dichter verdorben ist.

Wenn ich Ihnen meine Meinung deutsch heraussagen soll — dieses Stück ist dem unerachtet kein Theaterstück. Nehme ich das Schießen, Sengen, Brennen, Stechen und dergleichen hinweg, so ist es für die Bühne ermüdend und schwer. Ich hätte den Verfasser dabei gewünscht, er würde viel ausgestrichen haben, oder er müßte sehr eigenliebig und zäh seyn. Mir kam es auch vor, es waren zu viele Realitäten hineingedrängt, die den Haupteindruck belasten. Man hätte drei Theaterstücke daraus machen können, und jedes hätte mehr Wirkung gethan. Man spricht indeß Langes und Breites davon. Uebermäßige Tadler und übermäßige Lober. Wenigstens ist Dieß die beste Gewähr für den Geist des Verfassers. Bald werden wir es gedruckt haben. Herr Hofkammerrath Schwan, der zur Aufnahme des Stücks sehr viel beigetragen hatte und ein eifriger Liebhaber davon ist, wird es herausgeben.

Ich habe die Ehre zu seyn u. s. f.

Plan einer dramaturgischen Monatschrift.

Lebhaft überzeugt von dem ausgebreiteten Nutzen, den die Nationalbühne zu Mannheim von einer dramaturgischen Monatschrift haben wird, die ihren ganzen Gang und ihre innere Beschaffenheit dem ganzen deutschen Publikum vorlegt, entschloß ich mich, dieses Werk anzugreifen und mich ihm ganz zu widmen.

Meine Idee von diesem Journal wäre ungefähr folgende:

1) Voran ginge eine Geschichte des hiesigen Theaters, von seinem ersten Anfang bis auf die jetzige Zeit, mit seinen Hauptrevolutionen und dem Verdienst seiner Unternehmer.

2) Dann folgte eine General-Uebersicht von Direktion, Oekonomie, Polizei und dem gegenwärtig herrschenden Geschmack auf demselben.

3) Das Personal der Schauspieler und Schauspielerinnen, ihre Geschichte, Rollenfach, Debüts und die individuelle Kritik über einen jeden besonders.

4) Ein Verzeichniß der vorzüglichsten, auf dieser Bühne bisher gegebenen Stücke, mit kurzen Bemerkungen über das jedesmalige Spiel und die Aufnahme vom Publikum.

5) Das fortlaufende Repertorium jedes Monats und die Beschließungen des Ausschusses, oder Theatersenats.

6) Aufsätze über die dramatische Kunst, theils von Schauspielern, theils von dem Herausgeber des Journals, welche, meinem Plane nach, in wenigen Jahren das ganze System dieser Kunst enthalten würden.

7) Preisaufgaben von der Intendanz und deren Entscheidung.

8) Für Anekdoten, Gedichte, Auszüge und andere unbestimmte Punkte bliebe ein eigener Artikel, unter dem Namen Beilage oder Miszellaneen, ausgesezt.

Den Herausgeber dieses Werkes in die Verfassung zu setzen, daß er es mit dem ganzen Maß seiner Kräfte und freiem, unbefangenem Kunstgefühl vollenden könne, wird erfordert, daß er, durch eine anständige Vergütung von Seiten des Theaters unterstüzt, nicht nöthig habe, von dem Eigennutz eines Verlegers und den Zufällen des Buchhändlers abzuhangen. Wenn also die Intendanz des Theaters die vielen Vortheile, welche ihr aus Vollendung dieses Werkes zufließen, mit einem Aufwand von fünfzig Dukaten nicht zu theuer erkauft fürchtet, so ist der Plan seiner Ausführung nahe, und ich unterziehe mich feierlich der möglichst vollkommenen Ausarbeitung dieser Schrift; verspreche, solche mit Anfang des Augusts 1784 zu eröffnen, alle Sorgen des Verlags und des Uebrigen der Intendanz abzunehmen, und ihr jeden Monat eine bestimmte Anzahl Exemplare frei auszuliefern. Kurfürstlich hohe Theatralintendanz hat also bei dem ganzen Unternehmen Nichts zu thun, Nichts zu tragen, als durch Unterzeichnung dieses Entwurfs den Herausgeber zur Ausführung desselben zu bestimmen.

Gegeben Mannheim am 2. Julius 1784.

Friedrich Schiller.

Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?

Eine Vorlesung, gehalten zu Mannheim in der öffentlichen Sitzung der kurpfälzischen deutschen Gesellschaft am 26. des Junius 1784 von F. Schiller, Mitglied dieser Gesellschaft und herzogl. weimarischem Rath.

Wenn uns der natürliche Stolz — so nenne ich die erlaubte Schätzung unsers eigenthümlichen Werths — in keinem Verhältniß des bürgerlichen Lebens verlassen soll, so ist wohl das Erste Dieses, daß wir uns selbst zuvor die Frage beantworten, ob das Geschäft, dem wir jezt den besten Theil unsrer Geisteskraft hingeben, mit der Würde unsers Geistes sich vertrage, und die gerechten Ansprüche des Ganzen auf unsern Beitrag erfülle. Nicht immer bloß die höchste Spannung der Kräfte — nur ihre edelste Anwendung kann Größe gewähren. Je erhabener das Ziel ist, nach welchem wir streben, je weiter, je mehr umfassend der Kreis, worin wir uns üben, desto höher steigt unser Muth, desto reiner wird unser Selbstvertrauen, desto unabhängiger von der Meinung der Welt. Denn nur wenn wir bei uns selbst erst entschieden haben, was wir sind, und was wir nicht sind, nur dann sind wir der Gefahr entgangen, von fremdem Urtheil zu leiden — durch Bewunderung aufgeblasen, oder durch Geringschätzung feig zu werden.

Woher kommt es aber — diese Bemerkung hat sich mir aufgedrungen, seitdem ich Menschen beobachte — woher kommt es, daß der Amtsstolz so gern im entgegengesezten Verhältniß mit dem wahren Verdienste steht? Daß die

Meisten ihre Anforderungen an die Achtung der Gesellschaft in eben dem Grade verdoppeln, in welchem sich ihr Einfluß auf dieselbe vermindert? — Wie bescheiden erscheint nicht oft der Minister, der das Steuerruder des Landes führt, und das große System der Regierung mit Riesenkraft wälzt, neben dem kleinen Histrionen, der seine Verordnungen zu Papier bringt — wie bescheiden der große Gelehrte, der die Grenzen des menschlichen Denkens erweiterte und die Fackel der Aufklärung über Welttheile schimmern ließ, neben dem dumpfen Pedanten, der seine Quartbände hütet? — Man verurtheilt den jungen Mann, der, gedrungen von innerer Kraft, aus dem engen Kerker einer Brodwissenschaft heraustritt und dem Rufe des Gottes folgt, der in ihm ist. Ist das die Rache der kleinen Geister an dem Genie, dem sie nachzuklimmen verzagen? Rechnen sie vielleicht ihre Arbeit darum so hoch an, weil sie ihnen so sauer wurde? — Trockenheit, Ameisenfleiß und gelehrte Taglöhnerei werden unter den ehrwürdigen Namen Gründlichkeit, Ernst und Tiefsinn geschäzt, bezahlt und bewundert. Nichts ist bekannter und Nichts gereicht zugleich der gesunden Vernunft mehr zur Schande, als der unversöhnliche Haß, die stolze Verachtung, womit Fakultäten auf freie Künste herunter sehen — und diese Verhältnisse werden sich forterben, bis sich Gelehrsamkeit und Geschmack, Wahrheit und Schönheit als zwei versöhnte Geschwister umarmen.

Es ist leicht einzusehen, in wie fern diese Bemerkung mit der Frage zusammenhängt: „Was wirkt die Bühne?“ — Die höchste und lezte Forderung, welche der Philosoph und Gesetzgeber einer öffentlichen Anstalt nur machen können, ist Beförderung allgemeiner Glückseligkeit. Was die Dauer des physischen Lebens erhält, wird immer sein erstes

Augenmerk seyn, was die Menschheit innerhalb ihres Wesens veredelt, sein höchstes; Bedürfniß des Thiermenschen ist älter und dringender — Bedürfniß des Geistes vorzüglicher, unerschöpflicher. Wer also unwidersprechlich beweisen kann, daß die Schaubühne auf Menschen und Volksbildung wirkte, hat ihren Rang neben den ersten Anstalten des Staats entschieden.

Die dramatische Kunst sezt mehr voraus, als jede andere von ihren Schwestern. Das höchste Produkt dieser Gattung ist vielleicht auch das höchste des menschlichen Geistes. Das System der körperlichen Anziehung und Shakspeare's Julius Cäsar — es steht dahin, ob die Zunge der Wage, worin höhere Geister die menschlichen wägen, um einen mathematischen Punkt überschlagen wird. Wenn Dieß entschieden ist — und entschied nicht der unbestechlichste Richter, die Nachwelt? — warum sollte man nicht vor allen Dingen dahin beflissen seyn, die Würde einer Kunst außer Zweifel zu setzen, deren Ausübung alle Kräfte der Seele, des Geistes und des Herzens beschäftigt? Es ist Verbrechen gegen sich selbst, Mord der Talente, wenn das nämliche Maß von Fähigkeit, welches dem höchsten Interesse der Menschheit würde gewuchert haben, an einem minder wichtigen Gegenstand undankbar verschwendet wird. Ist es wirklich noch zweifelhaft, ob du vom Himmel herabstammst, sind alle deine geprahlten Einflüsse wirklich nur schöne Chimären deiner Bewunderer, ist die Menschheit nicht deine Schuldnerin — o so zerreiße deinen unsterblichen Lorbeer, Thalia, laß deine Posaune von ihr schweigen, ewige Fama! — Jene bewunderte Iphigenia war nichts als ein schwacher Augenblick ihres Schöpfers, der seine Würde

vergaß — der gepriesene Hamlet nichts als eine Majestätsverletzung des Dichters gegen den himmlischen Genius.

Ueber keine Kunst ist — so viel ich weiß — mehr gesagt und geschrieben worden, als über diese; über keine weniger entschieden. Die Welt hat sich hier, mehr als irgendwo, in Vergötterung und Verdammung getheilt, und die Wahrheit ging verloren durch Uebertreibung. Der härteste Angriff, den sie erleiden mußte, geschah von einer Seite, wo er nicht zu erwarten war. — Der Leichtsinn, die Frechheit, auch selbst die Abscheulichkeit Derer, die sie ausüben, kann der Kunst selbst nicht zur Last fallen. Die meisten eurer dramatischen Schilderungen, und selbst die am meisten gepriesenen, was sind sie anders, spricht man, als feine, versteckte Giftmischerei, künstlich aufgepuzte Laster, weichliche oder großsprechende Tugenden? — Eure Repräsentanten der Menschheit, eure Künstler und Künstlerinnen, wie oft Brandmark des Namens, den sie tragen, Parodien ihres geweihten Amtes, wie oft Auswurf der Menschheit? Eure gerühmte Schule der Sitten, wie oft nur die lezte Zuflucht des gesättigten Luxus? ein Hinterhalt des Muthwillens und der Satyre? Wie oft diese hohe göttliche Thalia eine Spaßmacherin des Pöbels, oder Staubleckerin an sehr kleinen Thronen? — Alle diese Ausrufungen sind unwiderleglich wahr, doch trifft keine einzige die Bühne. Christus Religion war das Feldgeschrei, als man Amerika entvölkerte — Christus Religion zu verherrlichen, mordeten Damiens und Ravaillac, und schoß Karl IX. auf die fliehenden Hugenotten zu Paris. — Wem aber wird es einfallen, die sanftmüthigste der Religionen einer Schandthat zu bezüchtigen, von der auch die rohe Thierheit sich feierlich lossagen würde?

Eben so wenig darf die Kunst es entgelten, daß sie in Europa nicht ist, was sie in Asien war, im achtzehnten Jahrhundert nicht ist, was unter Aspasia und Perikles. Genug für sie, daß sie es damals gewesen, und daß die Nation, bei welcher sie blühte, noch jezt unser Muster ist — aber ich schreite zur Untersuchung selbst.

Repertorium des Mannheimer Nationaltheaters.

(Anmerkung. Ehe ich mich im zweiten Heft der Thalia ausführlicher über diese Bühne erkläre, sende ich hier ein kurzes Tagebuch über die Vorstellungen voraus, welche vom Neujahr 1785 bis zum dritten des Lenzmonats hier gegeben wurden.)

Neujahr. Die Kriegsgefangenen [1])*.

2. Jänner. Oda, oder die Frau von zwei Männern [2]), zum Erstenmale. — Ein widriges unnatürliches Ding — zusammengeraffte Theaterflitter ohne Geschmack, ohne Vorbereitung, ohne Wirkung. Mad. Rennschüb, als Oda, spielte vortrefflich. Die abgeschmackten Eremiten wurden durch Herrn Becks und Herrn Ifflands [3]) Spiel um nichts erträglicher.

4. Jänner. Der Deserteur [4]) von Mercier.

6. Jänner. Günther von Schwarzburg [5]), eine Nationaloper von Holzbauer und Klein, zum Erstenmal. Der Zulauf war ungewöhnlich. Die Wirkung? — wenn über Pomp und musikalische Schönheit schülerhafte Vorstellung

* Die Erläuterung der in diesem Artikel angeführten Noten 1—26 findet sich in der Anmerkung Nr. 5. am Schluß des Bandes.

sich vergessen läßt, außerordentlich. Herr Leonhard zeichnete sich zu seinem Vortheile aus. Demoiselle Schäfer ist eine anerkannte vortreffliche Sängerin.

9. Jänner. Die Eifersüchtigen[6]), oder alle irren sich. Eine drollige Farce, die hier sehr lebhaft gespielt wird.

11. Januar. Juliane von Lindorak[7]). Madame Gensike zeigte sich als Künstlerin von Kopf; warum rührte sie aber so wenig? — Zum Beschluß, die beiden Portraits[8]). Verdient der Geschmack von Mannheim keine bessere Bewirthung?

13. Jänner. Jeannette[9]). Gewöhnlicherweise lassen uns unsere Sängerinnen die Schönheit ihres Gesangs durch desto schlechteres Spiel entgelten. Dem. Schäfer mißfällt auch als Schauspielerin nicht. Madame Brandel gefiel in der schwatzhaften Gräfin. Zum Beschluß war Pygmalion[10]) von Rousseau und Benda. Herr Beck als Pygmalion spielte dem strengen Auge des Kenners, aber der unfruchtbare Stoff belohnte den Aufwand von Kunst nicht. Kunstbegeisterung verstehen nur wenige. Das süße Erstaunen Pygmalions, beim Aufleben seiner Galathee, ließ mich kalt. Es schien, als hätte die Göttin seinen Wunsch erhört und das Feuer des Künstlers seiner Statue gegeben. Madame Gensike führte die kleine, aber delikate Rolle der Galathee mit sehr vielem Anstand, aber sehr fehlerhaftem Kostüme aus.

16. Jänner. Günther von Schwarzbürg, und ein volles Haus.

18. Januar. Kabale und Liebe[11]). Herr Beck, als Major, überraschte einigemal durch Größe seines tragischen Spiels selbst den Verfasser. Demois. Baumann spielte die Louise Millerin ganz vortrefflich, und in den lezten Akten vorzüglich mit sehr viel Empfindung. Mad. Rennschüb

spielte in der Rolle der Engländerin Manches vortrefflich, aber sie ist ihr nicht ganz gewachsen. Dennoch würde Mad. Rennschüb [12]) eine der besten Schauspielerinnen seyn, wenn sie den Unterschied zwischen Affekt und Geschrei, Weinen und Heulen, Schluchzen und Rührung immer in Acht nehmen wollte. Herr Beil erfüllte die launige Rolle des Musikus, soviel er wenigstens davon auswendig wußte. Den Hofmarschall spielte Herr Rennschüb ganz vortrefflich. Auch Herr Pöschel gefiel in dem fürstlichen Kammerdiener.

20. Jänner. Die väterliche Rache [13]). Wird hier sehr gut gegeben.

23. Jänner. Die Spieler [14]), ein Lustspiel von Herrn Beil, zum Erstenmale. Wären die Charaktere dieses Stücks nicht aus der verworfensten Menschenklasse — professionirten Spielern — genommen, wechselte die Farce nicht zu oft mit dem Drama und der Tragödie, das Lächerliche nicht zu gothisch mit dem Rührenden und Schrecklichen ab, das Publikum würde gegen gewisse unverkennbare Schönheiten dieses Lustspiels gerechter gewesen seyn. Warum hat Mannheim Stücke bewundert, die diesem unendlich weit nachstehen? Fürchten sich vielleicht unsere französirenden Herren und Damen, ein Stück schön zu finden, wo man sie mit einem Scharfrichter in Konversation bringt, wo eine abgehauene Hand, in Spiritus aufbewahrt, den Knoten schürzt, und eine englische Dogge ihn entwickelt? Dieß und noch mehr würde man dem Verfasser vergeben, wenn man für einige feinere Schönheiten seines Stücks guten Willen genug hätte. Die Episoden des jungen Werneck und des wackern Bedienten Korns haben sehr viel Wahres und Rührendes, und sind mit Delikatesse behandelt. Es kostet mir Ueberwindung, Stellen, die mich vorzüglich rührten, nicht hier anführen zu

dürfen. Herr Gern und Pöschel spielten brav. Der Engländer Fernes gewann durch das mildernde, edle Spiel des Herrn Iffland.

25. Jänner. Der Adjutant [15]) und der Dorfjahrmarkt [16]). In beiden Stücken glänzte Herr Beil, und im leztern besonders als der wirklich große komische Spieler [17]).

27. Jänner. Die Nebenbuhler.

30. Jänner. Günther von Schwarzburg, zum Triumph der Kasse.

1. Februar. Die Spieler, zum Vortheil des Verfassers gegeben. Das Stück gewann durch einige Auslassungen. Die Leere des Hauses war ein Beweis, wie wenig dankbar das Publikum zu Mannheim gegen das Talent seiner Schauspieler ist.

2. Februar. Graf Essex [18]), zum Debüt einer neuen Aktrice, der Demoiselle Witthöft vom Berliner Theater.

Diese, in jedem Betracht schätzbare Künstlerin kündigte sich in der Gräfin Rutland als eine große Eroberung für die Mannheimer Bühne an. Herr Bök [19]), als Graf Essex, spielte meisterhaft. Ich habe ihn nur im Fiesko größer gesehen. Seine wahrhaftig hohe Darstellung der Rolle ließ dem Publikum nichts mehr zu wünschen übrig. Madame Rennschüb mißfiel mir als Königin. — Lieber hätte ich Dem. Witthöft in dieser Rolle gesehen. Herrn Böks Verdienst war um so hervorstechender, je mehr einige andere den Ritter vom Hosenbande vernachlässigten. Schiefes Spiel vergibt man dem schwachen Kopf; aber den Schauspieler, der sich dem Publikum durch nichts als fleißiges Memoriren empfehlen kann, und der jezt da steht und seinen Dialog um Gottes willen aus der Souffleurgrube hervorholt, sollten die Gesetze bestrafen. — Mad. Brandel hatte diesen

Abend eigentlich die Nottingham zu spielen, sie vergriff sich aber in der Rolle und machte die Fulmer.

1. Februar. Der argwöhnische Ehemann [20]). Zum Debüt der Dem. Witthöft. Diese vortreffliche Schauspielerin hat ihre größte Stärke in der Komödie. Naive Wahrheit, Leichtigkeit und Grazie beseelen ihr ganzes Spiel.

6. Februar. Günther von Schwarzburg.

13. Februar. Der argwöhnische Ehemann, wiederholt auf Begehren.

13. Februar. Lanassa [21]). In dieser Rolle ließ mir Dem. Witthöft noch etwas zu wünschen übrig.

15. Februar. Das Präferenzrecht [22]). Zum Beschluß: Wer wird sie kriegen?

17. Februar. Oda, zum Zweitenmal.

20. Februar. Der Westindier [23]). Herr Witthöft, zu dessen Debüt dieses Schauspiel gegeben ward, schenkte dem Publikum unschuldiger Weise einen sehr herrlichen Abend. Herr Beck, als Westindier, spielte groß. Diese Rolle schien ganz nur für ihn geschaffen zu seyn, und schwerlich wird ihn ein deutscher Schauspieler darin erreichen. Dem. Witthöft erhielt auch hier den lautesten und verdientesten Beifall.

22. Februar. Die Lästerschule [24]). Ein bekanntes gutes Theaterstück aus dem Englischen.

24. Februar. Die olympischen Spiele. Ein Singspiel.

27. Februar. König Lear. In dieser großen Rolle erscheint Herr Iffland im ganzen Umfang seiner Kunst. Ich behalte mir die Freiheit vor, über Das, was ich an seinem Spiel bewundere, und was ich nicht bewundere, ein andermal weitläuftiger zu reden. Dem. Witthöft rührte sehr als Kordelia. Regan und Gonerill? — Madame Rennschüb behagt mir zehnmal besser in ihren guten Weibern, als in

ihren schlechten Prinzessinnen. Herr Bök mißfiel in der Rolle des Edgar. Er ist zu kalt, und wo er den wahnsinnigen Tom spielt, schadet er der tragischen Rührung.

Den 1. Lenzmonat. Die Eifersucht auf der Probe[25]). Ein sehr gutes Singspiel.

Den 3. Lenzmonat. Emilia Galotti. Herr Beil spielte den Odoardo meisterhaft. Dem. Witthöft die Emilia vortrefflich. Madame Rennschüb wurde — warum? weiß das Publikum vielleicht selbst nicht — als Klaudia beklatscht. Madam Gensike spielte die Gräfin Orsina besser als sonst und wurde einstimmig darin anerkannt.

Gegenwärtig ist die Nationalbühne zu Mannheim beschäftigt, Shakspeares Julius Cäsar[26]), nach einer Umänderung des Freiherrn von Dalberg, dem Publikum aufzutischen. Das römische Kostüme erfordert erstaunlichen Aufwand, und alle Anstalten zu diesem Stück versprechen eine außerordentliche Vorstellung.

Weimarischer neudekorirter Theater-Saal. Dramatische Bearbeitung der Wallensteinischen Geschichte durch Schiller.

(Auszug eines Briefes aus Weimar.)

Es kann nicht ohne Interesse für Sie seyn, daß Herr Professor Thouret aus Stuttgart, der mit gnädigstem Urlaub seines Landesherrn sich seit einiger Zeit bei uns aufhält, eine innere neue Einrichtung unsers Theatersaals in Kurzem vollenden wird. Die Anlage ist geschmackvoll; ernsthaft ohne

schwer, prächtig ohne überladen zu seyn. Auf elliptisch-gestellten Pfeilern, die das Parterre einschließen und wie Granit gemalt sind, sieht man einen Säulenkreis von dorischer Ordnung, vor und unter welchem die Sitze für die Zuschauer, hinter einer bronzenen Balustrade, bestimmt sind. Die Säulen selbst stellen einen antiken gelben Marmor vor, die Kapitäler sind bronzirt, das Gesims von einer Art graugrünlichem Cippolin, über welchem, lothrecht auf den Säulen, verschiedene Masken aufgestellt sind, welche, von der tragischen Würde an bis zur komischen Verzerrung, nach alten Mustern, mannigfaltige Charaktere zeigen. Hinter und über dem Gesims ist noch eine Gallerie angebracht. Der Vorhang ist dem Geschmacke des Uebrigen gemäß, und das Publikum erwartet mit Verlangen, sich selbst, so wie die beliebte Schauspieler-Gesellschaft, bald in diesem, zwar kleinen, aber nunmehr sehr gefälligen Bezirk wieder zu sehen.

An dem Lobe, das man dieser neuen Einrichtung gibt, die denn eigentlich wohl nur für uns und unsere Gäste erfreulich ist, nehmen Sie gewiß auch Antheil, da es einem Ihrer Landsleute ertheilt wird, der sich dadurch um unsere Stadt und Gegend verdient macht.

Aber ein allgemeineres Interesse wird die Nachricht erregen, daß wir diesen Winter die dramatischen Bemühungen, welche Herr Hofrath Schiller, auch Ihr Landsmann, einer wichtigen Epoche der deutschen Geschichte gewidmet hat, nach und nach auf unserer Bühne sehen werden.

Ich sage nach und nach, denn die große Breite des zu bearbeitenden Stoffes sezte den Verfasser gar bald in die Nothwendigkeit, seine Darstellung nicht als ein einziges Stück, sondern als einen Cyklus von Stücken zu denken. Hier war nicht von der Geschichte eines einzelnen Mannes,

oder von Verflechtung einer beschränkten Begebenheit die Rede, sondern das Verhältniß großer Massen war aufzuführen. Eine Armee, die von ihrem Heerführer begeistert ist, der sie zusammengebracht hat, sie erhält und belebt. Jener untergeordnete Zustand eines bedeutenden Generals unter höchste kaiserliche Befehle, der Widerspruch dieser Subordination mit der Selbstständigkeit seines Charakters, mit der Eigensüchtigkeit seiner Plane, mit der Gewandtheit seiner Politik. Diese und andere Betrachtungen haben den Verfasser bewogen, das Ganze in drei Theile zu sondern.

Das erste Stück, das den Titel „Wallensteins Lager" führt, könnte man unter der Rubrik eines Lust- und Lärmspieles ankündigen. Es zeigt den Soldaten, und zwar den Wallensteinischen. Man bemerkt den Unterschied der mannigfaltigen Regimenter, das Verhältniß des Militärs zu dem gedrückten Bauer, zum gedrängten Bürger, zu einer rohen Religion, zu einer unruhigen und verworrenen Zeit, zu einem nahen Feldherrn und einem entfernten Oberhaupte. Hier ist der übermächtige und übermüthige Zustand des Soldaten geschildert, der sich nun schon sechszehn Jahre in einem wüsten und unregelmäßigen Kriege herumtreibt und hinschleppt. Wir vernehmen aus dem Munde leichtsinniger, einen Dienst nach dem andern verlassender Soldaten, aus dem Munde der beredten Marketenderin die Schilderung Deutschlands, wie es sich, von unaufhörlichen Streifzügen durchkreuzt, von Schlachten, Belagerungen und Eroberungen verwundet, in einem zerstörten und traurigen Zustand befinde. Wir hören die vornehmsten Städte unsers Vaterlandes nennen, der größten Feldherren jenes Jahrhunderts wird gedacht, auf die merkwürdigsten Begebenheiten angespielt, so daß wir gar bald am Orte, in der Zeit und unter

dieser Gesellschaft einheimisch werden. Das Stück ist nur in Einem Akte und in kurzen gereimten Versen geschrieben, die den guten, heitern und mitunter frechen Humor, der darin herrscht, besonders glücklich ausdrücken, und durch Rhythmus und Reim uns schnell in jene Zeiten versetzen. Indem das Stück sich unruhig und ohne eigentliche Handlung hin und her bewegt, wird man belehrt, was für wichtige Angelegenheiten der Tag mit sich führe, was Bedeutendes zunächst bevorstehe.

Der Hof will einen Theil von der Wallensteinischen Armee abtrennen und ihn nach den Niederlanden schicken. Der Soldat glaubt hier die Absicht zu sehen, die man hege, Wallensteins Ansehen und Gewalt allmälig zu untergraben. Durch Neigung, Dankbarkeit, Umstände, Vorurtheil, Nothwendigkeit an ihren Führer gekettet, halten die Regimenter, deren Repräsentanten wir sehen, sich für berechtigt, gegen diese Ordre Vorstellungen zu thun; sie sind entschlossen, bei ihrem General beisammen und zusammen zu bleiben, zwar für den Kaiser zu siegen oder zu sterben, jedoch nur unter Wallenstein. In dieser bedenklichen Lage endigt das Stück, und das folgende ist vorbereitet. Nunmehr ist uns Wallensteins Element, auf welches er wirkt, sein Organ, wodurch er wirkt, bekannt. Man sah die Truppen zwischen Subordination und Insubordination schwanken; wohin sich die Wage zulezt neigen wird, und auf welche nächste Veranlassung? ob die Regimenter und ihre Chefs, wenn Wallenstein sich dereinst vom Kaiser lossagt, bei ihm verharren, oder ob ihre Treue gegen den ersten und eigentlichen Souverän unerschütterlich seyn werde? Das ist die Frage, die abgehandelt, deren Entscheidung dargestellt werden soll. Ein solcher Mann steht und fällt nicht als ein einzelner Mensch;

die Umgebung, die er sich geschaffen hat, trägt und hält ihn, so lange sie beisammen bleibt, oder läßt ihn, indem sie sich trennt zu Grunde sinken.

Das zweite Stück, unter dem Titel: „Piccolomini“, enthält vorzüglich die Wirkungen der Piccolomini, Vater und Sohn, für und gegen Wallenstein, indessen dieser noch ungewiß ist, was er thun könne und solle.

Das dritte Stück endlich stellt „Wallensteins Abfall und Untergang“ dar. Beide sind in Jamben geschrieben, deren Wirkung durch das ungebildetere Sylbenmaß des Vorspiels vorbereitet und erhöht wird.

Der Verfasser, mit Recht besorgt, wie diese bei uns noch ungewöhnliche Behandlung dramatischer Gegenstände auf das deutsche Theater überhaupt einzuleiten sey, will sich erst durch Erfahrung überzeugen, was man zu thun habe, um die Direktionen, den Schauspieler, den Zuschauer mit einem solchen Wagestück zu versöhnen; es muß sich entscheiden, ob alle Parteien dabei zu gewinnen glauben, um eine solche Neuerung zu unternehmen und zu genehmigen.

Da man in Weimar vor einer gebildeten und gleichsam geschlossenen Gesellschaft spielt, die nicht bloß von der Mode des Augenblicks bestimmt wird, die nicht allzufest am Gewohnten hangt, sondern sich schon öfters an mannigfaltigen originalen Darstellungen ergözt hat, und durch die Bemühungen der eigenen Schauspieler sowohl, als durch die zweimalige Erscheinung Ifflands vorbereitet ist, auf das Künstliche und Absichtliche dramatischer Arbeiten zu achten, so wird ein solcher Versuch desto möglicher und für den Verfasser desto belehrender seyn.

Wenn das erste Stück, wozu schon alle Vorbereitungen gemacht werden, gegeben ist, erfahren Sie sogleich die

Wirkung, um selbst beurtheilen zu können, was sich etwa im Allgemeinen für dieses Unternehmen prognosticiren lasse.

Am 29. September 1798.

Eröffnung des Weimarischen Theaters.

(Aus einem Briefe.)

Freitag, den 12. Oktober, ist unser Theater eröffnet worden. Die architektonische Einrichtung des Saals hat ihre Wirkung nicht verfehlt, der Zuschauer fand sich selbst auf einen würdigen Schauplatz versezt und fühlte sich berechtigt, auch von dem Theater herab etwas Vorzügliches und Ungemeines zu erwarten.

Für Diejenigen aber, die mit dieser neuen Anlage schon vertraut waren und sie bei Proben erleuchtet gesehen hatten, machte sie noch einen neuen, zwar erwarteten, aber nicht völlig berechneten Eindruck. Ein Schauspielhaus nämlich kann leer nicht beurtheilt werden; es mag angelegt und verziert seyn, wie es will, so ist ein zahlreiches Publikum doch die beste Zierde. Und obgleich bei dem unsern die Architektur sehr mannigfaltig an Form, Farbe und Vergoldung ist, so bleibt es doch nur einfach gegen eine wohlgekleidete Menge. Die Säule verschwindet vor der menschlichen Gestalt, und die Malerei tritt vor der Wirklichkeit zurück.

So können wir uns jezt eines anständigen Orts erfreuen, an dem wir uns denn doch die Woche dreimal versammeln.

Die Grundlage zu aller Bequemlichkeit ist auch gegeben, und wir können von Denjenigen, denen das Geschäft überhaupt aufgetragen ist, hoffen und erwarten, daß sie die Wünsche der verschiedenen Zuschauer, welche freilich, bei der allgemeinen Veränderung, gar mannigfach seyn müssen, nach und nach zu befriedigen suchen werden.

Den Prolog habe ich Ihnen schon mitgetheilt*. Herr Vohs hielt ihn in dem Costüm, in welchem er künftig als jüngerer Piccolomini erscheinen wird; er war hier gleichsam ein geistiger Vorläufer von sich selbst, und ein Vorredner in doppeltem Sinne. Dieser vorzügliche Schauspieler entwickelte hier sein ganzes Talent, er sprach mit Besonnenheit, Würde, Erhebung, und dabei so vollkommen deutlich und präcis, daß in den lezten Winkeln des Hauses keine Sylbe verloren ging. Die Art, wie er den Jamben behandelte, gab uns eine gegründete Hoffnung auf die folgenden Stücke. Und welche Zufriedenheit wird es uns nicht gewähren, wenn wir unser Theater von der fast allgemeinen Rhythmophobie, von dieser Reim- und Taktscheue, an der so viele deutsche Schauspieler krank liegen, bald werden geheilt sehen.

In dieser Hoffnung haben uns die glücklichen Bemühungen der vorzüglichen Schauspieler bestärkt, welche die Hauptpersonen in Wallensteins Lager spielten. Nach dem Ausspruch mehrerer Kenner, deren Urtheil wir in dieser kurzen Zeit vernehmen konnten, erschienen Sylbenmaß und Reim keineswegs als Hinderniß, sie kamen nicht in Anschlag, als in so fern sie zur Bedeutsamkeit und Anmuth das Ihrige beizutragen hatten.

---

* Derselbe war in der Allgemeinen Zeitung, woraus auch dieser Aufsatz entnommen ist, am 24. Oktober 1798 abgedruckt. D. H.

Nach diesem allgemeinen Eingange glauben wir Ihnen mit einer nähern Schilderung des Einzelnen Vergnügen zu machen.

Nach geendigtem Prolog gab eine heitere militärische Musik das Zeichen, was zu erwarten seyn möchte, und noch ehe der Vorhang in die Höhe ging, hörte man ein wildes Lied singen. Bald ward das Theater aufgedeckt, und es erschien vor den Augen des Zuschauers das bunte Gewimmel eines Lagers. In einem Marketenderzelte und um dasselbe waren Soldaten von allen Zeichen und Farben versammelt. Dort standen Kram- und Trödel-Buden aufgerichtet, hier leere Tische, die noch mehr Gäste zu erwarten schienen; an der Seite lagen Kroaten und Scharfschützen um ein Feuer, über welchem ein Kessel hing, und nicht weit davon würfelten mehrere Knaben auf einer Trommel, die Marketenderin mit ihrer Gehülfin lief hin und wieder, den Geringsten sowohl als den Besten mit gleicher Sorgfalt zu bedienen, indessen das rohe Soldatenlied aus dem Zelte immerfort erscholl und die Stimmung dieser Gesellschaft vollkommen ausdrückte.

Die Ruhe, welche vorn auf dem Theater herrschte, unterbricht die Ankunft eines Bauern, der mit seinem kleinen Sohne herbeigeschlichen kommt. Der Vater spricht dem furchtsamen Knaben zu, und wir vernehmen bald, daß er das erlittene Unrecht durch falsche Würfel wieder ins Gleiche zu bringen denke, und repräsentirt also zugleich das Elend des Bauern und seine Verderbniß.

Herr Beck sprach diese Rolle mit der vorzüglichen Deutlichkeit und Akkuratesse, die ein jeder Schauspieler, dem eine Exposition anvertraut ist, sich zur Pflicht machen soll. Dabei

war sein Ton und Betragen ganz dem pfiffigen und versteckten Charakter der Rolle gemäß.

Aus dem Zelte tritt ein Wachtmeister und Trompeter von den Regimentern, welche Terzky, des Herzogs Schwager, kommandirt; der Trompeter fährt den klagenden Bauern an, ein Uhlan, roh und gutmüthig, reicht ihm einen Trunk und nimmt ihn mit ins Zelt. Indem die beiden Reiter den leeren Tisch in Besitz nehmen, vernehmen wir von ihnen, daß Wallensteinische Truppen aus fremden Landen sich zusammen gegen Pilsen ziehen, daß die Herzogin und ihre Tochter erwartet werden, daß die Generale und Kommandanten sich zusammen finden, daß ein Hofkriegsrath von Wien angekommen ist, daß es scheint, als wolle man das Ansehen des Herzogs untergraben. Der Wachtmeister und Trompeter, diese Repräsentanten ihrer Regimenter,

Sind dem Herzog ergeben und gewogen,
Hat er sie selbst doch herangezogen.
Alle Hauptleute sezt er ein,
Sind Alle mit Leib und Leben sein.

Ein Scharfschütz betrügt einen Kroaten im Tausche; ein Constabler bringt die Nachricht, Regensburg sey eingenommen. Ein paar holkische Jäger treten auf, sehr schmuck gekleidet, als Leute, die Gelegenheit hatten, sich durch Beute zu bereichern. Die Marketenderin findet in dem Einen einen alten Bekannten, den langen Peter von Itzehö. Nach verschiedenen munteren Incidentien machen die beiden Jäger mit dem Wachtmeister oder Trompeter Bekanntschaft. Der Wachtmeister verbreitet sich über die Vortheile, um des Feldherrn Person zu seyn. Der zweite Jäger rühmt die Thaten ihres wilden Haufens. Der erste Jäger verlangt

nur ein freies, ungebundenes Leben. Er erzählt die Geschichte seiner Wanderungen:

Was war das nicht für ein Placken und Schinden
Bei Gustav, dem Schweden, dem Leuteplager!
Der machte eine Kirch' aus seinem Lager.

Von da lief er zu den Liguisten, und als Tilly's Glück zu wanken anfing, zu den Sachsen. Als diese in Böhmen den Krieg nicht lebhaft genug führten, zu dem Herzog von Friedland, der eben werben ließ. Der zweite Jäger ist gewiß, unter seinem Generale Glück zu haben. In diesem Sinne erzählt der Wachtmeister Wallensteins tapferes Betragen in der Affaire bei Lützen; der Eine nimmt's natürlich, der Andere übernatürlich.

Ein Rekrut kommt, von der Trommel begleitet; ein bürgerlicher Verwandter sucht ihn noch abzumahnen, die Soldaten muntern ihn auf. Der Wachtmeister gibt ihm seinen militärischen Segen. Hierauf erzählt er den Fall von Buttler, der aus einem gemeinen Reiter zulezt Generalmajor geworden. Der Jäger erzählt darauf ein Studentenstückchen, das Wallenstein in Altorf ausgehen lassen. Sein Kamerad hat indessen mit der Aufwärterin gescherzt; ein Dragoner zeigt sich eifersüchtig; es will Händel geben; der Wachtmeister legt sich dazwischen; es wird getanzt; ein Kapuziner kommt dazu:

Kapuziner.

Heisa, Juchheisa! Dudeldumdei!
Das geht ja hoch her. Bin auch dabei!
— — — — — — —
— — — — — — —
Und so lang' der Kaiser diesen Friedeland
Läßt walten, so wird nicht Fried' im Land.

Wer erkennt nicht an dieser Redekunst die Schule, in welcher sich Pater Abraham bildete? wer lacht nicht über diese barbarisch geistliche Erscheinung? Indessen ist der ernsthafte Zweck auf den Geist des Zuhörers erreicht, wir sehen eine lebhafte, gewaltsame Opposition gegen den Generalissimus. So würde dieser Pfaffe nicht sprechen, wenn er keinen Hinterhalt hätte; er würde jezt nicht so sprechen, wenn nicht eben jezt das Tempo wäre, die Armee zu sondiren und Bewegungen gegen den General hervorzubringen.

Haben wir nun oben an den Reitern von den Terzky'schen Regimentern Männer kennen lernen, welche ganz dem Wallenstein ergeben sind, an den Holk'schen Jägern wüste Jünglinge, welche dem Glück nachstreben und nur in der Losgebundenheit ihr Daseyn fühlen, so werden uns nun bald in den Tiefenbachern die Repräsentanten des rechtlichen und pflichtliebenden Theils der Armee, so wie in dem Wallon'schen Küraßier eine kühnere und zugleich gebildetere Klasse von Menschen erscheinen.

Im Zelte entsteht Lärm, des Bauern falsche Würfel sind entdeckt worden, Jedermann will ihn gehangen sehen. Ein Küraßier von den Pappenheimern, welche der junge Piccolomini jezt kommandirt, tritt hinzu. Nach einigen Zwischenreden zeigt sich die Unzufriedenheit der Küraßiere darüber, daß ein Theil von der Armee abgetrennt werden soll.

> Sie wollen uns in die Niederland leihen;
> — — — — — — —
> — — — — — — —
> Und so wurden wir Wallensteiner.

Der Wachtmeister fährt fort, zu zeigen, welcher Gefahr Alles ausgesezt wäre, wenn man sich trennen ließe. Nachdem

er darauf die verschiedenen einzelnen Soldaten angeredet, und sie um ihr Vaterland befragt, fährt er fort:

Nun! und wer merkt uns Das wohl an,
— — — — — — —
Kein Andrer sonst als der Wallenstein.

Der Streit geht fort, in wie fern man dem Kaiser oder dem Herzog zu gehorchen habe. Die verschiedenen Gesinnungen kommen an den Tag, und die künftige Entwicklung des Trauerspiels ist vorbereitet. Der Kürassier tritt dazwischen.

Ist denn darüber Zank und Zwist,
Ob der Kaiser unser Gebieter ist?

Dem ungeachtet glaubt er, der Soldat habe auch Etwas drein zu reden. — Man erfährt noch Manches von den Schicksalen des Kürassiers, der weit in der Welt herumgekommen, und Vieles versucht hat, dem es aber doch zulezt in seinem eisernen Wamms am besten gefällt; seine gebildetere Natur zeigt menschlich-heroische Gesinnungen. Nun kommt lebhafter zur Sprache, was in dem gegenwärtigen Falle zu thun sey. Die Tiefenbacher begeben sich weg.

Erster Kürassier.

Also laßt jedes Regiment
Ein Pro Memoria reinlich schreiben,
Daß wir beisammen wollen bleiben 2c.

Alle stimmen ein, sie trinken auf des Piccolomini Gesundheit, dann auf folgende Wünsche, Vorsätze und Hoffnungen:

Der Wehrstand soll leben!
Der Nährstand soll geben!
Die Armee soll floriren!
Und der Friedländer soll sie regieren!

Hierauf wurde das Reiterlied angestimmt, welches aus dem dießjährigen Schiller'schen Musenalmanach bekannt ist; gegen das Ende schloß die ganze Versammlung einen bunten verketteten Halbkreis, in welchen auch die Kinder sämmtlich mit aufgenommen wurden, und der lezte, neuhinzugedichtete Vers schien auch den friedlichsten Zuschauer mit heiterem Muthe zu beleben. Der Vorhang fiel, ehe das Chor ganz ausgesungen hatte.

Sonnabend, den 13. Oktober, ward das Stück wiederholt, man konnte von dem Effekt schon mehr urtheilen, und es scheint über das Unterhaltende, über die Anmuth, das Unterrichtende und Zweckmäßige dieses Vorspiels im Publico nur Eine Stimme zu seyn. Man rekapitulirt, für sich und in Gesellschaften, was Jedem aus der Geschichte jener Zeit erinnerlich ist; man fragt, man schlägt nach, und indem man sowohl den Personen, als den Begebenheiten seine Aufmerksamkeit zuwendet, fängt man schon an, das poetische Interesse von dem historischen zu unterscheiden, und macht sich gefaßt, den Dichter sowohl in Bezug auf den Geschichtschreiber, als auch in so fern er Schöpfer seines Gegenstandes werden mußte, zu beurtheilen.

Wie wir nun eben verschiedene Stellen angeführt haben, welche theils zur Kenntniß des Stücks vorzüglich beitragen, theils auch besonders gut gesprochen worden, so dürfen wir die Namen der Schauspieler nicht verschweigen, welche in den hervorstechenden Rollen sich besonders gezeigt. Madame Beck als Markedenterin, Herr Weyrauch als Wachtmeister, Herr Leißring als erster, Herr Becker als zweiter Jäger, Herr Genast als Kapuziner, Herr Haide als Kürassier. Die wenigen Worte des Tiefenbachers sprach Herr Huunius mit Treuherzigkeit, Ernst und Fermetät, so daß

sich auch diese kleine Rolle nach der Absicht des Verfassers bestimmt heraushob.

Was die Masse der Soldaten betrifft, konnte sie freilich an unserm Theater nur symbolisch durch wenige Repräsentanten dargestellt werden; Alles ging übrigens rasch und gut, nur der Unbehülflichkeit mancher Statisten sah man die kurze Zeit an, welche auf die Proben hat verwendet werden können.

Die Kleidung war nach Abbildungen zugeschnitten, die uns aus damaliger Zeit übrig sind, und wir erwarten die Hauptbelden der beiden künftigen Stücke in eben dem Sinne gekleidet zu sehen.

Der Verfasser gedenkt die Bemerkungen, die er in diesen beiden Abenden hat machen können, zum Vortheil seiner Arbeit zu benutzen, und manche Stellen, sowohl für dramatische Wirkung, als zu bequemerer Aussprache des Verses umzubilden. Vielleicht löscht er auch Einiges weg, was bei näherer Untersuchung sich nicht ganz dem Kostüm gemäß bewähren möchte. Bei einer so treuen, obgleich poetischen Schilderung der Sitten jenes Zeitalters, wird billig Alles vermieden, was den Zuschauer irre führen könnte. — Bald hoffe ich Ihnen von dem zweiten Stücke Nachricht geben zu können, zu dem man sich gegenwärtig schon vorbereitet.

Weimar, den 15. Oktober 1798.

Rezension der ersten Aufführung der Piccolomini.

In der gefühlvollen Darstellung unsers Graff [1]) * erschien die dunkle, tiefe, mystische Natur des Helden vorzüglich glücklich; was er sprach, war empfunden und kam aus dem Innersten; seine pathetische Recitation des Monologs, seine ahnungsvollen Worte in der Scene mit der Gräfin Terzky, als er den unglücklichen Entschluß faßt, so wie die Erzählung des Traums, riß alle Zuhörer mit sich fort; nur daß er zuweilen, von seinem Gefühl hingezogen, eine zu große Weichheit in den Ausdruck legte, der dem männlichen Geist des Helden nicht ganz entsprach.

Vohs, [2]) als Max Piccolomini, war die Freude des Publikums, und er verdiente es zu seyn. Immer blieb er im Geist seiner Rolle, und das feinste, zarteste Gefühl wußte er am glücklichsten auszudrücken. Der Auftritt, wo er Wallenstein von der unglücklichen That zurückzubringen bemüht ist, war sein Triumph, und die Thränen der Zuschauer bezeugten die eindringende Wahrheit seines Vortrags.

Thekla von Friedland [3]) wurde durch Mlle. Jagemann zart und voll Anmuth dargestellt. Eine edle Simplicität bezeichnete ihr Spiel und ihre Sprache, und Beides wußte sie, wo es nöthig war, auch zu einer tragischen Würde zu erheben. Ein Lied, welches Thekla singt, gab dieser vorzüglichen Sängerin Gelegenheit, das Publikum auch durch dieses Talent zu entzücken.

---

* Die Erläuterung der in diesem Artikel angeführten Noten 1—8 findet sich in der Anmerkung Nr. 8 am Schluß des Bandes.

Madame Teller, [4]) welche die Weimar'sche Bühne vor Kurzem betreten, führte die wichtige Rolle der Gräfin Terzky mit der sorgfältigsten Genauigkeit aus; durch ihren präcisen und belebten Vortrag in der entscheidenden Scene mit Wallenstein, wo Alles von der Beredsamkeit der Gräfin Terzky abhängt, erwarb sie sich ein entschiedenes Verdienst um das ganze Stück.

Bekker [5]) stellte uns den kaiserlichen Abgesandten im Lager mit Anstand und Würde dar, und glücklich wußte er die Klippe des Lächerlichen zu vermeiden, dem diese Höflingsfigur, unter dem Hohn einer übermüthigen, stolzen Soldateska, leicht ausgesezt war.

Malkolmi als Buttler, Leißring als Graf Terzky, Kordemann als Illo, Mlle. Malkolmi [6]) als Herzogin von Friedland, Beck als Astrolog, Genast als Isolani drückten den Sinn ihrer Rollen glücklich aus, und bewiesen durch die Leichtigkeit, womit sie die Aufgabe einer rhythmischen Sprache zu lösen wußten, daß ein allgemeinerer Gebrauch des Sylbenmaßes auf der Bühne recht wohl Statt finden könnte. Hunnius, als schwedischer Geschäftsträger, stellte in seiner Person den einfachen, schlichten und rechtlichen Krieger, den bedenklichen, vorsichtigen Negociateur, den religiösen, bibelkundigen Protestanten, den mißtrauischen, zugleich aber kühnen und sich selbst fühlenden Schweden überaus treffend und glücklich dar.

Auch die ganz kleine Rolle des General Tiefenbach beim Gastmahl, welches Terzky gibt, wurde von Haiden zu großer Ergötzung des Publikums ausgeführt.

Um die theatralische Anordnung der ganzen, so verwickelten Repräsentation hatte sich Schall, [7]) dem sie aufgegeben war, ein großes Verdienst erworben, und der Fleiß, den er

auf seine eigene beträchtliche Rolle, die des Octavio Piccolomini, wandte, hinderte ihn nicht, seine Aufmerksamkeit auf das Ganze zu wenden.

Die Direktion sparte keinen Aufwand, durch Dekoration und Kleidung den Sinn und Geist des Gedichts würdig auszuführen, und die Aufgabe, den barbarischen Geschmack jener Zeit, welcher dargestellt werden mußte, dem Auge gefällig zu behandeln und eine schickliche Mitte zwischen dem Abgeschmackten und dem Edeln zu treffen, so viel als möglich seyn wollte, zu lösen. [8])

Das Publikum ehrte das Werk des Dichters und die Bemühung der Schauspieler durch eine fortgesezte wachsende Aufmerksamkeit; es zeigte Interesse und Rührung. Das Stück wurde am nächsten Spieltag wiederholt, und die größere Bekanntschaft der Zuschauer mit dem Werk hat dem Eindruck desselben nichts geschadet.

Dramaturgische Miscellen.

I.

Odoardo in Emilia Galotti.

Wenn Odoardo den Stahl, noch dampfend von dem Blute des geopferten Kindes, zu den Füßen des fürstlichen armen Sünders wirft, dem er seine Maitresse so zugeführt hat — welcher Fürst gibt dem Vater seine geschändete Tochter wieder? — — Glücklich genug, wenn euer Spiel sein getroffenes Herz unter dem Ordensbande zwei- oder dreimal

stärker schüttelt. — Bald schwemmt ein lärmendes Allegro die leichte Rührung hinweg.

II.

Zayre von Voltaire.

Man wird sich erinnern, wie glücklich in Frankreich und England der Versuch durch angehende und ungeübte Spielerinnen gerathen ist. * Möchte man aller Orten von dem Vorurtheile zurückkommen, daß theatralische Uebungen Personen von Stand und Ehre schänden; gewiß würde Dieß den guten Geschmack allgemeiner verbreiten und die Empfindung des Schönen, Guten und Wahren durchgängig mehr beleben und verfeinern, so wie auch zugleich Spieler von Profession mit einem schärfern Wetteifer den Ruhm ihres Standes zu erhalten sich befleißen würden.

III.

Franz Moor in den Räubern.

Wer von uns sah ohne Beben zu, wen durchdrang nicht lebendige Gluth zur Tugend, brennender Haß gegen das Laster, als, aufgeschreckt aus Träumen der Ewigkeit, von den Schrecknissen des nahen Gerichts umgeben, Franz von Moor aus dem Schlummer sprang, als er, die Donner des

* Lessings Hamburgische Dramaturgie, XVI. Stück, Seite 121—122.

erwachten Gewissens zu übertäuben, Gott aus der Schöpfung leugnete und seine gepreßte Brust, zum lezten Gebete vertrocknet, in frechen Flüchen sich Luft machte? — — Es ist nicht Uebertreibung, wenn man behauptet, daß diese auf der Schaubühne aufgestellten Gemälde mit der Moral des gemeinen Mannes endlich in Eins zusammenfließen und in einzelnen Fällen seine Empfindung bestimmen. Ich selbst bin mehr als einmal Zeuge gewesen, als man seinen ganzen Abscheu vor schlechten Thaten in dem Scheltwort zusammenhäufte: Der ist ein Franz Moor. Diese Eindrücke sind unauslöschlich, und bei der leisesten Berührung steht das ganze abschreckende Kunstgemälde im Herzen des Menschen wie aus dem Grabe auf.

IV.

Shakspeare's Timon von Athen.

Unsere Schaubühne hat noch eine große Eroberung ausstehen, von deren Wichtigkeit erst der Erfolg sprechen wird. Shakspeare's Timon von Athen ist, so weit ich mich besinnen kann, noch auf keiner deutschen Bühne erschienen, und so gewiß ich den Menschen vor allem Andern zuerst in Shakspeare aufsuche, so gewiß weiß ich im ganzen Shakspeare kein Stück, wo er wahrhaftiger vor mir stände, wo er lauter und beredter zu meinem Herzen spräche, wo ich mehr Lebensweisheit lernte als im Timon von Athen. Es ist wahres Verdienst um die Kunst, dieser Goldader nachzugraben.

V.

Menschendrechselei.

Der gegenwärtig herrschende Kitzel, mit Gottes Geschöpfen Christmarkt zu spielen, diese berühmte Raserei, Menschen zu drechseln, und es Deucalion gleich zu thun (mit dem Unterschiede, daß man aus Menschen nunmehr Steine macht, wie Jener aus Steinen Menschen), verdiente es mehr als jede andere Ausschweifung der Vernunft, die Geißel der Satyre zu fühlen.

VI.

Wallensteinischer Theaterkrieg.

1) An das unparteiische Publikum von Henriette Wallenstein. 1784.
2) Berichtigung des Wallensteinischen Impressums vom Theaterregisseur Rennschüb. Mannheim 1784.
3) Antwort auf diese Berichtigung des Wallensteinischen Impressums von Henriette Wallenstein. München 1785.

Die Beschwerden der Schauspielerin Wallenstein gegen die Intendance der kurfürstlichen Nationalbühne zu Mannheim, welche schon die dritte Broschüre veranlaßten, sind seltsam und offenbar übertrieben. Wenn auch schon der vernünftige Theil des Publikums dergleichen theatralische Hahnengefechte lächerlich findet, so ist doch zugleich eine Person beleidigt, deren Verdienst um diese Bühne zu groß und entschieden ist, als daß man sie in die armselige Farce eines Garderobezanks hätte einmengen sollen. Der Freiherr

von Dalberg ist die Seele der Mannheimer Bühne, aber nichts weniger als Despot ihrer Glieder. In der innern Maschine dieses Theaters, welche größtentheils das Werk seines philosophischen Geistes und seiner patriotischen Bemühungen ist, herrscht keine diktatorische Tyrannei. Gar wohl kann es möglich seyn, daß Madame Wallenstein von einer Mitschauspielerin oder ihrem Protektor persönlich verfolgt wurde (denn was vermag nicht oft Rollen- und sogar Kleiderneid bei manchen Theaterdamen?); aber dieser Privatgroll konnte nie in eine solenne und gesetzmäßige Kränkung ausarten. Herr Rennschüb verdient die Beschuldigung nicht, Madame Wallenstein von dieser Bühne vertrieben zu haben, denn Herr Rennschüb vermag Das durchaus nicht. Der Einfluß des Regisseurs erstreckt sich ganz und gar nicht auf Beurtheilung des Verdienstes. Darüber kann nur der Intendant des Theaters entscheiden, — und was hätte den Freiherrn von Dalberg veranlassen können, Madame Wallenstein unterdrücken zu wollen? Was den Ausschuß dieser Bühne? Madame Wallenstein ist im Kreise ihrer Rollen allerdings zu schätzen, aber ist sie die Künstlerin, welche eines Ostracismus Gefahr laufen könnte.

Der Trotz eines (sogar des unentbehrlichsten) Mitgliedes kann in einem Institut nicht geduldet werden, das, schneller als jedes andere, durch aufgehobene Gleichheit zusammenfällt. Madame Wallenstein hätte noch dreimal wichtiger seyn können, als sie es in der That ist, und dieses Theater dennoch verlassen müssen. Gesezt, daß man wirklich durch ihre Entfernung verlor, was man durch die neue Besetzung ihres Platzes noch nicht gewonnen hat, — so hat dennoch der Freiherr von Dalberg ohne Tadel gehandelt. Wenn Madame Wallenstein, was sie durchaus seyn will, ein Opfer

war, so war sie nur ein Opfer ihrer Eitelkeit und nicht der Parteisucht des Intendanten. Doch nun auch kein Wort mehr von dieser kleinsten der Kleinigkeiten.

Hoffentlich wird sich die Theaterdirektion nicht zum zweiten Male gegen eine so schlagfertige Gegnerin stellen.

VII.

Dramaturgische Preisfragen.

Der Freiherr von Dalberg zu Mannheim, der, wie dem Publikum längst schon bekannt seyn wird, durch anhaltenden Enthusiasmus für die dramatische Kunst und eine tiefe Theaterkenntniß dem verworrenen Chaos seiner deutschen Bühne die schöne Gestalt einer akademischen Stiftung gegeben und den mechanischen Künstler zum Denker gebildet hat — ist vor einigen Jahren auf den vortrefflichen Gedanken gerathen, die besten Köpfe der Mannheimer Nationalbühne durch aufgeworfene Preisfragen über die Philosophie ihrer Kunst zu beschäftigen, und ihnen auf diese Weise Rechenschaft über ihr Studium und Spiel abzufordern. Sieben solcher Fragen sind im Jahr 1784 von den Herren Schauspielern Beil, Beck, Iffland, Meier und Rennschüb schon beantwortet worden, und der Preis wurde vom Freiherrn von Dalberg mit Zuziehung einiger auswärtigen berühmten dramatischen Schriftsteller und der kurpfälzischen deutschen Gesellschaft für Herrn Beck entschieden. Er bestand in einer goldenen Denkmünze von zwölf Dukaten.

(Hier werden nun die schon gelösten Fragen und die neuen Preisaufgaben mitgetheilt.)

Sollte diese Vorstellung des Freiherrn von Dalberg an die Mannheimer Bühne nicht eine Aufforderung für alle übrigen Deutschlands werden? Die Preisfragen und ihre Beantwortungen schränken sich nicht bloß auf jene ein. Um diesen Preis kann jeder denkende Schauspieler kämpfen.

VIII.

Das heimliche Gericht.

Zu einer Zeit, wo für und gegen geheime Verbindungen so viel gesagt, geschrieben und gethan wird, habe ich gegenwärtiges Fragment, das mir von unbekannter Hand eingesendet worden, für interessant genug gehalten, um es dem Publikum vorzulegen. Man sezt bei jedem Leser desselben voraus, daß ihm das heimliche Gericht aus dem „Götz von Berlichingen“ wenigstens bekannt ist. Eine kleine Nachricht von dieser geheimen Gesellschaft, die im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert fast ganz Deutschland überschwemmte, hat Herr von Möser in der Berliner Monatschrift gegeben.

IX.

Zu den Phönizierinnen des Euripides.

Etrokles.

Muß Unrecht seyn, so sey's um eine Krone,
In allem Andern sey man tugendhaft. *

---

* Nam si violandum est jus, regnandi gratia violandum est; in aliis

Polynices.

Weil ich im Gefechte
Dir gegenüberstehen will. *

(Schillers Werke Bd. 3, S. 136 der neuen 12bändigen Taschenausgabe.)

X.

Ein Stelzfuß in Wallensteins Lager.

Sie werden es auch billigen, daß ich den Constabler mit einer bestimmten dramatischen Figur vertausche. An seiner Statt habe ich einen Stelzfuß eingeführt, der mir ein gutes Gegenstück zum Rekruten macht. Dieser Invalide bringt ein Zeitungsblatt, und so erfährt man unmittelbar aus der Zeitung Regensburgs Einnahme und die neuesten, passendsten Ereignisse. Es gibt Gelegenheit, dem Herzog Bernhard einige artige Komplimente zu machen.

Es thut mir freilich leid, wenn die kleinen Veränderungen im Vorspiel nicht gleich der ersten Vorstellung zu Gute kommen können. Das Motiv mit der Zeitung wäre passend zu einer vollkommenen Exposition des Moments und der Kriegsgeschichte. Lassen Sie wenigstens bei Nr. 5

---

rebus pietatem colas. Cic. Offic. L. III. Cap. 21. Capitalis Eteocles, vel potius Euripides, sezt er hinzu, qui id unum, quod omnium sceleratissimum fuerat, exceperit. — Es ist immer zu verwundern, daß diese ganze starke Rede des Eteokles, wenn gleich der Chor sie nachher tadelt, auf einem griechischen Theater hat gesagt werden dürfen.

* Pour m'y trouver et t'y percer le coeur. — Brumoy.

den Constabler mit einem Zeitungsblatt auftreten und anstatt des Verses:

Aber ein Eilbot ist angekommen,

setzen:

Aber das Prager Blatt ist angekommen,
Meldet, Regensburg sey genommen.

Auf diese Art leiten wir doch die Zeitung ein, wenn wir sie ein andermal bringen wollen.

XI.

Abänderung der zweiten Scene von Wallensteins Lager.

Trompeter.

Ja, es ist wieder was im Werke!

Wachtmeister.

Die Herren Generäle und Kommandanten —

Trompeter.

Es ist gar nicht geheuer, wie ich merke.

Wachtmeister.

Die sich so dick zusammen hier fanden —

Trompeter.

Sind nicht für die Langweil' herbemüht.

Wachtmeister.

Und das Gemunkel und Gespionire,
Und das Heimlichthun und vielen Kuriere —

Trompeter.

Ja, ja! Das hat sicher was zu sagen.

Wachtmeister.

Und der spanische steife Kragen,
Den man seit gestern herumgehn sieht,
Mit der guldnen Gnadenkette.
Das hat was zu bedeuten, ich wette.

Philipp der Zweite, König von Spanien.

(Nach Mercier.)

Philipp II. ist Staub. Zwei Jahrhunderte trennen ihn von uns, und sein Name lebt nur durch die Gerechtigkeit der Zeit. Ich will ein Gemälde seines abergläubischen und schrecklichen Despotismus entwerfen — alle Bestandtheile dieses grausamen Charakters, die uns in der Geschichte durchschauern, will ich in ein Bildniß zusammenschmelzen, und den Abscheu, der mich durchdrungen hat, allgemein machen.

Welch ein Ungeheuer, je länger ich bei seinem Anblick verweile! — Man erzählt von einem Bildhauer, der sich anbetend zu den Füßen des Jupiter niederwarf, den sein Meisel geschaffen hatte — ich stürze erschrocken vor dem Bilde zurück, das ich zeichnete.

Der richtende Kiel des Schriftstellers soll die schlechten Könige brandmarken; dadurch ehrt er die guten. Alle nach

der Reihe müssen sich endlich dem unbestechlichen Grabstichel unterwerfen, der ihre Laster oder Tugenden auf die Nachwelt bringt. Die verborgensten Winkelzüge ihres Charakters werden hervorgezogen an den Tag; welcher Schleier sie auch decke, alle müssen vor dem Richterstuhl der Menschheit erscheinen.

Kein Tyrann, finster und grausam, wie dieser, bestieg seit Tiberius den Thron. Philipp II. ließ das Schiff der römischen Kirche auf einer See von Menschenblut treiben. Einverstanden mit dem Inquisitions-Gericht, dessen barbarische Verfolgungen in Flandern, Spanien, Amerika er beförderte, grausam von Natur und nach Grundsätzen, mußte er noch zugleich sein Vertrauen an zwei Kreaturen verschwenden, die seiner vollkommen würdig waren, an den Kardinal Granvella und den Herzog von Alba. Beiden überließ er seine königliche Macht, denn beide waren wie er unmenschlich und unerbittlich.

Seine Absicht war, die furchtbare Gewalt, die er schon besaß, durch eine geistliche Monarchie zu verstärken, weil er wußte, daß sich die leztere über den ganzen Menschen erstreckte. Ebenso wie die göttliche Regierung die ganze Schöpfung umfaßt, sollte der Despotismus des Glaubens ihm die ganze politische Welt unterjochen. Jeder Aufrührer wäre dann zugleich Ketzer, und jeder Ketzer würde als Aufrührer behandelt. Man hätte sich gegen den Monarchen vergangen, sobald man sich von der Formel seines Glaubens entfernte. Eine solche Tyrannei des Gewissens — die schlimmste aller Regierungsformen — wollte Philipp in seinen Staaten errichten. Er wollte seine irdische profane Gewalt mit einem göttlichen Scepter vermählen.

Die kirchliche Regierung hatte schon seit einigen Jahrhunderten die Form der alten römischen angenommen. Ihre Maximen, von dem marktschreierischen Prunk der Ceremonie unterstüzt, hatten eine verführerische blendende Außenseite, der Wille wurde gefesselt und alle Gewissen unter einem einzigen Gottesdienste vereinigt; dann freilich waren nur wenige Schritte zu einem einzigen Gesetz. Eben darum dachten auch schon mehrere Fürsten auf eine Wiedervereinigung der Monarchie mit dem Priesterthum, und glaubten durch diesen Kunstgriff sich einer gränzenlosen Gewalt zu versichern. Aus keinem andern Grunde gestand Philipp II., der es in Anschlägen dieser Art allen seinen Vorgängern und Zeitgenossen zuvorthat, dem römischen Bischof die Unfehlbarkeit zu; er selbst wollte sich dieses Vorrecht in seinen Staaten anmaßen, und mit dem heiligen Kreuz so gut als mit seinem Schwert befehlen. Es lag ihm daran, jeden Widerspruch abzuschneiden, wo sein Vorurtheil im Spiele war; man sollte zittern, wenn er sein Cruzifix in die Hand nahm; der intoleranteste Pfaffe sprach aus dem Mund des unempfindlichsten Königs.

Nothwendig mußte Das einen Geist der Verfolgung entzünden, welcher bald in einen politischen Fanatismus überging. Dieses Gift verbreitete sich durch alle Adern der Regierung; Alles ward der Religionsmeinung untergeordnet und aufgeopfert. Wer sich unterstand zu denken, wurde hinweggeschafft, was nur den Geist der Untersuchung athmete, verdächtig gemacht und gebrandmarkt. Unnatürliche Ausschweifung einer Religion, die sich auf allgemeines Wohlwollen gründet!

Dieser schändliche Despotismus verunstaltete bald alle Zweige der Gesetzgebung und machte sie zugleich kleingeistisch

und grausam. Die Form des Gottesdienstes glich einer abgeschmackten lästigen Etikette, und dieser ewige Zwang mußte endlich die Heuchelei, eine Mutter so vieler Laster, gebären. Ein finsterer und grausamer Aberglaube verschlang das Licht der Vernunft und errichtete seinen Thron auf den Trümmern der Gewissensfreiheit. Dieses traurige Loos traf alle spanischen Reiche — der Fanatismus legte in diesem weiten Erdstrich der Dummheit seine Pflanzungen an, und das Volk wurde zum Thier erniedrigt. Aber dennoch hinterging der Erfolg die Erwartungen, die man sich von diesem Verfahren eingebildet hatte. Der Mensch, von dem doppelten Joch der Sklaverei und der Dummheit belastet, schweift gern von einem Extrem zum andern und geht von blindem Gehorsam zu zügellosen Empörungen über. So fand sich endlich Philipp III. gezwungen, die vereinigten Provinzen für einen unabhängigen freien Staat zu erklären, und mußte sich anheischig machen, ihren Handel hinfort weder in Indien noch in Amerika anzufechten.

Der Monarch, dessen Charakter ich jezt entwerfe, besaß in Europa die Königreiche Spanien und beide Sicilien, die Niederlande, die Franche Comté und das Herzogthum Mailand; in Afrika Tunis, Oran, die kanarischen Inseln und einen Theil des grünen Vorgebirges; in Asien die Philippinen, die Sundainseln und einen Theil der molukkischen; in Amerika die Reiche Peru und Mexiko, Neu-Spanien, Chili und beinahe alle Inseln, die zwischen dem festen Lande von Europa und Amerika liegen. Ungeheure Besitzungen in der Hand eines Einzigen, und der auch nicht einmal den Namen davon verdiente!

Alles kam zusammen, diesen Monarchen zum größten der Welt und der Geschichte zu machen, hätte er seine furchtbare

Ueberlegenheit auf die Seite der wahren Größe geschlagen. Aber die wahre Größe war es eben, wovon er Nichts wußte. In einem Zeitraum von zweiundvierzig Jahren, worin er die Unterjochung von ganz Europa schmiedete, hatte er auch nicht einen Tag mit dem Glück der Menschheit bezeichnet. Ueberall Tyrann und Betrüger, überall Sklave des finstersten Aberglaubens, hielt er hartnäckig an jeder Gelegenheit, die sich ihm darbot, seine strafende Macht zu zeigen.

Er trachtete nach der Eroberung von Brittanien, denn er verabscheute Alles, was frei war. Wär' es Drake nicht gelungen, hundert seiner Schiffe im Hafen von Cadix zu verbrennen, und hätte nicht ein wohlthätiger Sturm jene furchtbare Flotte zerstreut, die mit dem Namen der Unüberwindlichen prahlte, so war dieser glückliche Freistaat aus dem Globus vertilgt. Welcher Zuwachs seiner Größe, wenn er auch noch dieses mächtige Reich mit seinen vielen Erbländern hätte vereinigen können!

Unerachtet der reichen Goldgruben in Amerika waren dennoch seine Finanzen sehr in Unordnung und seine Reichthümer erschöpft. Er borgte von der Republik Genua, ja sogar von seinen flämischen Unterthanen, wirkte sich am römischen Hof ein Privilegium über die Kirchengüter aus und — wer wird es glauben? — seine eigenen Truppen empörten sich bei der Belagerung von Amiens, weil sie keinen Sold erhielten.

Was sezte Philipp nicht in Bewegung, Heinrich IV. zu unterdrücken? Was für Maschinen ließ er nicht spielen, die Aussöhnung dieses Prinzen mit dem römischen Stuhle zu hintertreiben? Als ein Schwager der lezteren französischen Könige, machte er sich Hoffnung, die Krone dieses Reiches an seine Tochter Isabella zu bringen. Frankreich kannte

seinen Charakter und verschonte ihn auch nicht. Noch zu seinen Lebzeiten pflegte man ihn mit dem egyptischen Pharao zu vergleichen, und ein Schriftsteller drückt sich mit folgenden Worten über ihn aus: „Seht diesen alten Satrapen, den Mörder seines einzigen Weibes und seines einzigen Sohnes, wie einen zweiten Xerxes das Meer mit seinen Schiffen bedecken, aber der Himmel zerschmettert sie an den Küsten von Schottland und Irland. Alter, kindischer König, der mit einem Fuß schon im Grabe steht, im Grabe, worauf deine Staaten schwanken und nur auf das Signal deines lezten Augenblicks lauern, ihr Joch abzuwerfen. Dein Reich ist nur ein zusammengestückelter Körper, dessen Fugen von einem kühnen Stoß auseinander springen.“

Aber aller Verleumdungen ungeachtet, welche Haß und Eifersucht von ihm ausstreuten, blieb das Kabinet des Königs das gefürchtetste in der Welt. Im Besitz seiner amerikanischen und indischen Schätze, spielte er in Europa den Meister, und behielt das Uebergewicht bei jeder großen Verhandlung. Auch verließ er sich so sehr auf seine Entwürfe, daß er laut und öffentlich von seinem Paris, seinem Orleans sprach. Hätte er seinen Sieg bei St. Quentin zu verfolgen gewußt, so war es um Frankreich geschehen.

Das Haus Oesterreich war ehrgeizig, herrschsüchtig und stolz. Aber gemeiniglich verlor es im Kabinet die Zeit, die es auf dem Schlachtfelde benützen sollte. Philipp II. war es ein Leichtes, die französische Monarchie zu zerstören, und doch hat er nur die Ligue zerstört; er besaß weder den Muth seines Vaters, noch Eduards. Die Eroberung von Portugal, wenn sie anders diesen Namen verdient, war der

einzige Zuwachs, den die spanische Macht unter Philipp II. gewonnen hat.

Karl V. hatte der Welt ein außerordentliches Beispiel gegeben, da er auf einmal dem kühnen Phantom einer allgemeinen Herrschaft entsagte, seiner ungeheuern Macht sich freiwillig entlastete und alle seine Kronen einem Sohne übergab, den er nicht einmal liebte. Merkwürdig war die Erscheinung, diesen mächtigen Souverän so viele königliche und kriegerische Geschäfte ohne Rückbehalt gegen Mönchsübungen vertauschen zu sehen. Er beschloß seine erhabene Rolle mit einem gänzlichen politischen Tode, indem er sich vor den Augen der Welt in die Mauern eines Klosters begrub und für seine abgeschiedene Seele Messen absingen ließ, gleichsam als hätte er aufgehört zu seyn. Und doch fehlte noch Etwas, sein Leichenbegängniß vollkommen zu machen — eine Stimme der Wahrheit, welche nach dem Tode sonst zu verschallen pflegt.

Carl V. that stets das Gegentheil von Dem, was er aufs Heiligste zusagte. Zweideutigkeit war die Basis seines Charakters. Von jener erstaunenswürdigen Entsagung der Krone bleibt der wahre Beweggrund noch immer ein Räthsel. Aber kaum hatte er die Begräbnißfarce gespielt, als ihn dieser Schritt schon gereute. So wie Philipp Besitz von der Regierung genommen hatte, achtete man Carls nicht mehr. Von seinen Unterthanen vergessen, lebte er mitten unter ihnen, wie in einem fremden Lande. Hofleute sah er nicht mehr; für sie war nichts bei ihm zu gewinnen. Seine Diener zu belohnen hatte er sich kleine Summen vorbehalten; Philipp war undankbar genug, mit der Auszahlung zu zögern. Vormals Beherrscher so vieler Königreiche, war er jezt ohne Geld; wandelte, mit dem Brevier

in der Hand, in einem einsamen Kloster umher, geißelte sich jeden Freitag in der Fastenzeit — ein Kaiser, wie dieser, welch ein Schauspiel für die Welt!

Indessen war es eine feierliche und sogar rührende Handlung, als er die Regierung niederlegte. Er schloß seinen Sohn in die Arme und sagte zu ihm: „Nur deine Sorgfalt für das Glück meines Volkes kann meine Zärtlichkeit belohnen. Möchten deine Kinder es werth seyn, daß du dereinst für Einen unter ihnen Das thun könntest, was ich jezt für dich thue."

War Carls Seele wirklich über den Thron erhoben, oder ließ er sich bloß von einer vorübergehenden Laune hinreißen? Es fehlt hierüber nicht an Vermuthungen, aber die wenigsten sind befriedigend. Vor ihm war Niemand auf den Einfall gekommen, seine eigenen Exsequien zu feiern. Während der Leichengesänge, die man um ihn her anstimmte, erkältete er sich in dem bleiernen Sarge und starb noch in eben dem Jahre an den Folgen dieser Erkältung.

Carl war intolerant gewesen, hatte sich durch Verfolgungsgeist seinem Zeitalter schrecklich gemacht. Jezt wollte er in seinem Kloster zwei Uhren so stellen, daß sie nie von einander abweichen, und kam damit nicht zu Stande. Da entwischte ihm jener Ausruf: „Und doch sollen zwei Menschen nie in ihrem Glauben von einander abgehen?"

Philipp erbte die Vorurtheile seines Vaters, und sein despotischer Stolz trieb ihn an, das ganze Menschengeschlecht seinem Glauben zu unterwerfen. Dieß war ein Hauptzug seines Charakters. Kaum hatte er den Thron bestiegen, als er den Beichtvater seines Vaters in effigie verbrennen ließ; und es fehlte wenig, daß er nicht selbst Carln für einen Ketzer erklärte und sein Andenken lästerte. Ein solcher

Aberglaube, war er die Eingebung seines Herzens oder seiner Nation?

Der mächtige Carl ging damit um, Maximilians und Ferdinands Plane auszuführen, und sein Glück zu einem Gipfel zu erheben, der ganz Europa überschatten sollte. Aber für einen solchen Ehrgeiz war er nicht kriegerisch genug. Der anhaltende glückliche Erfolg seiner Unternehmungen wurde nicht von ihm benuzt; seine Kriege wurden zu oft unterbrochen.

Er untergrub die Grundpfeiler seiner angeerbten Macht durch den Staatsfehler, daß er die Unterjochung des deutschen Reichs für den ersten Schritt zur allgemeinen Monarchie ansah. Dieser Irrthum zertheilte seine Kraft, und die Eilfertigkeit, seinen Bruder zum römischen König wählen zu lassen, war vielleicht in der Folge die vornehmste Ursache von Europens Befreiung. Auch das deutsche Reich erholte sich wieder unter einem weniger drückenden Joche.

Ein Glück war es, daß die Kaiserwürde nicht eben so von Carln abhing, wie der Besiz seiner erblichen Staaten. Er würde seinem Sohn die ganze Macht überlassen haben; und schon reute es ihn, daß es sein Bruder war, der den Titel eines römischen Königs bekommen hatte. Vergebens hatte er sich bemüht, ihn durch die listigsten Anerbietungen zu bewegen, sich seines Rechts zu begeben. Er hatte Alles angewandt, die Reichsstände zu gewinnen. Aber von Jeher für die Erhaltung ihrer Freiheit besorgt, fürchteten sie auch jezt ein zu mächtiges Oberhaupt, das ihnen gefährlich werden könnte. Durch diese Hindernisse und durch die Widersezlichkeit seines Bruders ermüdet, überließ ihm endlich Carl wider Willen das deutsche Reich.

Dieß war der Zeitpunkt, da das Haus Oesterreich Europa in Schrecken sezte. Richelieu sah die Größe der Gefahr in der Zukunft voraus, und aus diesem Gesichtspunkte kann er für den Wohlthäter mehrerer europäischen Nationen angesehen werden. Philipp träumte so gut wie Carl von einer Universalmonarchie; nur hatte diesen die Lage seiner Staaten mehr bei seinen Absichten begünstigt. Das Haus Oesterreich hatte damals den höchsten Gipfel von Größe und Macht erreicht. Die alten Unterthanen waren treu und im Kriege geübt; Spanien bereicherte sich mit den Schätzen der neuen Welt; die Niederlande waren für Frankreich und Deutschland gleich furchtbar; und die Religion, damals die Quelle der heftigsten Unruhen, gab bald einen Vorwand, die einzelnen Staaten des Reichs zu entzweien und zu schwächen, bald sie wieder zu vereinigen.

Die spanische Monarchie verlor Viel von ihrem Ansehen unter Philipp II., weil er sein Land erschöpfte, um die Burgundische Erbschaft zu erhalten, und weil jene allgemeine Triebfeder, die unter seinem Vater die ganze Masse seiner Macht in Bewegung gesezt hatte, erschlafft war.

Philipps Politik war künstlich, aber unthätig. Dieser Dämon in Süden, wie man ihn nannte, war mehr damit beschäftigt, den Samen von Unruhen und Streitigkeiten in ganz Europa auszustreuen, als diese selbst zu benutzen. Ueberzeugt von dem Einfluß des Papstes und der Religion, wußte er ihn durch den Schein einer eifrigen Anhänglichkeit an sein Glaubensbekenntniß sich zu eigen zu machen. So wurde er der Vertheidiger und Rächer aller katholischen Glaubensgenossen, nöthigte den Papst, ihm seine Macht zu übertragen, und herrschte durch Vorurtheile, wie durch Waffen. —

Daher jene wüthenden und unaufhörlichen Ausbrüche von Bigotterie. Und doch führte er gewöhnlich seine Entwürfe mit solcher Langsamkeit aus, daß ihm selbst Mangel an Klugheit nicht hätte nachtheiliger seyn können. Spanien hatte es bloß den Fehlern seiner Feinde zu danken, daß es nicht noch mehr verlor. Mußte nicht Philipp, trotz seines Stolzes, Heinrich II. um Frieden bitten? Verlor er nicht Tunis und Goulette? Und was vermochte er gegen die vereinigten Niederlande, was gegen England, so sehr er es bedrohte?

Oft verschwendete er seine Zeit mit unbedeutenden Gegenständen, wenn ihn die günstigsten Umstände aufforderten, seinem Glück einen neuen Schwung zu geben. Eine Zänkerei unter Geistlichen beschäftigte ihn eben so ernstlich, wie die Ligue von Frankreich. Die Errichtung eines Mönchsklosters war ihm so wichtig, als der Erfolg einer Schlacht. Der Wille der Päpste war ihm ein heiliges Gesetz, und gegen die Reformirten war er so aufgebracht, daß er Ruhe und Ehre der Begierde sie auszurotten aufopferte. Selbst seine Feinde unterstüzte er, wenn sie nur im Geringsten den Protestanten zuwider zu seyn schienen; und das Glück einer Nation, die er als Nebenbuhlerin haßte, war ihm erwünscht, wenn nur der Ketzerei dadurch Abbruch geschah.

Den Glauben an die Untrüglichkeit des Papstes behauptete er selbst zuerst, oder wollte ihn wenigstens bei Anderen allgemein machen. Seine Politik war es unstreitig, dieses geheiligte Vorurtheil gegen seine Feinde zu benutzen und es daher gegen alle Zweifel zu sichern.

Kein Jahrhundert ist durch größere Verbrechen und durch größere Begebenheiten ausgezeichnet als das sechszehnte. Welchen Fürsten mußten damals die Menschen gehorchen!

Katharina von Medicis, Karl IX., Heinrich III., Philipp II., Christian II., Heinrich II.; die ränkevollen und grausamen Päpste nicht einmal zu rechnen!

Der Protestantismus war der Widerstand, welchen die deutschen Kaiser der Uebermacht Karls V. entgegensezten. Aus einem theologischen Streite machte man ein Bollwerk gegen die Tyrannei. Und nach diesen Begriffen nur wird man sich überzeugen, wie es einen Fürsten geben konnte, welcher der Inquisition befahl, Alles auszurotten, was nicht an die Transsubstantiation glaubte. Aber freilich mußten auch die Völker, die man um diesen Lehrsatz so hart verfolgte, aus allen ihren Kräften entgegenwirken. Die Protestanten wuchsen unter den Streichen wieder auf, womit man sie niederdrücken wollte.

Elisabeth war die Urheberin ihrer Freiheit, und Dieß ist ihr schönster Lorbeer in den Augen der Nachwelt. Von Liebe zum wahren Ruhme, Toleranz und Standhaftigkeit geleitet, betrat Elisabeth den Weg der Ehre, und ihre weise Regierung gab England einen mächtigen Einfluß.

Als Holland und Seeland, der Tyrannei Philipps II. überdrüssig, sich unter die Oberherrschaft der Elisabeth begeben wollten, antworteten sie den Gesandten, die ihr den Antrag thaten, sie hielte es nicht für schön und anständig, sich fremden Eigenthums zu bemächtigen, und fügte hinzu: Holland habe Unrecht, der Messe wegen so viel Verwirrung anzurichten. Aber nachdem sie gesprochen hatte, wußte sie auch als Fürst zu handeln. Sie errieth, daß die Neuerer in Europa die Stützen einer Freiheit werden würden, welche der römische Hof und das Haus Oesterreich zu vernichten strebten.

Man will behaupten, daß Elisabeth das Völkerrecht verlezte, indem sie die Niederländer unterstüzte, daß sie nicht berechtigt war, sich in diesen Streit zu mischen und sich zum Richter über die Ungerechtigkeit Philipps gegen die Niederländer aufzuwerfen. Aber Dieß ist ein Trugschluß. Die Staaten hangen so gut zusammen, als die einzelnen Menschen. Politik und Menschlichkeit erfordern, daß ein Unrecht, welches einer Nation zugefügt wird, von allen anderen bemerkt und geahndet werde. Das Interesse der großen Gesellschaft will es augenscheinlich, daß man die Grundgesetze eines Staates nicht ungestraft verletzen lasse; die große Gesellschaft darf bei den überlegten Beleidigungen eines blinden oder unbändigen Tyrannen nicht unthätig bleiben; das gemeinschaftliche Interesse muß alle Regungen der politischen Körper bestimmen; die europäische Gesellschaft hat keinen andern wesentlichen Zweck.

Wie? Eine ganze Nation sollte mit ruhigem Auge das Blut ihrer Nachbarn unter wahnsinnigen und barbarischen Launen fließen sehen? Sobald die Gesetze der Menschheit verlezt werden, tritt Alles in das ursprüngliche Recht zurück. Einem unterdrückten Volke beizustehen und großmüthig aufzuhelfen, Das ist die Aufforderung der Natur — eine mächtige Aufforderung, welche mit den Grundsätzen der natürlichen Freiheit übereinstimmt und allen Nationen wechselsweise zu Gute kommen kann, weil hier die Sache der Völker gegen die Sache einiger Fürsten in Anschlag kommt.

Ein Staat, der bei den wichtigen Unglücksfällen seiner Nachbarn sich ausschlöße, der gegen ihre Seufzer taub bliebe und Alles übersähe, was nicht sein besonderes Interesse verlezte: ein solcher Staat würde seinen Anspruch auf die Vermittlung oder den Beistand einer angränzenden Macht,

dieses uralte und heilige Recht unglücklicher Völker, verlieren; die Unterdrücker würden auf Erden nie aussterben, denn sie könnten mit Muße die Vorrechte des gesellschaftlichen Vertrages übertreten, indem sie der Schranken der lebendigen Gesetze spotteten.

Freilich wird der Despot Rebellion ausrufen, sobald sich der geringste Seufzer hören läßt. Aber jeder wahre Fürst, jedes edle Volk wird der Nation beispringen, die einem eisernen Joch unterliegt oder ein Raub der Anarchie wird. Er wird den Muth haben, die Gesetze der Natur geltend zu machen, er wird nicht zugeben, daß ein übermüthiger Monarch oder ein aufrührerisches Volk der öffentlichen und besondern Ruhe drohe. Die kleine heimliche Politik ist trügerisch und hat den Charakter der Unempfindlichkeit; aber das große Interesse der Menschheit, in dem unermeßlichen Umkreise vergangener und zukünftiger Zeiten erblickt, schafft der Seele Licht und täuscht sie niemals.

Das Beispiel der Schweiz und Hollands hat glücklicher Weise diese Grundsätze in der Geschichte anschaulich gemacht und erwiesen. Heinrich IV. that für die helvetischen Kantone, was Elisabeth für die vereinigten Provinzen gethan hatte.

Und wollte Gott, daß der unbändige Philipp von seinen Nachbarn im Zaum gehalten worden wäre! Erlaubte er sich, in Paris einen mächtigen Anhang zu unterhalten, um Frankreich besser zu schaden, so war man berechtigt genug, seine elenden Unterthanen den glühenden Scheiterhaufen der Inquisition zu entreißen und dem heiligen Blutdurst zu wehren, welche das unzählige Heer seiner Henker bewaffnete, die auf Alba's Stimme von Stadt zu Stadt herumstreiften und

mit hohnsprechender Grausamkeit Blut vergoßen. Seine Henker folgten seinen Kriegern auf dem Fuße nach. —

Philipp machte sich zum Generalissimus des Papstes, und dieses Mittel wandte er an, um nach und nach alle Rechte umzustoßen, die seinen Götzen, den Despotismus, einschränken konnten. Er warf sich zum Monarchen der Kirche auf und erbte in der That die furchtbare Gewalt der Päpste. Pius V., von niedriger Geburt, verstand sich mit ihm, begünstigte seine Plane und zeigte sich als den eifrigsten Verfolger der Protestanten. Der spanische Monarch hielt den Calvinismus für die Sekte, die am besten zu der Verfassung freier Staaten paßte, und er war entschlossen, eine Reformation von Grund aus zu zerstören, die sich nicht mit der Monarchie vereinigen ließ, wo die Gränzen der Macht unbestimmt sind.

Freilich waren es Menschen von niedrigem Stande gewesen, die den Calvinismus eingeführt hatten; und diese sind immer auf einen Luxus neidisch, von welchem sie sich ausgeschlossen finden, und einer Gewalt feind, deren Gewicht sie mehr fühlen als die Reichen. Der Katholicismus dünkte ihnen die Seele der Tyrannei, und in dem Umsturz der römischen Uebermacht hofften sie das Ende ihrer Sklaverei. Was das Gepräge der Pracht trug, erbitterte sie, weil ihre Umstände ihnen jeden Genuß der Reichen verwehrten. Darum entrissen sie den Tempeln ihre Zierrathen und der Religion ihren Glanz.

Ihre Strenge und vorzüglich ihr Entwurf, jeden Unterschied des Ranges aus der Gesellschaft zu verbannen, mußte die Großen gegen sie aufbringen. Ihre Meinungen, welche dem Ansehen sowohl als den Vergnügungen der Fürsten Abbruch thaten, mußten den heftigsten Widerstand von

Seiten der reichen und unbeschränkten Monarchen erfahren. Auch hatte Philipp Denen, die er Rebellen nannte, Alles bewilligt bis auf die Gewissensfreiheit. Diese, sagte er selbst, würden sie nie von ihm erhalten, wenn er auch seine Krone aufs Spiel setzen müßte. Er sah die Gewissensfreiheit als die Zerstörung seiner politischen Grundsätze an.

Während die Inquisition Alles vertilgte, was unglücklich genug war, nicht zu glauben, daß Gott Brod, daß Gott Wein seyn könnte, war ihre Absicht eben nicht, die Menschen zu diesem Glauben zu zwingen. Aber sie wollte die Besitzungen der Geistlichen in unverletzlicher Achtung erhalten; sie stellten die Mysterien zur Wache über ihr angemaßtes Eigenthum. Dem Ehrgeiz der Priester war es von der höchsten Wichtigkeit, daß die Worte Ketzerei und Rebellion verwechselt würden.

Elisabeth, welche jene getheilte Macht für eine verlorene hielt, war sehr entfernt, Philipp II. ihre Hand zu geben. Wie hätte sie, die so fest an ihren Grundsätzen hing, den Sohn des mächtigen Karl neben sich auf dem Thron sitzen lassen. Auch hätte sie sich mit diesem Fürsten nicht vermählen können, ohne eine Dispensation bei dem Papst nachzusuchen; durch diesen Schritt aber würde sie die Gewalt des Papstes anerkannt haben. Man sieht, daß Alles zusammen kam, den Calvinismus zu begünstigen.

Frankreich selbst würde ganz protestantisch geworden seyn ohne die unvorsichtige Heftigkeit, zu welcher ihr Eifer die Reformatoren verleitete. Ihr Trotz während des Colloquiums zu Poissy, ihre wenig politische Unbiegsamkeit entzog ihrer Lehre den Ruhm, ein ganzes Reich eingenommen zu haben, und muß sie noch heute gereuen. Denn welche

Reihe von glücklichen Vorfällen mußte auf einen so wichtigen Fortschritt folgen!

Während dieser Streitigkeiten hatte die scholastische Theologie, dieß vielköpfige Ungeheuer, die Alleinherrschaft über die Welt. Sie predigte jene frechen Sätze, welche die Vernunft schrecken und niederdrücken. Sie überlieferte die Menschen irdischen Flammen, und damit noch nicht zufrieden, ließ sie die Scheiterhaufen der Inquisition bis in die Ewigkeit fortdauern. Kein tröstendes Licht über die Rechte der Menschen, weder in bürgerlichen noch in politischen Verhältnissen. Alles, bis auf die Geschichte und die schönen Wissenschaften, trug das finstere Gepräge der Schule, Alles unterlag einem überall verbreiteten Geist von Wuth, von Intoleranz und von theologischem Geschwätz. Mit verbundenen Augen in eine Mönchskutte verhüllt, die Fackel in der Hand, streifte der Fanatismus durch Europa.

Philipp und Barbarei machten die Finsterniß noch dichter. Er legte es darauf an, dem Menschen seine unverletzbarsten Rechte zu entreißen und alle Pflichten, alle Tugenden, alle Kenntnisse zu vertilgen.

Dieser schreckliche Monarch, der gleich dem Papst Anspruch auf die Untrüglichkeit machte, hatte dem Protestantismus den Untergang geschworen, und ließ den Prinzen von Oranien, den er von dem Interesse der Niederlande nicht hatte abziehen können, durch einen Meuchelmörder umbringen. Schon war Egmonts und Hoorns Tod das Signal zu der Hinrichtung achtzehn anderer Edelleute gewesen, welche durch eine besondere Kommission verurtheilt worden waren. Aber gibt es in der Geschichte, selbst der römischen Kaiser, ein abscheulicheres Denkmal, als Philipps Achterklärung gegen den ersten Statthalter von Holland.

Wer kann ohne Schaudern die folgenden Worte lesen? „Wir versprechen auf unser königliches Wort und als ein Diener Gottes, wenn sich Jemand findet, der edel genug ist, die Welt von dieser Pest zu befreien, und ihn uns todt oder lebendig zu überliefern oder ihm das Leben zu nehmen — diesem 25,000 Kronen zu bezahlen; und wenn er auch ein noch so großes Verbrechen begangen, so versprechen wir ihm unsere königliche Begnadigung, und wenn er noch nicht adelig ist, versetzen wir ihn und Alle, die ihm darin helfen und beistehen, in den Adelstand." In den Adelstand! Und seinerseits wetteiferte Alba mit seinem Könige in der Grausamkeit; er rühmte sich, daß er Achtzehntausend seiner Mitbürger auf dem Schaffot habe sterben lassen.

Die Bartholomäusnacht wurde mit Freudenbezeigungen an Philipps Hofe gefeiert, während das ganze Europa in Trauer über diese schreckliche Begebenheit versunken war.

Aber die aufrührerischen Niederländer, die man damals Bettler nannte, legten durch ihren Muth den Grund zu einem mächtigen Freistaat. Sie gaben einen Beweis, daß einem Wollen, welches sich fest vorgesezt hat, entweder frei oder nicht mehr zu seyn, Nichts unmöglich ist. Die Inquisition, welche in der Nähe die Neuerer zerschmetterte, half in der Ferne den Lutheranismus verbreiten, und der Haß, den man gegen die Bischöfe hatte, oder vielmehr Philipps eiserne Rache förderte diese Revolution, die Europa zum Erstaunen zwang.

Was waren die Holländer in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts? Ihre schnellwachsende Größe ist vielleicht die bewundernswürdigste Begebenheit in der neuern Geschichte. Ein Haufen Matrosen und Fischer, Bewohner eines sumpfigen Landes, kämpfen mit dem Meere, das sie

zu verschlingen droht, und wehren sich gegen die besten Krieger in Europa, die Spanien mit dem Golde von Mexiko und Peru besoldete.

Tollkühnheit mußte es scheinen, daß sie ihrem furchtbaren Herrn zu widerstehen hofften. Aber eine unüberwindliche Beharrlichkeit ersezte bei ihnen die wirklichen Kräfte. Gezwungen, auf sich selbst allein Rechnung zu machen, sahen sie sich durch ihre Unermüdlichkeit im Handeln endlich in den Stand gesezt, Spanien seine Schätze und Besitzungen zu entreißen, und Spanien, troz seinen amerikanischen Bergwerken, fand sich endlich erschöpft.

Was erreichte er durch so viele Grausamkeiten, Ränke und Kriege, dieser Despot, der mächtigste Monarch in Europa? Er machte seine Staaten arm, und nachdem er die amerikanischen Bergwerke erschöpft hatte, hinterließ er eine Schuld von 140 Millionen Dukaten. Eine blinde Hartnäckigkeit verleitete ihn zu einer Reihe von politischen Fehlern. Er hatte Holland von seinem Vater geerbt; er konnte ruhig über dieß Volk herrschen. Aber er brachte es auf, er zwang, so zu sagen, die Niederländer zur Empörung. Nachdem er den unsinnigen Plan ausgebrütet hatte, Frankreich und England zu unterjochen, nachdem er die Aufrührer der benachbarten Nationen unterstüzt und jeden Zwiespalt genährt hatte, mitten in dem Wahn, daß die Künste seiner Politik ihm Alles unterwerfen müßten, hatte er den Schmerz, die Staaten von Brabant, Flandern, Seeland, Holland und Friesland sich einer fremden Herrschaft antragen zu sehen. Er sah diese B e t t l e r, die eine h ö l z e r n e S c h a l e als spöttisches Attribut hatten, seiner Macht trotzen, und verlor ein Land, das heut zu Tage reicher ist als alle spanischen Herrschaften, das 1710 die Gewalt hatte, den Thron seiner

ehemaligen Tyrannen nach Gewalt zu vergeben und den Spaniern einen König zu ernennen.

Ein großes Beispiel! Die Generalstaaten, im Haag versammelt, erklärten feierlich Philipp II. für verlustig der Souveränetät, weil er die Vorrechte der Völker verlezt habe.

So gewann sein Ehrgeiz dabei Nichts, daß er Europa in Aufruhr gebracht hatte. Dürftigkeit und Elend schändeten ein Land, wo er vergebens ungeheure Reichthümer verschwendet hatte, um den Sektirern das Joch der römischen Kirche aufzuzwingen.

Aber wenn wir auch seinen Despotismus und seine Barbarei verabscheuen, müssen wir doch den Talenten, die er wirklich besaß, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er hatte die weise Politik, in Spanien selbst Frieden zu erhalten; er wußte seine Minister zu wählen, er bildete sie selbst.

Auch kann man ihm tiefe Menschenkenntniß nicht absprechen. Er studirte sorgfältig den Charakter seiner Minister, bevor er sie in Thätigkeit sezte. Seine Aufmerksamkeit war unermüdet in diesem Stücke, und sicher ist die Kunst, den Gehalt der Menschen zu ergründen, deren man sich bedient, das erste Talent bei einem Fürsten. Aber da man seine tyrannische Hartnäckigkeit kannte, handelten seine Minister nach seinen eigenen Grundsätzen und suchten ihm ähnlich zu seyn.

Indessen hatte er eine übertriebene Gefälligkeit gegen den Herzog von Alba, der unter dem äußern Schein der Ruhe die grausamste Seele verbarg. Diese Gefälligkeit kostete ihm die sieben vereinigten Provinzen.

Keine Farben sind stark genug, Alba's unersättlichen Blutdurst zu schildern. Er sprach allen Gesetzen Hohn, und

hinterließ überall die blutigen Fußtapfen seiner unseligen Gewalt.

Aufmerksamkeit und Wachsamkeit bezeichneten diesen Monarchen in einigen Theilen der Staatsverwaltung. Sein Rath mußte in seiner Gegenwart die Vortheile und die Gefahren einer Unternehmung auseinander setzen. In zweifelhaften Fällen nahm er die Meinungen schriftlich an; er überdachte sie reiflich und vereinigte die entgegengesezten Parteien. Aber wenn von den Ketzern die Rede war, dann stieß er alle Gesetze um; gegen diese gährte ein unauslöschlicher Haß in seiner Seele.

Indessen findet man in seinem Leben eine Menge widersprechender Züge, die den Maler niederschlagen. Der Erzbischof von Toledo hinterließ, als er starb, eine Million Thaler für fromme Legate. Diese Million eignete sich Philipp zu, indem er durch ein paar Doctoren ohne Pfründen entscheiden ließ: er, als Vater der Armen, sey der Erbe dieses Prälaten. Auch war seine Achtung gegen die Geistlichen nicht so groß, daß er sie nicht zu bestrafen gewußt hätte, wenn er durch sie beleidigt war. Er ließ ohne Anstand einige zwanzig Prediger aus allen Orden aufhängen, weil sie in Portugal gepredigt hatten: er sey im unrechtmäßigen Besitz der Krone; und er hatte sogar Gregor XIII., der sich zum Schiedsrichter dieses Streits aufwerfen wollte, geantwortet, daß seine Rechte nur seinem Schwert unterworfen wären. So schonte er die Priester seiner Kirche nicht, wenn sein Eigennutz oder sein Stolz im Spiele war; und Dieß muß sehr viel Licht auf seine Politik werfen, die den Schein und die äußerlichen Mummereien seiner Religion beibehielt, um mit unvergleichlicher Klugheit die zeitliche Gewalt desto besser an sich zu reißen.

Diese Heuchelei, diese Strenge, diese Grausamkeit spricht auch aus dem Privatleben dieses Fürsten. Seine Seele war dem Mitleiden unzugänglich. Ungeachtet seines Ranges fand er Vergnügen daran, den Todesmartern der unglücklichen Schlachtopfer der Inquisition zuzusehen, und versicherte, daß er selbst bereit seyn würde, des Henkers Stelle zu vertreten, wenn es an einem fehlen sollte. Er schien — schaudernd schreib' ich es nieder, und doch ist es ein historisches Factum — er schien sich an dem Rauchen des Bluts dieser Märtyrer zu ergötzen; und bei diesen zermalmenden Schauspielen ließ er noch besoldete Spione herumgehen, welche auf die unwillkürlichen Regungen des Mitleids in den Augen der Zuschauer lauerten; und wehe dem Unglücklichen, in welchem die Natur erwacht war! er wurde dem Arm der Inquisition ausgeliefert.

Ein einziges Mal sah man ihn unter den Waffen. Es war der Tag, als St. Quentin mit Sturm erobert wurde. Aber an eben diesem Tage war seine Furcht so groß, daß er gelobte, im Fall er davon käme, ein prächtiges Kloster zu Ehren des heiligen Laurentius zu errichten. Er baute noch eine Kirche und einen Palast dazu, und diesem Gelübde hat das Eskurial sein Daseyn zu verdanken. Es scheint, daß er bei dieser Gelegenheit noch ein zweites, aber im Herzen, ablegte, sich nie wieder bei einer Schlacht zu befinden.

Zu seinem Stolze gesellte sich auch noch Eitelkeit. Man durfte nicht anders als knieend mit ihm sprechen. Selbst die Theilhaber seiner Grausamkeiten zitterten vor ihm, und der treueste Diener seiner königlichen Schandthaten, der Herzog von Alba, der einst unangemeldet in das Kabinet des Monarchen getreten war, mußte von ihm die

durchbohrenden Worte hören: „Eine Frechheit, wie die Eurige, verdiente das Beil!“

Er sezte seinen Fuß nie auf Gräber, weil man über der Grabschrift zuweilen ein Kreuz findet. Durch diese frömmelnden Mummereien schläferte er sein Gewissen ein. Er ließ über 50,000 Protestanten umbringen, und seine Kriege kosteten ihm, nach seinem eigenen Geständnisse, 564 Millionen Dukaten.

Ungeachtet seines Eifers für die Lehrsätze der katholischen Religion hatte er verschiedene Maitressen. Er lebte im Ehebruch mit Anna von Mendoza, deren Gemahl er als Diener seiner Vergnügungen gebrauchte. Seine ganze Freigebigkeit theilte sich zwischen den Klöstern und seinen Konkubinen. Uebrigens wandte er Alles an, um seine natürlichen Töchter allen Augen zu verbergen. Er begrub sie lebendig in Klöstern, und seine tiefe Heuchelei ließ es nie an Kunstgriffen fehlen, seine Laster zu bemänteln.

Dieser Monarch kam an die Regierung in dem schönsten, ruhmvollsten Zeitpunkte Spaniens, da der Stolz seines Volkes es über alle anderen Völker erhob. Aber Philipp II. vergaß seine Stärke und verschwendete an spitzfindige Unterhandlungen, an Intriguen, die einander ewig durchkreuzten, eine wahre und ausgebreitete Macht. Diese unbeständige, hin und her schwebende Politik schickt sich für kleine Republiken, für eingeschränkte Staaten. Aber große, wichtige Reiche müssen diesen Kunstgriffen entsagen; kühne Gedanken allein und die Gewalt der Waffen müssen sie zu ihrem Zwecke führen.

Die Verstellung ist freilich einem Fürsten zuweilen nöthig; die Leidenschaften um ihn herum sind zu heftig, als daß er ihnen immer offen entgegen wirken könnte. Aber Philipp II.

übte Betrug, nicht Verstellung. Er war für diesen großen Zeitpunkt nicht geboren. Spanien brauchte einen tiefblickenden Geist; Philipps Geist war bloß verschlagen.

Er war es, der den Gebrauch, Spione zu besolden, welche sich in die verborgensten Intriguen zu schleichen wußten, zu einem Theil der Regierungskunst machte. Diese unruhige, kleine Neugierde ziemt einem großen Fürsten nicht. Die verborgenen Handlungen der Menschen gehen ihn Nichts an; er darf nur Fälle bemerken, die der Ruhe des Staats drohen.

Eine große Begebenheit in seinem häuslichen Leben zieht noch jezt die Neugier der Welt auf sich. Von dem Verbrechen, daß er seine Gemahlin vergiftet, sprechen ihn viele Schriftsteller frei, und versichern, daß Elisabeth über dem Kummer starb, den ihr Don Carlos Tod verursachte. Nichts ist aber gewisser, als daß Philipp Mörder seines Sohnes war. Er lieferte ihn dem Haß der Inquisition aus, und Philipp und die Inquisition waren Eins.

Dieser Monarch, dessen blutige Regierung vierundvierzig Jahr gedauert hatte, starb ruhig in dem Alter von vierundsiebzig Jahren. Er blieb bei einer schrecklichen langwierigen Krankheit standhaft und unerschüttert; er empfing das heilige Sacrament vierzehnmal, eh' er den Geist aufgab; sein Gewissen warf ihm Nichts vor.

Wer möchte es wohl wagen, über die Frömmigkeit dieses Königs ein Urtheil zu fällen? Sollte es möglich seyn, daß er wirklich ein rechtschaffener Mann war? Wäre Das, so war seine fromme Raserei freilich unheilbar; aber dann verdienen seine ungeheuren Maximen unsern Unwillen mehr als unsern Abscheu. Doch ist es mehr als zu wahrscheinlich, daß er sich der Religion nur als eines Schleiers bediente,

seine unrechtmäßigen Handlungen in dieser heiligen Hülle vor den Augen der Welt zu verbergen.

Im Abrégé chronologique de l'histoire d'Éspagne findet sich folgender Abriß von Philipp II., dessen Mittheilung dem Leser nicht unangenehm seyn wird.

„Er war von mittelmäßiger aber wohl proportionirter Statur — von breiter Stirn, blauen Augen, standhaftem Ansehen und einer ernsthaften gravitätischen Miene. Religionseifer, Stolz und Härte machten die Grundzüge seines Charakters aus. Er würde mit kaltem Blut und mit Gelassenheit die Ketzer bis auf den lezten Mann ausgerottet haben. Um die Staatsangelegenheiten bekümmerte er sich so sehr, als ein Fürst nur thun konnte; er ging auf die geringsten Kleinigkeiten der Verwaltung ein. Er sezte aus seinem Kabinet alle Triebfedern der grausamsten Staatskunst in Bewegung, er wollte für sich allein, ohne Bundesgenossen, handeln. Er war undringlich, mißtrauisch, voll Verstellung und Rachsucht; er achtete Nichts, sobald es auf Ausführung seiner Anschläge ankam. Nichts schreckte ihn — er schien über alle Vorfälle erhaben und hörte glückliche und unglückliche Zeitungen mit der nämlichen ernstlichen Gelassenheit an. Seine Schwärmerei war kalt; er wollte nur Eine Leidenschaft — den Schrecken einflößen. Seine Befehle waren wie die Aussprüche des Schicksals, die ohne menschliche Kräfte vollstreckt werden und unwiderruflich sind. Das Blut seiner Unterthanen ließ er stromweise fließen, die Flamme des Krieges verbreitete er über alle benachbarten Staaten, stets war er bewaffnet, seine Unterthanen oder Feinde zu schlagen. Selbst sein Sohn, der damals einzige

Erbe seiner Staaten, konnte sein unbiegsames Herz nicht bewegen. Wenn die Beleidigung geschehen war, so war die Strafe nothwendig. Nie schmeckte er die Wollust zu vergeben; in einer zweiundvierzigjährigen Regierung genoß er die Süßigkeit des Friedens auch nicht Einen Tag. Seine Minister, seine Generale, seine Günstlinge näherten sich ihm nicht anders als zitternd, redeten nicht anders als knieend und mit der größten Behutsamkeit mit ihm. Er forderte dieses ernsthafte Ansehen auch von seinem Volke. Das schreckliche Inquisitionsgericht wachte unaufhörlich, jene unschuldige Freude, die den Reiz der Freiheit ausmacht, aus seinen Staaten zu verbannen. Er besaß alle Eigenschaften eines Staatsmannes — einen lebhaften Geist, ein erstaunliches Gedächtniß, eine unermüdete Arbeitsamkeit; er wußte die Menschen vollkommen zu beurtheilen und nach ihren Talenten zu gebrauchen. Er war gerecht, großmüthig, an seinem Hofe prächtig, in seinen Anschlägen beherzt, in der Ausführung unerschüttert. Seine unbeugsame Strenge brachte die Niederlande zum Abfall — er schwächte seine Staaten durch seinen Vertilgungskrieg gegen die Mauren und durch sein barbarisches Verfahren gegen die Ketzer. Die Schätze der neuen Welt und seine Einkünfte mußten seinem Hasse und seiner Rache dienen, und seine Politik machte nur Elende. Mit weit geringerer Bemühung, Geist und Gaben würde er mächtiger, reicher, größer, mehr geehrt und geliebt worden seyn, hätte er nur jene sanften Tugenden besessen, die einen g u t e n König vollenden."

Verschwörung des Marquis von Bedemar gegen die Republik Venedig im Jahre 1618.

(Nach St. Real.)

Die Republik Venedig war unter allen italienischen Staaten ihrem Freiheitssystem am treuesten geblieben, und ihr kluges und standhaftes Betragen hatte sie von Jeher vor den päpstlichen Anmaßungen geschüzt. Endlich waren die Päpste durch die Erschütterungen, welche die Reformation verursachte und durch die politische Verbindung der europäischen Staaten schon ziemlich belehrt worden, daß es Zeit wäre, von der Höhe ihres geistlichen Despotismus herunterzusteigen und den Grundsätzen Gregors VII. zu entsagen, als zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts Paul V. in Versuchung kam, sie gegen Venedig wieder hervorzurufen. Ein Vorfall, bei welchem die geistliche und weltliche Gerichtsbarkeit zusammen stieß, veranlaßte diesen Angriff. Die strenge und schnelle Justiz, welche eine der wichtigsten Grundlagen dieser Republik macht, hatte nicht erst auf den Papst gewartet, um die Verbrechen einiger Geistlichen zu bestrafen. Paul rächte den Frevel mit Bannflüchen und Interdikten, aber seine Pfeile prallten von ihrem Ziele zurück. Die Mönche und Geistlichen, vorzüglich die Jesuiten, welche in jedem Lande eine Art von stehender Armee des Papstes abgaben, wurden aus dem venetianischen Gebiet verbannt. Indessen konnte dieser Streit, so tapfer er auch bestanden wurde, unangenehme Folgen für die Venetianer haben, da ihre Feinde Miene machten, sich hineinzumischen. Aber Heinrich IV., um welchen sich die Republik bei seinen Kriegen um die französische Krone manches Verdienst

erworben hatte, nahm sich in diesem Vorfall ihrer an, und der Streit wurde durch seine Vermittelung beigelegt. Spanien hatte zwar Alles versucht, um Antheil an dieser Versöhnung zu nehmen und als Mittler zwischen den Streitenden einen Einfluß auf die Republik zu erhalten, dessen es sich unfehlbar zu ihrem Nachtheil bedient haben würde; aber die Venetianer wußten diese Macht von allen ihren Unterhandlungen auszuschließen, und so lange Heinrich lebte, mußte sie diese Beleidigung verschmerzen. Nach Heinrichs Tode wurde daher die nächste Gelegenheit ergriffen, um die Republik zu beunruhigen.

In den Ländern, welche das Haus Oesterreich am adriatischen Meere besizt, und die an das venetianische Gebiet gränzen, hatte sich ein Volk niedergelassen, dessen ganzes Gewerb in der Seeräuberei bestand. Man nannte sie die Uskoken, und sie waren ihrem Ursprunge nach Flüchtlinge, die sich theils vor der türkischen Tyrannei, theils vor der Strenge der venetianischen Gesetze in diese benachbarten Gegenden gerettet hatten.

Die Unterthanen der Republik wurden durch die unzähligen Gewaltthätigkeiten dieser Räuber in ihrer Ruhe gestört und fanden bei dem Erzherzog Ferdinand von Grätz, dem Besitzer dieser Länder, keine Gerechtigkeit. Ferdinand, der nachmals Kaiser wurde, war zwar ein sehr frommer Fürst; aber seine Räthe theilten die Beute mit den Uskoken, und da sie dem spanischen Volke ergeben waren, so nuzten sie die Gelegenheit, um dieses an den Venetianern zu rächen. Der Kaiser Matthias, bewogen durch die gerechten Klagen der Republik, vermittelte einen Vertrag zu Wien, im Monat Februar 1612. Aber die Bedingungen wurden von dem Erzherzog so schlecht

erfüllt, daß es endlich zum offenen Kriege kam, der indessen nicht so entschieden glücklich ausfiel, als man in Spanien erwartet hatte. Die Venetianer, welche von den Türken Nichts zu fürchten hatten, konnten die Last des Kriegs besser aushalten, als der Erzherzog. Dieser wurde von dem Kaiser unablässig zum Frieden ermahnt, weil der Sultan Ungarn bedrohte; und er selbst brauchte damals beträchtliche Summen, um seine Wahl zu der böhmischen Krone durchzusetzen, welche bald nachher vor sich ging. Die Spanier hätten ihn gern unterstützt; aber der Krieg, den sie von ihrer Seite mit dem Herzog von Savoyen, Karl Emanuel führten, erlaubte ihnen nicht, ihre Macht zu theilen, zumal da dieser Herzog mit der Republik in Verbindung war, und seine Kräfte durch ihren mächtigen Beistand sehr zunahmen. Alle ihre Bemühungen, das gute Vernehmen dieser gefährlichen Feinde zu stören, waren vergeblich, und das spanische Ministerium fand zu seiner großen Erbitterung die Venetianer überall in seinem Wege. Aber Philipp III. war ein schwacher Fürst, der sich von Günstlingen regieren ließ, und sein Günstling war damals der Herzog von Lerma, dem es eben so sehr an Muth zu großen Unternehmungen fehlte, als seinem König. Ihnen fiel kein Mittel ein, den Trotz ihrer Feinde niederzuschlagen; endlich aber fand sich ein Mann von weniger Geduld und mehr Geist als sie, der sich vornahm, diesen Verlegenheiten ein Ende zu machen. Dieß war Don Alfonso de la Kueva, Marquis von Bedemar, ordentlicher Gesandter der spanischen Krone bei der Republik Venedig, einer der größten und gefährlichsten Geister, welche Spanien jemals hervorgebracht hat. Man sieht aus seinen hinterlassenen Schriften, daß ihm Nichts entgangen war, was in den alten und neuen

Geschichtschreibern zur Vollendung eines außerordentlichen Menschen beitragen kann. Er verglich die Begebenheiten, die er bei ihnen beschrieben fand, mit denen, die sich zu seiner Zeit ereigneten. Er spähte die Verschiedenheiten und die Aehnlichkeiten in den Vorfällen aus, und bemerkte, was jene an diesen veränderten. Sobald er die Anlage und die Stützen einer Unternehmung kannte, fällte er sein Urtheil über ihren Ausgang. Betrog dieser seinen Scharfsinn, so ging er der Quelle seines Irrthums unermüdet nach. Dieses Studium hatte ihn die sicheren Wege, die wahren Mittel, die entscheidenden Umstände kennen gelehrt, welche weit umfassenden Planen einen glücklichen Erfolg versprechen können. Seine Muthmaßungen von der Zukunft galten bei dem spanischen Staatsrath fast als Prophezeihungen, so sehr hatte diese beständige Uebung von Lesen, eignem Nachdenken und Betrachtung der Welthändel seinen Blick geschärft. Mit dieser tiefen Kenntniß von dem Wesen der großen Geschäfte verband er die seltensten Fähigkeiten damit umzugehen; einen wunderbaren Instinkt in Beurtheilung der Menschen; die Leichtigkeit, mit unwiderstehlichem Reiz sowohl zu schreiben, als zu sprechen; die Miene der Fröhlichkeit und der Offenheit, mehr feurig als ernsthaft, und bis zur größten Unbefangenheit von der Verstellung entfernt; ein gefälliges und freies Gemüth, das um desto undurchdringlicher war, weil Jedermann es zu durchdringen glaubte; ein sanftes, überredendes, schmeichlerisches Wesen, durch welches er sich in das Geheimniß der verschlossensten Herzen einzuschleichen wußte; den ganzen Schein einer völligen Freiheit des Geistes mitten in den heftigsten Erschütterungen.

Die spanischen Gesandten standen damals im Besitz, an den Höfen, wohin sie geschickt wurden, die Herren zu spielen;

und der Marquis von Bedemar war bereits im Jahr 1607 zu der venetianischen Gesandtschaft erwählt worden, als zu dem schwersten der auswärtigen Posten, dem einzigen, wo man sich nicht mit Weibern, Mönchen und Günstlingen helfen konnte. Das spanische Ministerium war so sehr mit ihm zufrieden, daß es sich nach sechs Jahren nicht entschließen konnte, ihn zurückzurufen, so nöthig auch seine Gegenwart an anderen Orten gewesen wäre. Dieser lange Aufenthalt sezte ihn in den Stand, alle Grundlagen dieser Regierung kennen zu lernen, ihre geheimsten Triebfedern auszuspähen, ihre Schwäche und Stärke, ihre Vorzüge und Fehler zu erforschen. Er entschloß sich etwas zu unternehmen, um einen unrühmlichen Frieden zu verhindern, zu welchem, wie es schien, der Erzherzog bald gezwungen seyn würde. Bei dem damaligen Zustand der Republik schien es ihm nicht unmöglich, sich ihrer zu bemächtigen. Die Verbindungen, die er im Staate hatte, und die Unterstützungen, auf welche er rechnen konnte, bestärkten ihn in diesem Gedanken. Die Armeen hatten den Vorrath an Waffen erschöpft, und fast alle rüstigen Bürger waren auswärts beschäftigt. Voll Vertrauen auf den glänzenden Zustand der Flotte hatte sich der Senat nie so sicher geglaubt. Indessen war diese unüberwindliche Flotte an die istrische Küste gebannt, wo der Schauplatz des Krieges war. Die Landmacht stand ebenfalls nicht näher: und in Venedig selbst konnte man sich vor einem plötzlichen Einfall der spanischen Flotte auf keine Weise schützen. Um sicher zu gehen, wollte sich der Marquis des Markusplatzes und des Arsenals, als der wichtigsten Posten, bemeistern. So lange aber die Stadt ruhig blieb, war die Ausführung dieses Plans unmöglich; daher beschloß er an verschiedenen Theilen der Stadt zu

gleicher Zeit Feuer anlegen zu lassen und diejenigen Plätze sorgfältig auszusuchen, wo das Feuer schneller um sich greifen könnte und deren Rettung am wichtigsten scheinen würde; seinen Hof wollte er indeß noch nicht in das Innere dieses Entwurfs führen; denn er wußte, daß die Fürsten sich nicht gern über Unternehmungen dieser Art erklären, bis man Nichts weiter braucht, als ihre Bestättigung, um des glücklichen Erfolges gewiß zu seyn. Eine Depesche, die er damals an den ersten Staatssekretär, den Herzog von Uzeda, abgehen ließ, enthält wenig oder nichts Besonderes. Es gäbe Fälle, so schrieb er ihm, wo die Natur selbst und die Staatsklugheit von den gewöhnlichen Regeln freispräche, und wo es die Pflicht eines treuen Unterthanen wäre, sich nach außerordentlichen Mitteln umzusehen, um seinen Fürsten und sein Vaterland vor einem sonst unvermeidlichen Schandfleck zu verwahren. Zu einer dieser seltenen Ausnahmen schiene man ihm jezt gerade berechtigt zu seyn, da das übermüthige Betragen der Venetianer und die schimpflichen Maßregeln zur Versöhnung, die in Wien und an anderen Orten befolgt worden wären, dem österreichischen Hause die größte Erniedrigung drohten. Irre er sich darin nicht, so fiele diese Sorge vorzüglich auf ihn, weil er in seinem jetzigen Posten die Quellen des Uebels, auf dessen Verbesserung es ankäm e, beständig vor Augen hätte, und die Mittel dazu richtiger als irgend Jemand beurtheilen könnte; übrigens hoffte er diese Pflicht auf eine Art zu erfüllen, die seines Eifers für den Ruhm des Königs nicht unwürdig wäre. Der Herzog von Uzeda kannte ihn gut genug, um unter diesen Worten einen großen, gefährlichen Sinn zu ahnden. Da aber die Vorsicht erfordert, sich in Plane dieser Art so wenig als möglich einzulassen, bis man

dazu gezwungen ist, so theilte er dem ersten Minister seine Gedanken nicht mit, und antwortete dem Marquis in allgemeinen Ausdrücken, indem er seinen Eifer lobte, daß er sich wegen des übrigen auf seine gewöhnliche Klugheit verließe. Den Marquis befremdete diese kalte Sprache nicht, denn er hatte keine andere erwartet. Seine einzige Sorge war nun, die Anstalten so zu treffen, daß ihm der spanische Hof seine Gutheißung nicht verweigern durfte.

Keine Monarchie ist jemals so willkürlich und uneingeschränkt gewesen, als es die Herrschaft des venetianischen Senats über die Republik ist. Bis in den geringsten Dingen wird ein unermeßlicher Abstand zwischen den Nobili und Denen, die es nicht sind, beobachtet. Die Nobili allein können die Länder verwalten, welche unter der Herrschaft der Republik stehen, und die Personen vom größten Stande, die ersten Obrigkeiten in diesen Ländern betrachten sie wie Souveräne, nicht wie Statthalter. Vergibt die Republik die ersten Stellen in ihren Armeen je zuweilen an Fremde, so sind diese nothwendig verbunden, den Willen des venetianischen Generalissimus zu befolgen, und es wird ihnen nichts als die Sorge für die Ausführung überlassen. Da ein Krieg immer der scheinbarste Vorwand ist, um ein Volk zu drücken, so gab der jetzige wegen der Uskoken den Nobili, die ihn führten, eine schöne Gelegenheit sich zu bereichern. Er war von einem übermäßigen Aufwand; und außer dem Gelde, das nach Piemont ging, sah man sich in der Folge fast gezwungen, eine dritte Armee in der Lombardei zu unterhalten, weil man jeden Augenblick eine Diversion zum Vortheil des Erzherzogs von Seiten des Statthalters von Mailand befürchten konnte. Die gute Sache, für welche dieser Aufwand geschah, schien die

Anführer zu berechtigen, daß sie neue Auflagen erfanden; aber das Volk fand darinnen keinen Grund, sie geduldiger zu ertragen. Sie stiegen so hoch, daß der Marquis nicht ohne Wahrscheinlichkeit glauben durfte, der Schlag, über welchem er brütete, würde den Geringen im Anfang eben so willkommen seyn, als er den Großen verderblich wäre. Und selbst unter diesen Großen gab es verschiedene, die mit der Regierung unzufrieden waren; darunter gehörten vorzüglich die Anhänger des römischen Hofs. Die meisten fanden ihren Ehrgeiz beleidigt, weil in der Streitigkeit mit diesem Hofe gegen ihre Rathschläge gehandelt worden war. Ihre Rachsucht stimmte sie, Alles zu thun und Alles zu leiden, wenn nur die höchste Gewalt ihren damaligen Besitzern entrissen wurde; und das Verderben des Staats würde ihrer Eitelkeit geschmeichelt haben, weil sie den Grund dazu in den verhaßten Maßregeln ihrer Gegner gefunden hätten. Einige andere wollten in ihrer Einfalt katholischer seyn, als der Papst selbst. Dieser hatte in dem Vertrag mit der Republik seine Forderungen sehr herabgestimmt; aber zu dieser Nachgiebigkeit sollten ihn politische Rücksichten bewogen haben, und sie fürchteten irgend einen heimlichen Vorbehalt, nach welchem der über die Republik gesprochene Kirchenbann in der Meinung seiner Heiligkeit noch wie vorher bestünde. Unter diesen befanden sich einige Senatoren, die von Seiten des Vermögens eben so schlecht bedacht waren, als von Seiten des Geistes. Der Marquis von Bedemar wußte sie in der Folge sehr gut zu gebrauchen, nachdem er sie durch überhäufte Wohlthaten überzeugt hatte, daß man seit jenem Vorfalle nicht mehr mit gutem Gewissen Venetianer seyn könnte.

So streng es auch den Nobili untersagt war, sich mit

den Fremden in Verbindung einzulassen, so hatte er doch auch Mittel gefunden, um die Bedürftigsten und Unzufriedensten unter ihnen sehr fest an sich zu fesseln. Hatten sie irgend eine nahe Verwandte, oder standen sie mit irgend einer Buhlerin, mit irgend einem Geistlichen in vertrautem Umgang, so erkaufte er die Bekanntschaft dieser Personen, um welchen Preis es auch seyn mochte, und überhäufte sie mit Geschenken von nicht geringem Werthe, unerachtet es, des Vorwands wegen, meistens nur Merkwürdigkeiten aus fremden Ländern waren. Diese Freigebigkeit, zu welcher sie keinen Anlaß sahen, machte ihnen Lust, den Marquis zu noch beträchtlicheren Geschenken zu verbinden. In dieser Absicht befriedigten sie nicht nur seine Neugierde über einige Dinge, die er von ihnen zu erfahren wünschte, sondern sie suchten sogar über andere, die sie ihm nicht so genau beantworten konnten, selbst Erkundigung einzuziehen; und da seine Erkenntlichkeit ihre Erwartung übertraf, so hatten sie keine Ruhe, bis sie ihre vornehmen Gönner auch in diese Art von Handel verflochten hatten. Es ist zu glauben, daß bei diesen ihre Dürftigkeit den Ausschlag gab, und daß sie den Schmerz nicht aushalten konnten, Leute, die ganz von ihnen abhingen, reicher werden zu sehen, als sie selbst waren; zumal da sie wohl merkten, daß die ganze Verschwendung des Marquis eigentlich ihnen galt. Uebrigens war seit dieser Zeit keine Berathschlagung des Senats dem spanischen Gesandten mehr ein Geheimniß, er wurde von allen Beschließungen desselben unterrichtet; und die Anstalten, welche den Krieg betrafen, waren den Generalen des Erzherzogs bekannt, ehe die Generale der Republik Befehle erhalten hatten, sie zu befolgen. Außer diesen Verbindungen wünschte der Marquis auf eine beträchtliche Anzahl von

Kriegsleuten Rechnung machen zu können. In der Lombardei stand eine mächtige spanische Armee, die seine Absichten unterstützen konnte, sobald der Statthalter von Mailand gemeine Sache mit ihm machte. Aber Mendoza, welcher damals diese Stelle bekleidete, stand mit dem Herzog von Savoyen in zu enger Verbindung, um in einen solchen Plan einzutreten. Er hatte erst kürzlich den Vertrag zu Asti, bei welchem die Venetianer und die Franzosen Mittler gewesen waren, mit diesem Fürsten geschlossen. Der Marquis von Bedemar, dem es bekannt war, daß diese Unterhandlung in Spanien keinen Beifall finden würde, schrieb dahin, um ihn zurückberufen zu lassen. Dom Pedro Toledo, Marquis von Villafranca, Bedemars vertrautester Freund, suchte auf sein Anstiften Mendoza's Treue verdächtig zu machen und bewarb sich selbst um die Mailändische Statthalterschaft. Gegen Ende des Jahres 1615 erhielt Dom Pedro Befehl, unverzüglich nach Mailand abzureisen, um Mendoza's Stelle einzunehmen; und sobald er dort angekommen war, ließ er es durch den Marquis von Lara nach Venedig melden. Diesem theilte der Gesandte seinen Entwurf mit, von dem er die scheinbarste Seite herauskehrte, und trug ihm auf, zu erforschen, ob der neue Statthalter sich würde bewegen lassen, fünfzehnhundert Mann von seinen besten Truppen zu dieser Unternehmung herzugeben? Dom Pedro war von der Größe des Gedankens entzückt, und entschloß sich, so Viel dazu beizutragen, als er thun könnte, ohne sich, im Fall eines unglücklichen Erfolgs, einem gewissen Verderben auszusetzen. Er sandte den Marquis von Lara zum Zweitenmal nach Venedig, um seinem Freunde diese Versicherung zu geben. Zugleich aber bat er ihn, zu bedenken, daß er diese Truppen

sorgfältig aussuchen müßte, und daß seine Unvorsichtigkeit, die bravsten Soldaten in der Armee einer solchen Gefahr bloßzustellen, ihm die schwerste Verantwortung zuziehen würde, wenn sie in dieser Unternehmung umkommen sollten. Uebrigens versprach er so viel Truppen zu schicken, als er entbehren könnte, und sie so zu wählen, daß er für sie stehen dürfte, wie für sich.

Nichts war dem Gesandten von größerer Wichtigkeit, als jeden Ausweg zu einem Vergleich zu versperren. In dieser Absicht bewog er den Marquis von Lara, dem Senat im Namen des Statthalters von Mailand die unvernünftigsten Friedensvorschläge zu thun. Der Senat nahm sie mit Unwillen auf, wie vorauszusehen war, und weigerte sich, in Unterhandlung darüber zu treten. Dom Pedro unterließ von seiner Seite Nichts, um das üble Vernehmen aufs Höchste zu treiben. Der Herzog von Mantua war nicht sehr geneigt, seinen rebellischen Unterthanen die Amnestie zu bewilligen, zu welcher er sich im Vertrag zu Asti verstanden hatte; er wurde aufgemuntert, nicht nachzugeben und in den Exekutionen fortzufahren, die er gegen sie angefangen hatte. Man that dem Herzog von Savoyen Vorschläge über die Erfüllung dieses Vertrags, die er, wie man wohl wußte, nicht annehmen konnte, und man vermied, die Waffen nach ihm abzulegen, wie man gesollt hätte, unter dem Vorwand des Krieges im Friaul, von welchem sich Spanien nicht mehr mit Ehren ausschließen konnte. Die venetianische Armee war über den Lisonza gegangen und belagerte Gradiska, die Hauptstadt der erzherzoglichen Staaten. Das spanische Ministerium drohte, sich jezt zu erklären, wenn man gegen diesen Fürsten zu weit ginge. Damals endigte sich das Mißverständniß zwischen der

spanischen und der deutschen Linie des Hauses Oesterreich, welches seit dem Streite des Sohnes und des Bruders Karls V. um die Nachfolge im Reiche fortgedauert hatte. Der erste Beweis der Versöhnung war der Antheil, welchen die Spanier an diesem Kriege nahmen. Dom Pedro ließ seine Truppen marschiren, und der Vicekönig von Neapel, welcher mit der spanischen Flotte auf dem mittelländischen Meere kreuzte, drohte den Herzog von Savoyen anzugreifen. Er versperrte allen Hülfsmitteln den Weg, welche der Republik zu Wasser zukamen, er sezte sich in Bereitschaft, alle Augenblicke auf dem venetianischen Meerbusen zu erscheinen, und erhielt dadurch die Flotte der Republik in beständiger Furcht.

Da die venetianischen Minister an allen Höfen über dieses gewaltthätige Betragen klagten, unternahm Bedemar, es zu rechtfertigen. Er suchte zugleich auf seinen Plan vorzubereiten und die Grundfesten der Ehrfurcht zu untergraben, welche das ganze Europa seit so vielen Jahrhunderten für diese Republik empfand. Man hielt sie für den ältesten und freiesten aller Staaten. Bei dem Streit mit dem päpstlichen Hof war neuerlich in verschiedenen Schriften mehr Lärm als jemals von dieser Freiheit gemacht worden, und diese Schriften werden noch für unwiderlegbar gehalten, ungeachtet mehrere geschickte Männer von der Gegenpartei versucht hatten, darauf zu antworten. Der Marquis ging sie von Neuem durch und widerlegte in wenigen Blättern die zahlreichen Bände der venetianischen Schriftsteller, ohne nur einen von ihnen zu nennen. Es gibt keinen Gegenstand dieser Art, der unter der Behandlung eines guten Kopfs nicht problematisch werden könnte. So zeigte er unter dem Vorwande, die Rechte der Kaiser über Venedig zu behaupten, daß die Unabhängigkeit der Republik und ihre

Herrschaft über das Meer leere Blendwerke wären. Bei seinen Absichten wünschte er nicht für den Verfasser dieser Schrift erkannt zu werden; er verfuhr daher mit ihrer Bekanntmachung so behutsam, daß man, so lange er lebte, ihm auch nicht den geringsten Antheil daran zutraute, und noch heutzutage trägt man Bedenken, ihn als den eigentlichen Verfasser des squittinio della libertà Veneta — so hieß diese Schrift — anzusehen, ungeachtet man zugibt, daß er sie hatte schreiben und herausgeben lassen. Man begreift nicht leicht, wie er damals auch von diesem Verdacht frei bleiben konnte; aber die Venetianer kannten ihn wahrscheinlicherweise noch viel zu wenig. Sein lebhaftes und heftiges Betragen war das Einzige, was sie an ihm bemerken konnten, und einem Manne von so aufbrausendem Charakter trauten sie die Kälte nicht zu, eine politische Satyre von dieser ausgesuchten Feinheit aufzusetzen. Billigkeit und Unparteilichkeit schienen durchaus in diesem kleinen Werke zu herrschen. Selbst die eingestreuten Deklamationen gegen die ungerechten Anmaßungen der Venetianer waren durch die scheinbare Mäßigung der Ausdrücke so gemildert, daß schon Dieses allein den größten Eindruck machen mußte. Dieses squittinio erregte ein außerordentliches Aufsehen. Da man keine Spur von dem Verfasser hatte, fiel der Verdacht sehr natürlich auf den römischen Hof, von welchem die vorhergegangenen Schriften ähnlichen Inhalts herrührten. Die Gelehrten im Senat glaubten, daß Jedermann die Stärke der Gründe dieses Ungenannten ebenso fühlen müßte wie sie; der Verlust einer Schlacht wäre ihnen weniger empfindlich gewesen. Paul Sarpi oder, wie man ihn sonst nannte, Fra-Paolo, einer der besten Schriftsteller seiner Zeit, der den Muth gehabt hatte, sein Interesse als

Mönch in jenem entscheidenden Zeitpunkte dem Interesse der Republik aufzuopfern und dadurch den gedoppelten Haß des päpstlichen Hofs auf sich zu laden, erhielt Befehl, die berühmte Schrift zu untersuchen. Aber er erklärte, daß man diese Schrift nicht beantworten dürfte, weil Dieß nicht geschehen könnte, ohne über gewisse Gegenstände zu viel Licht zu verbreiten, die besser in der Nacht des Alterthums begraben liegen; wenn indessen der Senat glaubte, daß die Würde der Republik unter einem solchen Stillschweigen litte, so nähme er es auf sich, dem römischen Hof wegen seiner eigenen Vertheidigung so Viel zu thun zu geben, daß er an keinen Angriff mehr denken sollte. Dieser Rath wurde in der ersten Hitze angenommen, und Fra-Paolo hatte die Freude, sein Lieblingswerk, die Geschichte des tridentinischen Conciliums, herausgeben zu dürfen, welche ohne diese Veranlassung bei seinen Lebzeiten schwerlich erschienen wäre.

Unterdessen war der Feldzug des Jahres 1616 ohne merkliche Vortheile von beiden Seiten abgelaufen, und der Herzog von Savoyen war so wenig als die Venetianer geneigt, den erworbenen Ruhm auf einen zweiten Versuch zu wagen. Daher erhielt der venetianische Gesandte in Madrid, Peter Gritti, Auftrag von der Republik, die Unterhandlungen wieder anzuknüpfen. Aber die Spanier, durch den hartnäckigen Widerstand, den sie gefunden hatten, erbittert, machten so unbillige Forderungen, daß sich Alles von Neuem zerschlug. Gradiska blieb blokirt. Die Feindseligkeiten wurden während des Winters fortgesezt, und im Frühjahre erschienen die Armeen im Felde mit einem Eifer, der die glänzendsten Thaten versprach. Der Stillstand mit Holland hatte diesem Staate einen Theil seiner Truppen entbehrlich

gemacht; die französischen und deutschen Abenteurer sahen sich genöthigt, ihr Glück anderswo zu versuchen, und achttausend Holländer oder Wallonen unter der Anführung der Grafen von Nassau und Löwenstein boten der Republik ihre Dienste an. Die Spanier führten nachdrückliche Klagen bei dem Papst, daß die Venetianer auf diese Art ganz Italien der Ansteckung der Ketzerei preisgäben; aber der venetianische Gesandte in Rom wußte ihn zu überzeugen, daß den Spaniern die Religion weniger zu Herzen ginge als das Mißvergnügen, die Kräfte von zwei mächtigen Republiken gegen sich vereint zu sehen.

Der Marquis von Bedemar wäre in keiner geringen Verlegenheit gewesen, wenn der Papst die Venetianer wirklich genöthigt hätte, diese Ketzer abzudanken. Da Soldaten, die einem fremden Staate dienen, gewöhnlich nur auf ihren Vortheil sehen, so hoffte er die Anführer dieser gedungenen Truppen durch eine Summe Geldes und durch die Aussicht der reichen Beute in seine Absichten zu verwickeln. Um dieses Geschäft einzuleiten, warf er seine Augen auf einen gewissen Nikolaus Renault, einen hellen und unternehmenden Kopf, der aus Ursachen, die man nie erfahren hat, nach Venedig geflüchtet war. Der Marquis hatte ihn seit langer Zeit bei dem französischen Ambassadeur gesehen, in dessen Hause er sich aufhielt. In einigen Unterredungen, die der Zufall veranlaßte, erkannte Bedemar die großen Eigenschaften an ihm, welche das Gerücht ihm beilegte, und der Marquis, dem ein solcher Freund in dem Hause des französischen Gesandten sehr willkommen war, schloß eine enge Verbindung mit Renault. So arm dieser war, so galt ihm doch Tugend mehr als Reichthum, aber zugleich Ruhm mehr als Tugend. Fehlte es ihm an unschuldigen Mitteln,

berühmt zu werden, so war kein Verbrechen zu groß, das er nicht um diesen Preis gewagt hätte. Aus den Schriften der Alten hatte er die seltene Gleichgültigkeit für Leben und Tod geschöpft, welche alle außerordentlichen Unternehmungen begleiten muß. Oft wünschte er jene glänzenden Zeiten zurück, da noch das Verdienst der Einzelnen das Schicksal der Staaten entschied, und wo es Männern von Werth nie an Mitteln und Gelegenheit fehlte, sich zu zeigen. Bedemar, welcher das Innerste seiner Seele kannte und einen Menschen wie diesen brauchte, dem er ohne Gefahr die Führung des Unternehmens ganz anvertrauen könnte, theilte ihm seinen Entwurf mit und gestand ihm, daß er bei dem ersten Gedanken, den er daran gehabt, sogleich auf ihn gerechnet hätte. Er wußte, daß Nichts Renaults Ehrgeiz mehr schmeicheln mußte als diese Versicherung. Sein hohes Alter machte ihn einer Verbindung dieser Art nicht abgeneigt. Je weniger Jahre er noch zu leben hatte, desto weniger sezte er jezt aufs Spiel. Er glaubte, die traurige Frist, die ihm der Tod vergönnte, nicht besser anwenden zu können, als wenn er seinen Namen noch unsterblich zu machen suchte. Der Marquis gab ihm die nöthigen Wechsel und Kreditive, um mit den Holländern zu negociren. Uebrigens sollte nach der Instruktion, die Renault von ihm erhielt, der eigentliche Zweck der Unterhandlung den holländischen Truppen selbst noch verschwiegen bleiben; sie sollte bloß unter dem Vorwande angesponnen werden, daß der spanische Ambassadeur bei der gegenseitigen Erbitterung zwischen der Republik und dem österreichischen Hause für seine eigene Sicherheit in Venedig fürchten müßte, wenn er nicht auf eine gewisse Anzahl von treuen und entschlossenen Freunden rechnen könnte, die bereit

wären, ihn vor der Wuth des Pöbels zu schützen, sobald es zu einem Ausbruch käme. Dieser Vorwand war der feinste nicht, aber bei Dingen dieser Art ist der durchsichtigste Schleier schon von großem Nutzen: es kömmt wenig darauf an, ob man erkennt, daß ein Geheimniß dahinter ist, wenn das Geheimniß selbst nur unbekannt bleibt. Auf diese Weise hoffte er, sich der Auswahl von der Landarmee der Venetianer zu versichern; und alsdann blieb der Ueberrest so schwach, daß Dom Pedro sie mit leichter Mühe zurückschlagen konnte, wenn sie beim Ausbruch der Verschwörung Miene machten, der Stadt beizuspringen. Weit furchtbarer war dagegen die Seemacht. Sie stand, so zu sagen, im verjährten Besitz des Siegs und konnte sich weit leichter und schneller aufmachen, um Venedig zu retten. Sie bestand größtentheils aus gebornen Unterthanen der Republik, deren eigenes Interesse es war, den Ruin ihres Vaterlandes aus allen Kräften zu verhindern. Die Hoffnung, daß die spanische Flotte sie schlagen würde, war unsicher: und es wäre unvorsichtig gewesen, den Erfolg eines Unternehmens, das schon gewagt genug war, dem ungewissen Glück eines Treffens zu überlassen. Also mußte ein Mittel erfunden werden, diese Flotte außer Stand zu setzen, daß sie die Stadt beschüzte. Der Gesandte, welcher in dem Seewesen nicht so erfahren war als der Vicekönig von Neapel, der die spanische Flotte kommandirte, glaubte, ihn hierüber um Rath fragen zu müssen. Dieser Vicekönig, welchem Bedemar eine der ersten Rollen in seinem Trauerspiele zudachte, war der Herzog von Ossuna, ein eben so unternehmender Kopf als Dom Pedro und der Marquis von Bedemar. Durch die Aehnlichkeit des Charakters war zwischen diesen drei Staatsmännern eine sehr enge Verbindung entstanden.

Dom Pedro und der Herzog von Ossuna waren nicht die größten Politiker, der Herzog insbesondere hatte zuweilen Launen, welche alle Gränzen der Vernunft überschritten; aber die Bereitwilligkeit, mit welcher sie sich beide in Bedemars höhern Geist fügten, ersezte ziemlich, was ihnen an Geschicklichkeit fehlte.

Der reiche Ertrag der Seeräuberei, wenn sie unter mächtigem Schutz getrieben wird, hatte alle berühmten Korsaren vom mittelländischen Meere an den Hof des Vicekönigs von Neapel gelockt. Dieser beschüzte sie nicht sowohl wegen des Antheils, der ihm von ihrer Beute zukam, denn er war eher verschwenderisch als geizig, sondern um beständig eine gewisse Anzahl von Leuten um sich zu haben, die Kühnheit genug hatten, Alles zu wagen, und ihm in den außerordentlichen Unternehmungen beizustehen, mit denen er immer schwanger ging. Nicht zufrieden, sie bloß aufzunehmen, wenn sie sich anboten, suchte er Diejenigen sogar auf, die sich durch ungewöhnliche Verdienste auszeichneten, und machte ihnen so große Vortheile, daß er sie unfehlbar an sich zog. So hatte er es mit einem gewissen Hauptmann Jaques Pierre aus der Normandie gemacht, der in diesem Fache so vortrefflich war, daß alle seine Mitbürger sich's zum Ruhm anrechneten, von ihm gelernt zu haben. Die Denkungsart dieses Mannes war von der Wildheit seines Elements und seines Standes unangesteckt geblieben. Kaum hatte er genug erworben, um mit einem gewissen Anstande leben zu können, so entschloß er sich, der Seeräuberei zu entsagen, ungeachtet er noch in seinen besten Jahren war. Er wählte die Staaten des Herzogs von Savoyen zu seinem Zufluchtsort. Dieser Fürst, der alle außerordentlichen Talente liebte, und sie um so besser zu schätzen wußte, je freigebiger

die Natur gegen ihn selbst gewesen war, erlaubte dem Hauptmann Pierre, den er für einen der tapfersten Männer seiner Zeit kannte, sich in Nizza niederzulassen. Jeder Seemann, der diese Küste besuchte, weß Standes er auch seyn mochte, bezeigte ihm seine Achtung. Seine Rathschläge galten wie Orakel; er war der Schiedsrichter aller ihrer Streitigkeiten, und sie konnten einen Mann nicht genug bewundern, der die Größe gehabt hatte, einen Stand aufzugeben, in welchem er so glänzte, und von dem es so schwer ist, sich loszureißen. Unter seinen Anbetern war ein gewisser Vincenz Robert von Marseille, der bei einer Landung in Sicilien von dem Herzog von Ossuna so wohl aufgenommen wurde, daß er bei ihm Dienste nahm. Der Herzog wußte, daß Robert mit dem Kapitän genau bekannt war, und im vertrauten Gespräch beklagte er sich gegen ihn, daß Pierre bei der Wahl eines Wohnplatzes die Staaten des Herzogs von Savoyen seinem Gouvernement vorgezogen habe. Er begleitete diese Aeußerung mit außerordentlichen Versicherungen, wie hoch er den Muth des Kapitäns und seine Erfahrung im Seewesen schätzte, und schloß mit der Erklärung: daß er Nichts unterlassen würde, was in seiner Macht stünde, um einen Mann von diesen Verdiensten an seinen Hof zu ziehen. Robert nahm diese Unterhandlung sehr gerne auf sich, und sie wurde durch so vortheilhafte Anerbietungen von dem Vicekönig unterstüzt, daß der Kapitän nicht widerstehen konnte, und sich mit Weib und Kindern nach Sicilien wandte. So lange er das Meer nicht aus den Augen verlor, war auch seine Leidenschaft nicht ganz erstickt. Der Vicekönig hatte so schöne Galionen erbauen lassen; einige sehr reiche türkische Karawanen waren mit so schwacher Bedeckung im Anzug, daß

er der Versuchung unterlag. Auch hatte er keinen Grund, diesen Rückfall zu bereuen. Seine Beute war unermeßlich, und der Herzog von Ossuna, mit dem er seit dieser Zeit als Bruder lebte, überließ ihm den besten Theil davon. Nur mußte er versprechen, dem Herzog nach Neapel zu folgen, wohin er beordert war, und von da eine Reise nach der Provence zu machen, um Alles, was er auf dieser Küste von braven Seeleuten kannte, in seine Dienste zu locken. Der Kapitän brachte eine Anzahl zusammen, die hinreichte, um fünf große Schiffe auszurüsten, welche dem Vicekönig eigenthümlich zugehörten, und über die er eine unumschränkte Herrschaft bekam. Mit dieser kleinen Flotte plünderte er ungestraft die levantischen Küsten, und beschloß seinen ersten Feldzug durch ein großes Treffen, worin er ein ansehnliches Geschwader türkischer Galeeren theils gefangen nahm, theils in Grund bohrte.

Damals aber geschah es, daß der Marquis von Bedemar dem Herzog von Ossuna seinen Plan mittheilte, und ihn wegen jener Schwierigkeiten um Rath fragte. Der Herzog strebte nach der Herrschaft über die angränzenden Meere, und konnte daher Nichts eifriger wünschen, als den Untergang einer Macht, die ihm allein die Ueberlegenheit streitig machte, und bei welcher er kein so leichtes Spiel hatte, als bei den Türken. Er besprach sich darüber mit dem Kapitän und legte ihm die Schwierigkeiten der Ausführung vor. Dieser fand sie nicht unüberwindlich, es vergingen mehrere Tage unter geheimen Berathschlagungen, und plötzlich sah man den Kapitän Neapel verlassen, auf eine Art, welche die äußerste Eilfertigkeit und den größten Schrecken verrieth. Ossuna stellte überall Leute an, die den Befehl hatten, ihn lebendig oder todt zurückzubringen;

alle Wege wurden ihm versperrt, bis auf den einzigen, den er wirklich genommen hatte. Seine Frau und Kinder wurden gefangen gesezt, und dem Scheine nach mit der größten Grausamkeit behandelt. Sein ganzes Vermögen wurde eingezogen und der Zorn des Herzogs brach mit einer solchen Heftigkeit aus, daß ganz Neapel darüber erstaunte, so gut man auch seit langer Zeit seinen ungestümen Charakter kannte. Da aber der Hauptmann ein eben so unruhiger Kopf schien, als der Vicekönig, so konnte man dieses Blendwerk leicht für Ernst halten, und Jedermann war überzeugt, daß der Flüchtling etwas gegen Spanien oder gegen die geheimen Absichten des Herzogs vorgehabt hätte. Pierre nahm seine Zuflucht zum Zweitenmal nach Savoyen. Der Herzog von Savoyen führte offenen Krieg mit den Spaniern, und er war für den großmüthigsten Fürsten der Welt bekannt. Er hatte zwar einige Empfindlichkeit gezeigt, als der Kapitän seine Staaten verließ, um nach Sicilien zu ziehen; demungeachtet scheute sich der Betrüger nicht, bei ihm gerade Schutz zu suchen. Er machte ihn fürs Erste mit verschiedenen erdichteten Anschlägen des Vicekönigs gegen die Republik bekannt, deren bloßer Gedanke schon Schaudern erregte, die aber mit dem wahren nichts gemein hatten. In diese, gab er vor, hätte er nicht geglaubt, sich mit Ehren einlassen zu können; er hätte daher einige Maßregeln genommen, um sich nebst seiner Familie und seinem Vermögen aus Neapel zu retten; sein Vorhaben wäre aber dem Herzog bekannt geworden, und er hätte sich genöthigt gesehen, um seiner Wuth auszuweichen, in diesem traurigen Aufzug zu entfliehen, und das Theuerste, was er auf der Welt hätte, in den Händen des grausamsten unter allen Menschen zu verlassen. Diese schreckliche Erzählung rührte

den Herzog, und er nahm den listigsten Heuchler mit offenen Armen auf. Er hielt das Interesse der Republik so sehr für sein eigenes, daß er es auf sich nahm, ihn für den Dienst, den er der gemeinen Sache erwies, zu belohnen, wenn es die Venetianer selbst nicht thäten. Außerdem ließ er ihm den Wunsch blicken, daß er selbst den Senat von den Anschlägen des Vicekönigs unterrichten möchte; er ermahnte ihn, seinen Unfall muthig zu ertragen, half ihm mit allem Nöthigen aus, und schickte ihn, reichlich beschenkt, mit eigenhändig geschriebenen Kreditiven nach Venedig. Die Venetianer zeigten sich ebenso mitleidig als der Herzog. Die Flucht, die Verzweiflung, der Ruf des Hauptmanns, die Hoffnung, daß er die tapfern Seeleute, mit denen er im Namen des Vicekönigs Unterhandlung gepflogen hatte, nun für sie würde anwerben können, vorzüglich aber die Anschläge des Vicekönigs, die er verrieth, und so wahrscheinlich zu machen wußte, als nöthig war: alles Dieß sprach so mächtig für ihn, daß man ihm sogleich das Kommando eines Schiffes anvertraute. Zwar stellte Contarini, Ambassadeur der Republik am päpstlichen Hofe, dem Senat in seinen Briefen vor, daß man diesem Menschen, der unmittelbar von dem Vicekönig käme, nicht so blindlings trauen könnte; aber die Furcht brachte auch dießmal ihre gewöhnliche Wirkung hervor: sie machte die Venetianer leichtgläubig, und die kluge Warnung wurde verschmäht. Uebrigens suchte der Kapitän ungesäumt Gelegenheit, sich von seiner glänzenden Seite zu zeigen, um allem Argwohn vorzubauen. Als kurze Zeit darauf die Flotte in die See gestochen hatte, verschaffte er sich Aufträge zu Verfolgung der Uskoken, und erhielt so beträchtliche Vortheile über sie, daß man nach seiner Zurückkunft nicht anstand, ihm noch eilf Schiffe anzuvertrauen.

Er gab dem Herzog von Ossuna Nachricht von diesem glücklichen Erfolg ihrer List, und beschloß seine Depesche mit folgenden Worten: „Wenn diese Pantalons von Venedig fortfahren, sich so leicht bethören zu lassen, so wag' ich es, Ew. Excellenz zu versichern, daß ich hier zu Lande meine Zeit gut anwenden werde." Er schrieb zugleich an alle seine Kameraden, die er in Neapel verlassen hatte, und suchte sie zu bereden, daß sie Dienste bei der Republik nähmen. Es wurde ihm nicht schwer, sie nach Venedig zu locken. Der Vicekönig behandelte sie seit der Flucht ihres Freundes so übel, als er sie vorher gut behandelt hatte, und gab bei allen Gelegenheiten sein scheinbares Mißtrauen gegen sie zu erkennen. Er beklagte sich laut und heftig über den Schutz, welchen die Republik seinem Feinde bewilligt hatte. Um sich zu rächen, nahm er alle Uskoken in seine Dienste, die von den Venetianern aus ihren Winkeln vertrieben worden waren. Sie wiederholten jezt ihre alten Ausfälle; sie fingen ein großes Schiff auf, das von Korfu nach Venedig segelte, und boten die Beute, die sie daraus zogen, mit lauter Bewilligung des Herzogs öffentlich feil. Er verlezte die Freiheit der Häfen, übte über geringfügige Gegenstände sehr wichtige Repressalien aus, widerstand hartnäckig allen Befehlen, welche aus Spanien an ihn ergingen, die erbeuteten Güter wieder herauszugeben, und sezte ein Manifest auf, worin er die Gründe zu diesem Ungehorsam bekannt machte. Er schickte eine große Flotte aus, die auf dem adriatischen Meere kreuzte, und ließ die Prisen, die sie über die Venetianer machte, im Triumph nach Neapel bringen. Er verdarb ihren ganzen Handel auf Kosten der Neapolitaner selbst; und als einige von den ersten Kaufleuten im Königreich sich darüber beklagten, drohte er sie aufhängen zu lassen. Da noch zwischen

Spanien und der Republik der Krieg nicht erklärt war, konnten sich die Venetianer von ihrem Erstaunen über dieß unregelmäßige Betragen nicht erholen. Die Meisten schoben die ganze Schuld auf den bekannten Charakter des Herzogs von Ossuna; aber die Klügsten wußten, wie nützlich diese Art von Tollköpfe sind, wenn man sie zur rechten Zeit gebraucht, und sie glaubten, daß die Spanier sich hinter den Launen des Herzogs versteckten, um durch ihn alle Schritte zu thun, die sie selbst weder öffentlich unterstützen, noch gut heißen durften. Seine gewöhnlichsten Reden waren, daß er die Häfen von Istrien, welche der Republik gehörten, überfallen, ihre Inseln ausplündern, und wo möglich in Venedig selbst einen Einfall thun würde. Er besprach sich mit seinen Hofleuten über diese Plane. Er ließ die Gegenden durch geschickte Künstler aufnehmen; baute Kähne, Brigantinen und andere kleine Fahrzeuge, die für jede Art von Kanälen taugten; machte unermüdet Versuche, wie viel Gewicht jedes Maß von Tiefe des Wassers auf verschiedene Breiten tragen konnte, und erfand täglich neue Maschinen, um die Schwere zu vermindern und die Bewegung zu erleichtern. Spinelli, der venetianische Resident in Neapel, stattete dem Senat getreuen Bericht von allem Diesem ab. Der Marquis von Bedemar war in der größten Verlegenheit, und er fing an zu bereuen, daß er sich mit einem so unvorsichtigen Menschen in Verbindung eingelassen hatte. Aber der Erfolg täuschte seine Besorgnisse. Der Vicekönig war mit diesen Dingen so laut, daß die Venetianer bloß darüber lachten. Die Vernünftigsten selbst hörten auf zu glauben, daß hinter so offenbaren Tollheiten etwas Ernstliches verborgen seyn könnte. Der Herzog sezte seine Anstalten fort, so lange er wollte, ohne bei Jemanden Verdacht zu erregen,

und seine Unbedachtsamkeit, welche das Unternehmen zu verderben drohte, brachte die Sache weiter, als Bedemars ganze Behutsamkeit. Um aber den Venetianern keine Zeit zu reiferer Ueberlegung zu lassen, beschloß Bedemar doch zur Ausführung zu eilen. Außerdem drängte ihn die Sorge für seine eigene Sicherheit, denn er sah jezt sein Leben täglich ausgesezt. Ein falsches Gerücht von einem Sieg über die Spanier, das durch einen äußerst unbedeutenden Umstand veranlaßt worden war, hatte schon einmal den Uebermuth des venetianischen Pöbels so gereizt, daß der Senat dem Gesandten Wache zuschicken mußte, um ihn und sein ganzes Haus von der größten Gefahr zu retten.

Zu eben der Zeit bekam er aber Nachrichten aus dem Lager von Gradiska, die ihn über diesen Unfall trösteten. Die Umstände waren so günstig gewesen, daß Renault Hoffnung gab, in sehr kurzer Zeit mit den Soldaten fertig zu werden. Er nahm auf Befehl des Marquis seinen Rückweg über Mailand. Hier überhäufte ihn Dom Pedro mit Liebkosungen, der gewöhnlichen Lockspeise, womit die Großen die Vernunft ihrer Schlachtopfer bestürmen, bis sie sich für ein fremdes Interesse blindlings ins Verderben stürzen. Dom Pedro kam mit ihm überein, daß man noch eine Stadt auf dem festen Lande der Republik brauchte, deren man sich zu gleicher Zeit mit Venedig bemächtigen mußte, weil ein solcher Ort die anderen im Zügel halten, der spanischen Armee zum Waffenplatz dienen und die venetianische abwehren würde. Renault besuchte die vornehmsten und blieb einige Zeit in Crema stehen, um da mit Hülfe eines französischen Lieutenants, der Berard hieß, eines italienischen Hauptmanns und eines Fähndrichs aus Provence, die Dom Pedro schon bestochen hatte, ein Komplott anzuspinnen.

Diese Drei erboten sich, fünfhundert Spanier in der Stadt zu verstecken, ohne daß der venetianische Kommandant Verdacht schöpfen sollte, und sich acht Tage darauf des Orts zu bemächtigen. Aus den Untersuchungen, die Renault auf dem Platze anstellte, schloß er, daß es mit dieser Anzahl von Leuten kaum fehlschlagen könnte. Es kam bloß darauf an, eine elende Garnison niederzuwerfen, die aus der Landmiliz gezogen war, weil alle regelmäßigen Truppen der Republik in den festen Plätzen von Friaul oder bei der Armee standen.

Der Herzog von Ossuna hatte außerdem auch den Marquis überzeugt, daß sie einen venetianischen Ort auf dem Meerbusen in ihrer Gewalt haben müßten, um den Uskoken und dem Herzog beistehen zu können, und eine Zuflucht für die spanische Flotte bereit zu haben, wenn sie zufälligerweise auf diesem Meere einer bedürfen sollte. Zu diesem Behufe wurde Murano erwählt, ein fester Platz auf einer Insel, die an Istrien gränzt, mit einem Hafen, wo eine ganze Flotte aufgenommen werden kann. Ein italienischer Offizier, Mazza genannt, stand seit vierzig Jahren an diesem Orte, und hatte fast soviel Ansehen darin als ein Gouverneur. Von diesem erhielt ein Abgesandter des Herzogs von Ossuna, vermittelst einer beträchtlichen Summe und der Zusage des Gouvernements, das Versprechen, daß er auf den ersten Befehl den Gouverneur ermorden und sich im Namen der Spanier der Stadt bemächtigen würde. Nichts war leichter auszuführen, als dieser Plan. Der Gouverneur, Lorenz Tiepolo, lebte mit ihm auf dem vertrautesten Fuß; und da ihm das Amt eines Proveditore, das er außerdem bekleidete, in Kriegszeiten auf den Gränzen viel Beschäftigung gab, verließ er sich ganz auf Mazza;

den er als seinen ältesten und geschicktesten Offizier kannte, über Alles, was das Innere des Platzes betraf. Jezt endlich glaubte Bedemar die lezte Hand an sein Werk legen zu müssen. Zwar konnte er, wenn er länger wartete, noch weit mehr Maßregeln treffen; aber er wußte, daß für Geschäfte dieser Art Nichts tödtlicher ist, als sie in die Länge zu ziehen. Die verschiedenen Mittel, welche den glücklichen Erfolg bewirken sollen, finden sich nie zu einer und derselben Zeit im Stande, gebraucht zu werden. Während daß man die Einen rüstet, verändert sich die Gestalt der Andern; und wenn man einmal glücklich genug ist, eine hinlängliche Anzahl beisammen zu haben, so ist es ein unwiderbringliches Versehen, diesen entscheidenden, kostbaren Zeitpunkt ungenuzt vorüber gehen zu lassen.

Für die Ehre der spanischen Krone war es von äußerster Wichtigkeit, daß man ihren Repräsentanten seines Antheils an dieser Unternehmung nicht überweisen könnte, wenn sie fehlschlüge. Daher beschloß er, sich keinem von den Verschwornen zu entdecken, außer Renault und dem Hauptmann. Selbst diese Beiden kannten sich gegenseitig nicht; sie kamen nie zu ihm, als wenn er sie bestellte, und er hatte immer die Vorsicht gebraucht, ihnen verschiedene Stunden anzuweisen, damit sie einander nicht begegneten. Wenn sie entdeckt werden sollten, so war es weit vortheilhafter für ihn, daß sie nie in Verbindung zusammengestanden hatten. Aus diesem Grunde hätte er gern fortgefahren, sie jeden für sich handeln zu lassen, ohne sie mit einander bekannt zu machen. Aber bei reiferer Ueberlegung fand er die Sache unmöglich, und er verzweifelte an der ganzen Unternehmung, wenn er nicht zwischen diesen Beiden ein enges Bündniß stiftete. Er entschloß sich also, diesen Schritt zu

überstehen, so schwer er ihm auch ankam. Beide verbanden zwar Muth und Klugheit; aber Renault sezte seinen Ehrgeiz darein, alle Anstalten so zu treffen, daß die Ausführung leicht und der Erfolg unvermeidlich wäre; der Kapitän hingegen, dessen Alter ihn dieser Kälte bei Weitem noch nicht fähig machte, brüstete sich mit großen Talenten zu einer schweren Ausführung und mit einer seltenen Entschlossenheit in verzweifelten Fällen. Der Marquis erzählte Lezterm von den verschiedenen Unterhandlungen Renaults, von seiner Erfahrung, die in jedem Vorfalle mit Auswegen helfen könnte, von seiner Beredsamkeit und seiner Geschicklichkeit, neue Parteigänger anzuwerben, von seinen Fähigkeiten zu allen Geschäften, die schriftlich behandelt werden müßten, deren es so viele gäbe, weil man beständig neue Erkundigungen über den Zustand der Flotten, der Provinzen, der Armeen einzuziehen hätte. Er hätte geglaubt, so fuhr er fort, daß ein Mensch wie dieser dem Kapitän Vieles erleichtern würde; es wäre ein alter Mann, voll Erfahrung und dem es nicht an Muth oder Standhaftigkeit fehlte; aber sein Alter und sein Charakter, der ihn mehr für das Kabinet als für den Krieg bestimmt hätte, machten ihn unfähig, den Ruhm der Ausführung mit dem Kapitän zu theilen. Dem Andern machte er nur den Kapitän als den Vertrauten des Herzogs von Ossuna bekannt, dem man also, bloß in dieser Rücksicht, nicht wohl etwas verschweigen dürfte. Er beschwor ihn, sich nach den Eigenthümlichkeiten des Korsaren zu fügen, so weit es zu ihrem Zwecke nöthig wäre, und ihm die Nachgiebigkeit zu zeigen, die dem aufgeblasenen Stolz eines solchen Abenteurers schmeicheln könnte. Nachdem Bedemar sich so viel Mühe gegeben hatte, um den Grund zu einem guten Vernehmen zwischen diesen

beiden Menschen zu legen, war seine Verwunderung außerordentlich, als sie das erste Mal, daß sie in seinem Hause zusammenkamen, plötzlich auf einander zugingen und sich mit der größten Zärtlichkeit umarmten. Der stärkste Geist kann über eine Erscheinung, die ihn in ungewöhnliches Erstaunen sezt, ein falsches Urtheil fällen. Bedemars erster Gedanke war, sich verrathen zu glauben. Er konnte nicht begreifen, warum diese zwei Männer ihm verborgen hatten, daß sie sich kannten; aber das Geheimniß klärte sich bald auf. Er erfuhr, daß sie sich in dem Hause einer berüchtigten Griechin gesehen hatten. Dieses Weib war durch ihre Verdienste sehr über ihren Stand erhaben, und ein großer Beweis davon war dieser Vorfall. Beide hatten das Versprechen von ihr gefordert, ihre Namen nicht zu verrathen, und sie hatte es beiden gehalten. Ihre Verschwiegenheit war um so mehr zu bewundern, als sie wußte, daß Pierre und Renault eine ungemeine Achtung für einander gefaßt hatten. Diese Erklärung brachte den Marquis völlig von seinem Erstaunen zurück, und er überließ sich nun ganz der Freude, eine Verbindung, die er so sehr wünschte, schon fest gegründet zu finden. Sie gestanden in der Folge der Unterredung, daß sie, Jeder für sich, auf die Gedanken gekommen wären, einander zu der großen Unternehmung zu bereden. Sie waren beide von ihrem Plane zu voll gewesen, um in den Gesprächen, die sie zusammen bei der Griechin gehabt hatten, nicht zuweilen auf Gegenstände dieser Art gefallen zu seyn. Zwar hatte sich keiner dem andern verrathen, und wenigstens war es beider Absicht nicht gewesen; aber sie bekannten freiwillig vor dem Marquis, daß sie einige Male in der Hitze des Gesprächs zu weit gegangen wären und einander mehr von ihrem Geheimnisse zu erkennen gegeben

hätten, als ihr Wille gewesen wäre. Bedemar ermahnte sie, diese Erfahrung zu benutzen und in Zukunft vorsichtiger zu seyn; denn um eine Sache von dieser Wichtigkeit geheim zu halten, wäre es nicht genug, daß man Nichts sagte oder thäte, was Beziehung darauf hätte, man müßte sogar selbst vergessen, daß man sie wüßte.

An diesem Tage brachte Renault dem Gesandten die erwünschtesten Nachrichten von der Stimmung der holländischen Truppen. Seit den Friedensgerüchten, welche gegen Ende des Julius wieder angefangen hatten, waren die venetianischen Befehlshaber übermüthiger gegen sie geworden, und ihre Ungeduld war durch den Tod des Grafen von Nassau, dessen Ansehen sie vorher noch zurückhielt, in eben dem Maße gestiegen. Sie hielten sich vor Gradiska sehr schlecht, und ihre vorsätzliche Trägheit im Dienste ließ den General der Republik einen Aufruhr befürchten. Um diesem vorzubeugen, vertheilte er sie in verschiedene, weit auseinander gelegte Posten; aber eben dieß Zeichen von Mißtrauen brachte sie vollends auf, und da sie sich endlich geradezu weigerten, die Befehle des Senats zu erfüllen, so ließ der General einige von den Unruhigsten hinrichten. Aber verabschieden durfte er sie noch nicht, weil die Republik außer Stande war, sie zu bezahlen; er begnügte sich also, ihre Anführer nach Padua zu verbannen und den Rest der Truppen in verschiedenen Plätzen von der Lombardei zu zerstreuen. Der Lieutenant des Grafen von Nassau, einer der Vornehmsten, mit denen sich Renault in Unterhandlungen eingelassen hatte, war nach Brescia verwiesen und erbot sich, diese Stadt in Dom Pedro's Hände zu liefern. Renault bat den Marquis, sich über diesen besondern Punkt zu bestimmen, da dieser Lieutenant auf einer

entscheidenden Antwort bestünde. Aber der Marquis verwarf diesen Anschlag, theils weil es besser wäre, von dieser Seite Alles ruhig zu lassen, bis man sich Venedigs bemächtigt hätte, theils weil man auch alsdann an Krema genug hätte und durch ein zweites Komplott bloß die Kräfte theilen würde. Er wünschte zwar, daß man, um diese günstige Stimmung zu unterhalten, die Ausführung unter verschiedenen Vorwänden bloß aufschieben möchte; sobald man sich aber durch diese Schonung der Gefahr eines vorzeitigen Ausbruchs bloßstellte, sollte man lieber den Gedanken ganz fahren lassen. Renault hatte außer diesem Lieutenant noch mit drei französischen Edelleuten negociirt, Namens Durand aus dem Regiment Löwenstein, Brainville und Bribe, mit einem Savoyarden Tarnag, der sich ehemals bei der Eskalade von Genf befunden hatte, einem Holländer Theodor, einem italienischen Ingenieur Ravellido und zwei andern Italienern, die ehemals beim Arsenal angestellt gewesen waren, Ludwig von Villa, Mezzana und Wilhelm Retrosi. Er gestand, daß er es für nöthig gefunden hätte, sich diesen neun Männern ohne Rückhalt zu entdecken; zugleich aber erbot er sich, mit seinem Kopfe für ihre Treue zu haften. Zum Beweise ihres Eifers führte er an, daß sie, während seines Aufenthalts im Lager schon mehr als zweihundert Offiziere für seine Absichten angeworben hätten, von denen aber keiner näher unterrichtet wäre. Auf seine Anfrage, wie viel Truppen sie ihm würden zuführen können, hatte er die Antwort erhalten, daß zweitausend Mann wenigstens von den Löwenstein'schen und zweitausend dreihundert von den nassauischen Truppen bereit stünden, in spanische Dienste zu treten; und da er sehr ernstlich darauf gedrungen hatte, daß die Offiziere ihm die

Anzahl genau und ohne Uebertreibung bestimmen möchten, erboten sie sich Alle, mit ihren eigenen Personen Bürgschaft für ihr Wort zu stellen. Diese Truppen waren schon lange mit der Hoffnung eines Feldzugs unterhalten worden, zu welchem man sie führen wollte, sobald sie von den Venetianern verabschiedet wären, und wo sie die reichlichste Schadloshaltung für ihr erlittenes Elend finden sollten. Auch war nicht zu befürchten, daß eine nähere Bekanntschaft mit der eigentlichen Beschaffenheit des Unternehmens sie zurückstoßen würde, denn die gehäuften Mißhandlungen des Senats hatten sie so erbittert, daß sie die Gelegenheit, sich zu rächen, mit Freude ergreifen mußten. Außerdem fiel es auch nicht schwer, zu mehrerer Sicherheit, diese Erklärung so lange zurückzuhalten, bis kein Zweifel an dem glücklichen Erfolge mehr übrig wäre; und alsdann blieb das Ziel, Venedig zu plündern und sich durch einen so schnellen als sichern Weg auf Zeitlebens zu bereichern, eine unwiderstehliche Versuchung für den Geiz.

Diese Aussichten waren hell und befriedigend genug; aber schon bei dem ersten rohen Gedanken von dieser Verschwörung hatte Bedemar beschlossen, sie aufzuschieben, bis er weit mehr Mittel beisammen hätte, als nöthig wären, um ihren Erfolg zu sichern, und bis diese Mittel so unabhängig und so abgesondert von einander wären, daß im Falle auch eins davon fehlte, man sich der andern noch immer mit gleichem Glücke bedienen könnte. So gewiß er also auch auf Dom Pedro's Versprechen und auf Renaults Unterhandlungen mit den holländischen Chefs rechnen konnte, so hatte er doch Maßregeln ergriffen, um auch von dem Herzog von Ossuna Truppen zu erhalten. Er hatte sich um jedes dieser drei Mittel mit eben so viel Eifer beworben

und sich eben so sehr des leztern zu versichern gesucht, als wenn er die beiden anderen für höchst ungewiß gehalten und sie alle drei zu drei verschiedenen Unternehmungen bestimmt hätte. Jezt kam es darauf an, die Zeit genau zu erfahren, wo Ossuna mit den verlangten Truppen vor Venedig würde erscheinen können. Weil aber des Herzogs Entschlüsse zu wankend waren, um bei einer so wichtigen Sache sich blindlings auf sein Wort zu verlassen, mußte man Jemanden zu ihm schicken, der auf dem Platze selbst beurtheilen könnte, ob er im Stande seyn würde, sein Versprechen zu halten. Pierre's Abwesenheit hätten die Venetianer zu sehr bemerkt; Renault war hier unentbehrlich; daher warfen sie die Augen auf einen der französischen Edelleute, mit welchen sich Renault im Friaul verbunden hatte. Wie er aber im Begriff war abzureisen, bekam Bribe, den man dazu erwählt hatte, Befehl von der Republik, Truppen anzuwerben, und man hielt es für besser, ihn dieses Geschäft besorgen zu lassen. An seiner Stelle schickte man einen Kriegskameraden des Hauptmanns Pierre, Lorenz Nolot aus Franchecomté, am ersten Tag des Jahrs 1618 nach Neapel ab.

Bedemar hielt es jezt für nöthig, sich gegen das spanische Ministerium zu erklären. Um allen Einwendungen zuvorzukommen, sezte er seinen Plan mit der größten Umständlichkeit auf; und weil er die Langsamkeit der Berathschlagungen seines Hofes kannte, legte er eine besondere Depesche an den Herzog von Lerma bei, worin er mit dem größten Ernst auf eine schnelle und entscheidende Antwort drang; die Gefahr, worin er wäre, gebe ihm das Recht, so entscheidend zu sprechen; und wenn man seinen Kurrier länger als acht Tage aufhielte, so würde er diese Verzögerung

als einen Befehl ansehen, Alles fahren zu lassen. Die Antwort erfolgte in der gesezten Zeit, aber so bestimmt war sie nicht, als er sie verlangt hatte. Wenn er die Ausführung seines Unternehmens nicht ohne Nachtheil länger aufschieben könnte, schrieb man ihm, so wäre man weit entfernt, ihm die Hände binden zu wollen; man wünschte aber sehr, falls es dazu noch Zeit wäre, daß er vorher dem Hofe eine ausführliche und treue Beschreibung von dem Zustande der Republik mittheilen möchte. Der Gesandte war auf diesen Stoff vorbereitet, und er wurde in kurzer Zeit mit einem Aufsatz fertig, den die Spanier das Meisterstück ihrer Politik genannt haben. Die Absicht, in welcher er geschrieben ist, wird von dem Verfasser mit keinem Worte erwähnt; wer aber darum weiß, findet kein Wort darin, das nicht auf diese Absicht Beziehung hätte. Den Anfang machte eine bescheidene Klage über die Schwierigkeit dieser Arbeit, da die Regierung, die er darstellen soll, von Jeher auf das Undurchdringlichste Geheimnisse gehalten hat. Er breitet sich alsdann über eben diese Regierung in Lobeserhebungen aus, die aber mehr dem ersten Alter der Republik gelten als ihrem jetzigen Zustande. Dieß führt ihn auf eine eben so traurige als erhabene Betrachtung über das beweinungswürdige Loos der Menschheit, daß gerade die schönsten Meisterstücke des menschlichen Geistes dem Verderben am meisten ausgesezt sind. In den weisesten Gesetzen dieses Staates lag der erste Keim seines jetzigen Verfalls. Die gänzliche Ausschließung des Volkes von den Staatsgeschäften war die Veranlassung zu der Tyrannei des Adels. Die Verordnung, welche den geistlichen Stand der Ahndung der höchsten Obrigkeit unterwirft, diente dem Volke zum Vorwand seines übermüthigen Betragens gegen den römischen

Hof. Als Beweis führt Bedemar die Frevel an, welche die Holländer ungestraft in Friaul begangen hatten. Er übertreibt mit Fleiß diese Schilderung, zugleich aber verwundert er sich, wie die Völker ohne den Zügel der Religion die schändlichen Bedrückungen ihrer Beherrscher noch dulden können. Diese geht er alle besonders durch, und ohne im Geringsten von der Wahrheit abzuweichen, weiß er sie in das gehässigste Licht zu stellen. Mit der Ehre, dem Leben, dem Vermögen des Volkes können die Großen nach Willkür umspringen; in einer Nation, deren Hang zum Geiz, zur Rachsucht und zur Wollust so heftig ist, muß bei einer solchen Verfassung die Herrschaft der Mächtigen natürlicherweise hart und ungerecht seyn. Endlich untersucht Bedemar den Zustand des Senats, der Provinzen und der Armeen. Den Senat findet er in Parteien getheilt. Er will nicht verhehlen, daß er selbst eine Anzahl unzufriedener Nobili kennt. In den Provinzen erblickt er Nichts als Zerrüttung und Elend; die einen sind durch den Krieg der Uskoken verwüstet, die anderen haben sich erschöpft, um jenen beizustehen. Die Besatzungen in der Lombardei werden so schlecht gehalten, daß auf jede kaum drei Offiziere zu rechnen sind, die ihren Sold empfangen; und die Republik würde dort schon um ihre ganze Macht gekommen seyn, wenn es nur einem unternehmenden Kopf eingefallen wäre, darnach zu greifen. Eben dieselbe Schwäche bemerkt er bei den Armeen. Die Landvölker sind durch die verschiedenen Empörungen, deren Umstände er mit der größten Treue erzählt, und durch die Zerstreuung der Aufrührer so erschöpft worden, daß der ganze Ueberrest aus einer zusammengerafften, elenden Miliz besteht, der es an Muth, an Erfahrung, an Zucht fehlt. Die Flotte, schließt er, wäre seit einiger

Zeit eine Freistatt für die schändlichsten Seeräuber vom mittelländischen Meere geworden; diese Menschen verdienten nicht, daß man sie Soldaten nennte, und die Republik könnte nur so lange auf sie rechnen, als sie noch nicht mächtig genug wären, um ihre Waffen gegen sie selbst zu kehren. Nachdem er diese Dinge mit einer ausnehmenden Schönheit und Stärke des Ausdrucks dargestellt hat, sucht er aus denselben die richtigen Resultate über das künftige Schicksal und die Dauer dieser Republik zu ziehen. Er beweist, daß sie sich jezt in dem lezten, schwachen und hinfälligen Zeitpunkt ihres Alters befindet. Ihre Krankheiten, sagt er, sind von einer solchen Art, daß sie ohne eine uneingeschränkte Umwerfung ihrer ganzen Form keine heilsame Krisis, kein Mittel zur Besserung mehr erwarten darf.

Jezt erhielt Bedemar von dem spanischen Staatsrath die Erlaubniß, zu handeln, wie er wollte. Aber Nolot kam nicht zurück, und darüber stockten alle Anstalten. Der Marquis war untröstlich, daß er sich in einer so wichtigen Sache den Launen des Herzogs von Ossuna preisgegeben hatte, da er doch seinen Charakter kennen sollte. Bei den damaligen Umständen konnte dieser Aufschub von den schlimmsten Folgen seyn. Nachdem die Spanier Vercelli erobert hatten, wurde Gradiska von den Venetianern sehr in die Enge getrieben, und der spanische Hof fand kein anderes Mittel, diese Stadt zu retten, als durch Erneuerung der Friedensvorschläge. Es wurde mit Einwilligung beider Theile in Madrid eine Urkunde aufgesezt, welche die vorzüglichsten Artikel des Friedens enthielt; aber die beständigen Unordnungen des Herzogs von Ossuna zwangen die Venetianer, die Vollmacht ihres Gesandten zurückzunehmen, und den Siz der Unterhandlungen nach Frankreich zu verlegen, wo

der Tod des Marschalls von Ancre mehr Begünstigung hoffen ließ. Der Friede wurde den 6. September zu Paris geschlossen, und der Statthalter von Mailand besprach sich kurze Zeit darauf in Pavia mit dem Grafen von Bethune, um die Vollstreckung des Vertrags in Betreff des Herzogs von Savoyen zu bestimmen. Zugleich aber fuhr eben dieser Statthalter fort, die Venetianer zu beunruhigen, und er nahm ihnen sogar einige kleine Oerter in der Lombardei. Sie beklagten sich darüber sehr heftig und rüsteten sich mit gedoppeltem Eifer zum Kriege, bis der Marquis von Bedemar dem versammelten Senat seinen Glückwunsch über den Frieden abstattete und die Vollstreckung der Bedingungen versprach. Diesen Schritt that er nicht sowohl auf Befehl seines Hofs, als weil er die schlimmen Eindrücke tilgen wollte, welche der Senat aus dem Vergangenen gegen ihn gefaßt hatte. In dieser Absicht ließ er die größte Freundschaft und Freude blicken, als er diese Pflicht der Etikette erfüllte, und es gela ihm, die Venetianer, die zu sehr wünschten, was er ihnen versprach, so zu verblenden, daß sie mit ihm über einen Waffenstillstand einig wurden. Dieser Stillstand war ein entscheidender Streich für die Spanier und ein Meisterstück von Bedemar. Gradiska konnte sich kaum vierzehn Tage noch halten, und in zwei Monaten sollten erst die Feindseligkeiten aufhören, weil man gerade so viel Zeit brauchte, um von allen Seiten die Ratifikationen auszuliefern und sich zur Erfüllung der Verträge vorzubereiten. Durch den Stillstand wurde verhindert, daß sich Gradiska binnen dieser Zeit ergab, und die Spanier, welche diese Ursache nicht mehr hatten, auf die Vollstreckung des Friedens zu dringen, blieben in völliger Freiheit, die Sachen so sehr in die Länge zu ziehen, als für ihre Absichten taugte.

Der Herzog von Ossuna wurde zwar durch die wiederholten Befehle seines Hofs und durch die dringenden Vorstellungen des Papstes gezwungen, sich zur Zurückgabe der Schiffe zu verstehen, die er den Venetianern genommen hatte; aber von den Waaren wollte er Nichts hören, weil er nicht wüßte, wo sie hingekommen wären. Unterdessen wurden sie in Neapel selbst vor den Augen des venetianischen Residenten verkauft, und Ossuna ließ von nun an eine ansehnliche Flotte auf dem adriatischen Meere kreuzen. Der Senat wollte sich gegen den Marquis von Bedemar über diese Gewaltthätigkeiten beklagen; aber Bedemar beklagte sich noch weit heftiger darüber. Er erklärte, daß er nicht für die Handlungen des Herzogs von Ossuna zu stehen gesonnen wäre, und daß der König selbst nicht dafür stünde. Unter so vielen Freundschaftsbezeigungen und anderen Annehmlichkeiten, die er seit seinem ganzen Aufenthalt in Venedig genöße, hätte er nur den einzigen Verdruß gehabt, zu erfahren, daß man das Betragen des Vicekönigs seinen Rathschlägen zuschriebe; er hätte nie den mindesten Antheil daran genommen, und wenn man den Herzog von Ossuna kennte, würde man leicht zu überzeugen seyn, daß er keinem Führer folgte als seiner unbändigen Laune. Von seinen Gesinnungen könnte man übrigens aus dem friedfertigen Betragen des Statthalters von Mailand urtheilen, dessen Urheber er sich zu nennen stolz wäre. Dieser Statthalter blieb auch wirklich dem Stillstand getreu; aber er legte darum die Waffen doch nicht nieder, und damit man Dieß weniger sonderbar fände, suchte er sich von Neuem mit dem Herzog von Savoyen zu entzweien. Die verabschiedeten Truppen dieses Fürsten waren in dem Pays de Vaux stehen geblieben, um dort auf die gänzliche Erfüllung

der Verträge zu warten; mit diesem Vorwand entschuldigte sich Dom Pedro gegen den Grafen von Bethune, daß er die Waffen nicht ablegte, wie er in Pavia versprochen hatte. Er bewog überdieß den Herzog von Mantua, die Erfüllung seiner Versprechungen ebenfalls unter verschiedenen Vorwänden aufzuschieben. Der Graf von Bethune ließ eine öffentliche Protestation gegen sie drucken, auf welche Bedemar mit den scheinbarsten Gründen antwortete, die er vorzufinden wußte.

Aus allem Diesem wird man leicht schließen, wie viel darauf ankam, mit der Ausführung des großen Plans zu eilen, da man nur mit der größten Mühe die Angelegenheiten in diesem Mittelzustand erhielt. Unterdessen wurde Nolot noch immer von dem Vicekönig nicht zurückgeschickt. Der Gesandte war in Verzweiflung, und er befahl diesem Menschen, die Ursache eines so unzeitigen Aufschubs zu entdecken, um welchen Preis es auch seyn möchte. Nun erfuhr man endlich, woran es lag. Nachdem der Hauptmann Pierre Dienste bei der Republik erhalten hatte, schickte Ossuna, der durch verschiedene Wege von dem venetianischen Staat Kundschaft zu haben wünschte, einen Italiener Namens Alexander Spinoza als Spion nach Venedig. Dieser Mensch, der nicht bekannt war, wurde bald angestellt, sowie alle Abenteurer, die in dieser Absicht nach Venedig kamen. Er merkte wohl, daß der Herzog über irgend einer wichtigen Unternehmung brütete, aber es fiel ihm nicht ein, daß Pierre's Anwesenheit in Venedig eine der ersten Triebfedern dieses Anschlags seyn könnte. Indessen war er schon auf den Verdacht gekommen, daß dieser Korsar nicht so übel mit dem Herzog stünde, als man sich's einbildete. Spinoza hatte sich gegen den Vicekönig erboten,

den Kapitän zu ermorden, und Ossuna hatte diesen Vorschlag abgelehnt, unter dem Vorwande, daß er nicht sicher genug wäre. Spinoza kannte ihn zu gut und hatte zu viel Scharfsinn, um dieser Mäßigung zu trauen; Ossuna war der Mensch nicht, der ohne stärkere Bewegungsgründe, um der Gefahr willen oder aus Gewissenhaftigkeit, anstand, seine Rache zu befriedigen. Indessen gab er ihm Auftrag, den Handlungen des Korsaren aufzulauern, entweder um ihn von der wahren Spur zu entfernen, oder vielleicht, weil er zu der Art Menschen gehörte, die Niemanden ihr gänzliches Vertrauen schenken. Wenn Das war, so mußte er eine solche Gelegenheit gern benutzen, zu untersuchen: ob Spinoza's und des Kapitäns Nachrichten zusammen übereinstimmten. In dieser Absicht suchte Spinoza den Umgang einiger Franzosen, die er in Neapel gekannt hatte und die in Venedig den Kapitän sehr oft besuchten. Diese Leute, welche Verschworne waren, statteten dem Kapitän getreuen Bericht ab von Spinoza's Nachforschungen über ihn, und sie entdeckten sogar, daß dieser Spion auf seiner Seite Komplott zu machen suchte und sich bemühte, einige kühne Abenteurer für den Herzog von Ossuna anzuwerben. Pierre war über das Mißtrauen dieses Herzogs mehr unwillig als erstaunt; er überlegte bloß, daß Spinoza's besondere Kabalen ihre Partei theilen und schwächen würden, und daß es auf der andern Seite zu unsicher wäre, sich gegen einen Menschen zu entdecken, der ihm als Spion nachgeschickt war. Bedemar und Renault waren derselben Meinung, und sie urtheilten alle, daß sie in der größten Gefahr wären, so lange dieser Italiener nicht hinweggeräumt würde. Aber die Rolle, die er spielte, zwang ihn beständig, auf seiner Hut zu seyn, und es war zu

befürchten, daß er sein Leben theuer verkaufen würde, wenn man Meuchelmörder gegen ihn dingen wollte. Pierre mußte sich endlich entschließen, ihn als einen Spion des Herzogs von Ossuna bei dem Rath der Zehn anzugeben. Die Franzosen, mit denen er Umgang gehabt hatte, richteten ihre Aussage so glaublich und so umständlich ein, daß er an demselben Tage insgeheim angehalten und erwürgt wurde. Alles, was er gegen den Korsaren vorbringen konnte, machte keinen Eindruck auf seine Richter, weil jener sein Ankläger war, und überdem fehlte es ihm gänzlich an Beweisen. Diese Sache trug viel dazu bei, das Vertrauen zu vermehren, das man in Venedig auf den Kapitän sezte. Demungeachtet war sie dem Marquis von Bedemar sehr empfindlich, weil die Venetianer dadurch gewarnt werden konnten, auf die Fremden, die sie in ihren Diensten hatten, besser Achtung zu geben. Wie Nolot in Neapel ankam, hatte Ossuna eben Spinoza's Tod erfahren, dessen Urheber er sogleich errieth. Er empfand es sehr übel, daß ihm Bedemar Nichts davon schrieb, und in diesem stürmischen Zustand wußte er selbst nicht, wozu er sich entschließen sollte. Unterdessen hatten sich die Löwenstein'schen Truppen von Neuem empört, und waren zu Anfang des Monats Februar auf Befehl des Senats in das Lazareth zwei Meilen von Venedig gebracht worden. Bedemar befürchtete einen Vergleich zwischen ihnen und der Republik, der sie gezwungen hätte, sogleich abzureisen, aber er brachte es durch ihre Anführer dahin, daß sie sich mit der Summe, die man ihnen Anfangs anbot, nicht begnügten. Die Verschwornen schickten einen expressen Kurier an Nolot ab, um dem Vicekönig durch ihn vorstellen zu lassen: daß diesen ganzen Monat beinahe fünftausend Mann ihnen ganz zu Gebot stehen

würden. Nolot that von seiner Seite was er konnte; aber der Herzog, der seinen Zorn noch nicht verdaut hatte, hielt ihn so lange hin, daß nach sechs Wochen vergeblichen Harrens die Anführer dieser Truppen sich mit der Republik verglichen. Sie mußten befürchten, daß ihre Soldaten, die in der größten Bedrängniß waren, sich ohne sie vergleichen würden, und die Verschwornen, die es nicht mehr verhindern konnten, gaben selbst ihre Einwilligung dazu. Zehn Tage darauf kam Nolot von Neapel zurück und brachte die endliche Antwort des Herzogs von Ossuna. Sie war, wie man sie wünschte, aber er hatte sie an einen Kameraden des Hauptmanns, Robert Brulard, überschrieben. Bodemar und Pierre dachten zu ernstlich darauf, aus der Verlegenheit zu kommen, um diesen Schimpf nur zu bemerken. Er schrieb, daß er bereit stände, sobald man wollte, eine hinlängliche Anzahl von Kähnen, Brigantinen und anderen kleinen Fahrzeugen abzuschicken, die für die Häfen und Kanäle von Venedig paßten und auf welchen bis sechstausend Mann Platz finden könnten, wenn man sie brauchte. Nolot hatte die Truppen und die Fahrzeuge selbst gesehen und bezeugte, daß sie in völliger Bereitschaft wären. Der Kapitän ließ die Häfen und Kanäle sondiren, die auf ihrem Wege lagen, ehe sie vor dem Markusplatze landen konnten. Er hatte durch seinen Dienst eine Menge von Seeleuten unter sich, die, ohne Aufsehen zu erregen, sich überall zeigen konnten, und durch deren Hülfe er die genauesten Ausmessungen erhielt. Nun blieb Nichts mehr übrig, als die Abreise der Löwenstein'schen Truppen zu verhindern. Das Geld wurde dabei nicht gespart, und die Strenge der Jahreszeit diente zum Vorwande ihres Zögerns. Der größte Theil blieb noch im Lazareth, und was bei

Nolots Ankunft schon eingeschifft war, ließ sich ebenfalls in kleinen Entfernungen von der Stadt aufhalten. Die Geschäfte häuften sich jezt zu sehr, um von Renault und dem Kapitän allein versehen zu werden. Sie glaubten daher achtzehn Männer wenigstens aussuchen zu müssen, auf deren Herzhaftigkeit und Verstand sie sich ganz verlassen könnten. Außer den neun Offizieren, die Renault im Friaul gewonnen hatte, fanden sich unter den Freunden des Kapitäns, die er von Neapel hatte kommen lassen, neun andere, die eben so gut zu gebrauchen waren. Dieß waren erstlich fünf Schiffskapitäne, Vincenz Robert von Marseille, Lorenz Nolot, Robert Brulard, von denen schon die Rede gewesen ist, ein anderer Brulard Namens Lorenz und Anton Jaffier aus Provence; ferner zwei Brüder aus Lothringen Namens Karl und Johann Boleau, ein Italiener Johann Rizzardo, alle Drei vortreffliche Feuerkünstler, und ein Franzose Langlade, der für den geschicktesten Feuerwerker der Welt gehalten wurde. Er war so berühmt, daß er gleich bei seiner Ankunft die Erlaubniß bekam, im Arsenal zu arbeiten. Durch ihn erhielten seine drei Kameraden ebenfalls freien Zutritt, sowie auch Villa-Mezzana und Retrosi, die ehemals da angestellt gewesen waren. Die Sechs zusammen entwarfen einen so genauen Riß von dem Arsenal, daß die Anderen, die es nie gesehen hatten, nach demselben eben so sicher davon urtheilen konnten, als sie selbst. Zwei Offiziere von dem Arsenal selbst, die vom Kapitän bestochen waren, halfen ihnen in dieser Arbeit. Sie hatten ihm unzufrieden mit ihrem Dienste geschienen, ganz für seine Absichten geschickt, unverzagt genug, um denselben beizutreten, wenn sie ihren Nutzen dabei fänden, und rechtschaffen genug, um ihrem

Worte treu zu bleiben. Der Erfolg bestättigte sein Urtheil. Er würzte die Schmeicheleien, die er ihnen bei jeder Gelegenheit vorsagte, mit einer so beträchtlichen Menge spanischer Pistolen, die er auszutheilen hatte, daß sie sich verbindlich machten, ihm in Allem, was er verlangen würde, blindlings zu folgen. Langlade und sie wohnten im Arsenal. Renault hatte drei von seinen Freunden, Bribe, Brainville und Lorenz Brulard, zu sich in des französischen Gesandten Haus genommen. Die drei Feuerkünstler wohnten bei dem Marquis von Bedemar, der ihnen mit dem Pulver, den anderen Materialien und den nöthigen Instrumenten aushalf, übrigens aber keine Gemeinschaft mit ihnen hatte. Sie hatten schon mehr Petarden und Feuerwerke gemacht, als nöthig war, und der Palast des Gesandten war so voll davon, daß es unmöglich war, irgend Jemand außer ihnen da einzuquartiren. Der Kapitän blieb in seiner gewöhnlichen Wohnung aber allein, um keinen Verdacht zu erregen, im Fall er beobachtet würde. Die Anderen hatte er in dem Hause der Griechin verborgen, wo er Renaults Bekanntschaft gemacht hatte. Ihre Achtung für dieses Weib war seit dieser Zeit noch höher gestiegen. Sie war in einer griechischen Insel vom Archipelagus geboren, und von so vornehmem Stande, als man es in einem Lande seyn kann, das unter venetianischer Botmäßigkeit steht, wo die Venetianer keinen Adel gelten lassen, als den ihrigen. Der Nobile, der im Namen der Provinz diese Insel verwaltete, hatte sie durch prächtige Hoffnungen verführt, und als ihr Vater ihn an sein Wort erinnern wollte, ließ er ihn ermorden. Die Tochter reiste nach Venedig, um den Mörder dort gerichtlich zu verfolgen; aber ihre Reise war vergeblich. Nachdem sie das wenige Vermögen, das sie besaß,

dort zugesezt hatte, sah sie sich endlich genöthigt, zu ihrer Schönheit ihre Zuflucht zu nehmen, um ihr Elend zu enden, dessen erste Ursache eben diese Schönheit war. Aber in ihrer Seele brannte ein unversöhnlicher Haß gegen die Menschen, die sie gezwungen hatten, ein so schimpfliches Gewerbe zu ergreifen. Sie erfuhr mit Entzücken die Plane ihrer beiden Freunde und scheute keine Gefahr, um sie zu begünstigen. Sie miethete eines der größten Häuser in Venedig, und unter dem Vorwande einiger Einrichtungen, die noch darin zu machen wären, ließ sie nur einen Theil ihrer Geräthschaften hintragen, um ihre Wohnung, die nicht sehr entfernt war, noch behalten zu können. In diesen beiden Häusern wohnten beinahe sechs Monate lang eilf von den ersten Verschwornen. Da sie von allen fremden und einheimischen Standespersonen besucht wurde, und dieser große Zufluß ihre Freunde in Gefahr brachte, entdeckt zu werden, stellte sie sich unpäßlich, um sich aller Ueberlästigen zu entledigen. Wenn man weiß, mit welcher Höflichkeit man in Italien die Frauenzimmer dieses Standes behandelt, so wird man leicht begreifen, daß ihr Haus durch dieses Mittel für Jeden, der Nichts darin zu suchen hatte, unzugänglich wurde. Die Verschwornen gingen nur des Nachts heraus, und die Versammlungen wurden am Tage gehalten. In diesen legten Renault und der Kapitän den übrigen Verschwornen vor, was sie mit dem Marquis von Bedemar abgeredet hatten, um ihre Meinungen darüber zu hören und über die Mittel zur Ausführung mit ihnen zu berathschlagen. Wenn sie zu dem Marquis gehen mußten, gebrauchten sie die größte Behutsamkeit, weil damals in Venedig die Häuser der Gesandten, und vorzüglich das seinige, auf das Schärfste beobachtet wurden. Sie hatten schon

längst zusammen ausgemacht, daß man vor dem Ausbruch tausend Soldaten in Venedig haben müßte; da es aber gefährlich schien, sie alle bewaffnet in die Stadt kommen zu lassen, hatte sich Bedemar mit Waffen für mehr als fünfhundert Mann versehen. Dieß hatte er leicht insgeheim thun können, weil die Gondeln der Gesandten nie durchsucht werden, woher sie auch kommen mögen; und es fehlte nur noch eine Gelegenheit, um diese tausend Mann in die Stadt zu schaffen, ohne daß sie bemerkt würden.

Der Doge Donato starb, und an seine Stelle wurde Anton Priulli ernannt, der damals von der Republik den Auftrag hatte, im Friaul wegen der Vollstreckung der Verträge zu sorgen. Der General von der Flotte bekam Befehl, ihn mit der ganzen Seemacht abzuholen. Der Kanzler und die Staatssekretäre sollten ihm sehr weit entgegen kommen, mit der herzoglichen Mütze. Zwölf von den vornehmsten Senatoren sollten ihnen folgen, jeder allein auf einer bewaffneten und prächtig gezierten Brigantine, mit einem großen Gefolge. Der Senat selbst sollte sich auf dem Buzentauren sehr weit ins Meer begeben, um ihn zu empfangen und an der Spitze dieses Zuges zurück in die Stadt zu bringen. Da die erwählten Dogen sehr selten von Venedig abwesend sind, zog diese Feierlichkeit eine Menge von Neugierigen an. Bedemar, der sie voraus sah, sobald er von Priulli's Wahl unterrichtet war, schickte zum Zweitenmal Nolot nach Neapel, mit dem Befehl, die Brigantinen des Herzogs von Ossuna vor seinen Augen und mit der möglichsten Schnelligkeit absegeln zu lassen. Um jeden Aufschub zu verhindern, gab er dem Kapitän Auftrag, den Plan der Ausführung so genau, als zur Zeit möglich war, zu beschreiben und dem Herzog zu schicken, vorzüglich aber

ihm ausführliche Rechenschaft zu geben von Allem, was während Nolots erster Reise in Venedig vorgegangen war. Der Kapitän that noch mehr, er suchte den Stolz des Vicekönigs auf jede Weise zu schonen, und um ihm zu beweisen, daß man keinen Grund zu haben glaubte, sich über ihn zu beklagen, schob er in seiner Depesche die ganze Schuld der ersten Verzögerung auf irgend einen Fehler, den Nolot begangen haben müßte.

Nolot reiste am 7. April ab; unterdessen ließ Renault alle Offiziere von den bestochenen Truppen nach Venedig kommen, um sich in der Stadt umzusehen und ihre Posten kennen zu lernen, damit sie sich in der Nacht des Ausbruchs nicht verirrten. Vor ihrer Ankunft hoben sie unter den holländischen Truppen tausend Mann aus, die jeden Tag zum Abmarsch bereit stehen sollten; und damit diese tausend Mann weniger vermißt würden, gebrauchten sie die Vorsicht, aus jedem Orte vom festen Lande, wo sie zerstreut waren, eine völlig gleiche Anzahl zu nehmen. Um alle diese Menschen unterzubringen, miethete jeder dieser Offiziere allein eine so große Anzahl von Quartieren, als geschehen konnte, ohne Argwohn zu erregen. Den Hauswirthen sagte man, daß sie für Fremde wären, die der Feierlichkeit wegen nach Venedig kämen. Die Offiziere selbst wohnten bei allen Freudenmädchen, wo sie für ihr Geld weit sicherer waren als an irgend einem andern Orte.

Nun war nichts übrig, als den nähern Plan der Verschwörung vollends zu bestimmen. Bedemar, Renault und Pierre sezten zusammen Folgendes fest. Gleich beim Einbruch der Nacht sollen diejenigen von den tausend Soldaten, die unbewaffnet hereingekommen sind, ihre Waffen in des Gesandten Haus abholen. Fünfhundert werden sich

auf den Markusplatz zum Kapitän begeben; die größte Hälfte von den übrigen fünfhundert wird sich in der Gegend des Arsenals mit Renault verbinden; und die andern werden sich aller Kähne, Gondeln und anderer Fahrzeuge bemächtigen, die sie an der Brücke von Rialto finden, um damit in möglichster Eile ungefähr tausend Mann andere Soldaten von den Löwenstein'schen Truppen abzuholen, die noch im Lazareth sind. Auf dieser Fahrt wird man sich so ruhig verhalten, als möglich, weil es besser ist, die Erklärung der feindseligen Absichten bis zur Ankunft dieser Truppen zu versparen. Sollte man aber durch irgend einen vorzeitigen Ausbruch gezwungen werden, sich eher zu entdecken, so wird der Kapitän sich auf dem Markusplatz verschanzen, Renault, wie nachher folgen wird, das Arsenal einnehmen, und alsdann wird man den Brigantinen des Herzogs von Ossuna, die vor Venedig in Bereitschaft stehen müssen, mit zwei Kanonenschüssen das Signal geben sich zu nähern, damit die Spanier, die sie bringen, den Mangel der Truppen aus dem Lazareth vor der Hand ersetzen. Braucht man sich nicht zu entdecken, so wird der Kapitän, wenn diese Wallonen an dem Markusplatz ausgestiegen sind, fünfhundert von ihnen zu seinen anderen fünfhundert nehmen und Durand zu ihrem Anführer setzen. Diese tausend Mann wird man auf dem Platze in Schlachtordnung stellen. Alsdann wird der Kapitän mit zweihundert, die er ausheben wird, sich des herzoglichen Palasts und vorzüglich der dortigen Gewehrkammer bemächtigen, um im Nothfall den Seinigen auszuhelfen und sie den Feinden zu versperren. Hundert andere, unter Bribe's Anführung, werden sich der Zecca bemeistern, und wieder hundert mit Brainville der Prokuratie. Sie werden von einigen

Menschen begünstigt werden, die sich am Tage in den Thurm eingeschlichen haben. Die lezten hundert müssen in diesem Thurme Wache stehen, so lange der Tumult dauert, damit nicht Sturm geläutet werde. Der Eingang aller Straßen, die auf den Markusplatz führen, wird mit anderen Wachen besezt werden, und man wird an allen diesen Eingängen Geschütz pflanzen, das gegen die Straßen gekehrt seyn muß. Das Geschütz wird man, bis aus dem Arsenal welches kommen kann, auf der Fuste vom Rathe der Zehn nehmen, weil dieses Schiff in der Nähe und leicht zu übermannen ist. An allen diesen Orten, die man einnehmen und wo man Wache stellen wird, muß man Alles, was in den Weg kömmt, ohne Ausnahme niederwerfen. Durand aber muß mit dem Reste der Truppen, in der Mitte des Platzes beständig in Schlachtordnung bleiben, was auch um ihn herum vorgehen mag. Uebrigens wird man alles Dieses mit so wenig Geräusch als möglich ausführen. Alsdann wird man anfangen sich zu erklären, indem man das Thor vom Arsenal mit Petarden bestürmt. Auf diesen Lärm werden die acht Verschworenen, die den Riß desselben entworfen haben, und innerhalb des Thores sind, mit Feuerwerken, die nebst den Petarden zu diesem Behufe in des Gesandten Haus zubereitet worden, an den vier Ecken zu zünden anfangen, und die obersten Offiziere ermorden. Dieß wird in der Verwirrung nicht schwer seyn, zumal da die Offiziere keinen Verdacht auf sie haben. Sie werden sich hernach zu Renault schlagen, wenn er hereingebrochen ist, und zusammen Alles vollends niederwerfen. Die Soldaten werden so viel Geschütz als nöthig ist, an die verschiedenen Oerter hingeleiten, wo man es wird brauchen können; wie z. B. das Niederlagshaus der Deutschen, die Salzmagazine, den Thurm von

der Prokuratie, die Brücke von Rialto und andere erhabene Posten, aus denen man im Fall eines Widerstandes die Stadt beschießen könnte. Während daß Renault das Arsenal bestürmt, wird der Kapitän das Gefängniß von St. Markus erbrechen und die Gefangenen mit Gewehr ausrüsten. Die vornehmsten Senatoren müssen ermordet werden. Angestellte Leute werden einige vierzig Winkel von der Stadt anstecken, die so weit aus einander seyn müssen als möglich, damit die Verwirrung größer werde. Unterdessen werden die Spanier des Herzogs von Ossuna auf das Signal, das man ihnen geben wird, sobald das Arsenal eingenommen ist, ebenfalls an dem Markusplatze landen, und sich sogleich in den verschiedenen Quartieren der Stadt zerstreuen, wie St. George, das Judenquartier und andere, unter der Anführung der anderen Häupter der Verschwörung. Man wird Nichts rufen, als Freiheit, und wenn diese Dinge alle ins Werk gestellt sind, soll man plündern können; aber den Fremden darf bei Lebensstrafe Nichts gethan und Nichts genommen werden, und umgebracht darf alsdann auch Niemand mehr werden, außer wer Widerstand leistet.

In Neapel war Alles in so gutem Stande, daß die sechstausend Mann gleich den Tag nach Nolots Ankunft, unter der Anführung eines Engländers Haillot eingeschifft wurden. Um weniger Verdacht zu erregen, ließ der Herzog von Ossuna seine großen Schiffe einen weitläufigen Umweg machen, bis sie an ihre Posten gelangten; die Brigantinen aber und Haillot schickte er den kürzesten Weg. Am zweiten Tage ihrer Fahrt begegnete diese kleine Flotte einigen Korsaren aus der Barbarei, von denen sie angegriffen wurde. Da sie aber zu keinem großen Kampfe ausgerüstet war, wurde sie von dem Geschütz der Barbaren

sehr beschädigt. Sie war bloß dazu bestimmt gewesen, die Truppen an den Ort ihrer Bestimmung zu bringen, und die Menge Menschen, die sich darauf eingeschifft hatten, ließ nicht genug Raum zu einer ordentlichen Vertheidigung, dagegen waren die Brigantinen der Korsaren weit leichter und besser bewaffnet. Indessen thaten die spanischen Soldaten, welche lauter ausgesuchte Leute waren, so tapfern Widerstand, daß dieser Angriff den Korsaren vielleicht übel bekommen wäre, wenn sie nicht ein heftiger Sturm in der größten Hitze des Gefechts auseinander getrieben und beide Theile hin und wieder verschlagen hätte. Aber die kleine Flotte fand sich hiedurch so beschädigt, daß sie sich in einiger Zeit nicht wieder auf die See wagen konnte. Dieser Unfall sezte den Marquis von Bedemar außer Stand, die Feierlichkeit zu stören; und er erschien dabei mit der größten Pracht. Er machte dem neuen Doge seinen Glückwunsch und betheuerte vor dem ganzen Senat, daß er eine besondere Freude über seine Erhöhung hätte, weil er hoffte, daß der Thron die günstigen Gesinnungen nicht ändern würde, die er schon im Friaul wegen Vollendung des Friedens gezeigt hätte.

Sobald diese Audienz vorbei war, ließ er den Kapitän und Renault zu sich kommen. Beim ersten Eintritt fragte er sie, ob sie glaubten, Alles aufgeben zu müssen. Ihre Antwort war, daß der Unfall der Flotte weder sie noch ihre Kameraden im mindesten erschüttert hätte, und daß sie alle Willens wären, eine günstigere Gelegenheit abzuwarten, und unterdessen alle nöthigen Maßregeln zu treffen, um die Sachen in dem jetzigen Zustand zu erhalten. Bedemar hatte diese Frage mit Zittern an sie gethan; jezt umarmte

er sie voll Entzücken. Mit einer Heiterkeit und Entschlossenheit, welche den schwächsten Seelen Muth und Kühnheit eingeflößt hätte, sagte er ihnen, daß widerwärtige Zufälle von dieser Art, die in gewöhnlichen Angelegenheiten die Menschen aus der Fassung brächten, bei außerordentlichen Unternehmungen natürlich und unbedeutend wären; durch sie allein könnte man die Stärke des Geistes erproben, und alsdann erst dürfte man sich den Muth zutrauen, einen großen Gedanken auszuführen, wenn man ihn schon einmal umgestoßen gesehen hätte, ohne beunruhigt oder erschüttert zu werden. Der Ausbruch der Verschwörung wurde endlich auf den Himmelfahrtstag verschoben, der nicht weit mehr entfernt war. Man wählte diesen Tag, weil kein andres Fest in Venedig mit so vieler Pracht gefeiert wird. Bis dahin beschloß Bedemar mit seinen beiden Vertrauten die Truppen an den Oertern, wo sie standen, zu unterhalten, und damit ihnen Nichts abginge, kein Geld gegen ihre Chefs zu sparen. Von den dreihundert, die man nach Venedig hatte kommen lassen, sollten die vornehmsten zurückbehalten werden, gleichsam als Bürgen für die Treue der Anderen; die Geringeren aber wollte man wieder zu ihren Truppen schicken, theils um die Soldaten bei ihrem Gehorsam zu erhalten, theils um durch eine so große Menge von Offizieren in der Stadt keinen Argwohn zu erregen. Die Zurückbleibenden sollten so viel und so angenehm als möglich beschäftigt werden, damit sie nicht müde würden zu warten und keine Zeit hätten, über die jetzige Lage der Dinge nachzudenken. Uebrigens wollte man zwanzig von den vornehmsten Verschworenen Auftrag geben, sie sorgfältig zu beobachten. Damit aber die Republik nicht Lust bekäme, auf die schnelle Abreise der Löwenstein'schen

Truppen zu dringen, oder die nassauischen zu verabschieden, sollten der Statthalter von Mailand und der Vicekönig von Neapel fortfahren, die Verträge unerfüllt zu lassen.

Was der menschliche Witz von Vorwänden auffinden kann, um sich gegen die gerade Vernunft zu wehren, wurde von Bedemar ersonnen und von Dom Pedro und dem Herzog von Ossuna ins Werk gesezt. Demungeachtet wurden sie gezwungen, täglich mit einem Schritte näher zum Frieden zu rücken, so ungern sie es auch thaten. Das spanische Ministerium wollte auf eine so unsichere Hoffnung, als der Erfolg der Verschwörung war, nicht zu viel wagen; und Frankreich, das den Pariser Frieden unterstüzte, bewog die Venetianer, zuzugeben, daß der Herzog von Savoyen die Truppen verabschiedete, welche noch im Pays de Vaux standen, und die dem Statthalter von Mailand zum Vorwande seiner Verzögerungen dienten. Wie diese Schwierigkeit gehoben war, suchte Bedemar diesen Fürsten abzuhalten, daß er die Oerter räumte, die er im Montferrat erobert hatte, und ließ daher das Gerücht verbreiten, daß der Herzog von Mantua gesonnen wäre, sich mit den Spaniern über dieses Land zu vergleichen, sobald er sich wieder darin festgesezt hätte. Zu gleicher Zeit ließ Dom Pedro einem savoyischen Gesandten, der mit den französischen Ambassadeurs nach Mailand gekommen war, aus den wichtigsten Gründen befehlen, die Stadt zu verlassen. Der Herzog, erbittert über diesen Schimpf, berief die Franzosen zurück, und hörte auf, die eroberten Pläze zu räumen; als ihm aber die Gesandten begreiflich machten, daß er sich auf diese Weise in Dom Pedro's Falle locken ließe, gab er plötzlich Alles wieder heraus. Dom Pedro's Erstaunen darüber war so groß, daß er nicht unterlassen konnte, es öffentlich durch seine Reden

zu bezeugen. Indessen zwang ihn Dieß, ebenfalls alle Gefangenen und die geringsten Oerter zurückzugeben. Aber über Vercelli, das man für den Hauptpunkt ansah, machte er so sonderbare Schwierigkeiten, daß der spanische Hof drohte, ihn vor der gewöhnlichen Zeit zurückzuberufen. Erstlich sagte er, daß es eine Schande für ihn seyn würde, diesen Platz herauszugeben, während daß die französischen Gesandten in Mailand wären, gleichsam um ihn durch ihre Gegenwart zu zwingen. Sie entfernten sich. Sodann erklärte er, daß der Herzog von Savoyen gewisse Landgüter zuvor zurückgeben müßte, welche mantuanischen Unterthanen angehörten. Diese Güter wurden geräumt, aber wegen Vercelli machte man keine Anstalt. Endlich erklärte sich das französische Ministerium, das die Heirath zwischen der Schwester des Königs und dem Prinzen von Piemont schließen wollte, so entscheidend über diesen Punkt, daß Dom Pedro anfangen mußte, die Lebensmittel und das Geschütz aus Vercelli schaffen zu lassen. Aber Dieß geschah mit einer unerträglichen Langsamkeit, und wie ihm Bedemar schrieb, daß er noch zu sehr eilte, ließ er sich's einfallen, von dem Herzog von Savoyen neue Sicherheit zum Vortheil des Herzogs von Mantua zu fordern, bis die mantuanischen Minister, die dieser langsame Gang ermüdete, in einer öffentlichen Schrift erklärten, daß sie diese Sicherheit nicht verlangten.

Noch unangenehmer als diese Erklärung war dem Marquis von Bedemar das Betragen des Herzogs von Ossuna. Er fuhr noch immer fort, die Schifffahrt auf dem Meerbusen zu stören, und da es ihm endlich ganz an Ausreden fehlte, antwortete er auf die heftigen Klagen der Venetianer: daß er nicht aufhören würde, so zu handeln,

so lange sie die unversöhnlichsten Feinde des Königs, seines Herrn, in ihren Diensten hätten. Man wird aus der unsäglichen Mühe, die sich Bedemar gegeben hatte, um eben diese holländischen Truppen zurückzuhalten, über welche sich der Herzog beklagte, leicht von seiner Verzweiflung urtheilen können, als er diesen Einfall erfuhr. Aber das Ungefähr täuschte auch dießmal Bedemars Klugheit. Irgend ein Dämon, der Ossuna's Tollheiten begünstigte, flößte den Venetianern einen Entschluß ein, der ihrer Neigung so zuwider war, als ihrem Interesse. Es wurde dem Senat vorgestellt, daß die Republik schon zu viel Sehnsucht nach dem Frieden gezeigt hätte, daß eben Das die Spanier so abgeneigt machte, ihn zu erfüllen, daß der Vicekönig, wenn man ihm über diesen Punkt willfahrte, sich einbilden würde, daß er den Venetianern Gesetze vorschriebe; und daß man, anstatt die Holländer zu verabschieden, sogar die Löwenstein'schen Truppen, die im Begriff wären abzureisen, bis zur gänzlichen Vollziehung der Verträge behalten müßte.

Die Freude, die Bedemar über diesen Entschluß empfand, wurde durch die Entdeckung des Komplotts in Krema gestört. Der französische Fähndrich und der italienische Hauptmann, die man dort bestochen hatte, hatten sich beim Spiele entzweit und geschlagen; der Hauptmann wurde tödtlich verwundet, und um sein Gewissen zu entlasten, entdeckte er vor seinem Ende dem venetianischen Kommandanten das ganze Komplott. Der Fähndrich, dem etwas Aehnliches ahnete, war, sobald er seinen Gegner fallen sah, mit so vielen seiner Mitschuldigen, als er benachrichtigen konnte, entflohen. Die Uebrigen wurden gefangen genommen, vorzüglich der französische Lieutenant, der das

Haupt der Unternehmung gewesen war. Da aber Renault sich ihnen bloß als mailändischen Agenten bekannt gemacht hatte, und sie nicht wußten, was aus ihm geworden war, so fiel die Schuld dieser Sache ganz allein auf Dom Pedro. Ein eben so unglückliches Ende nahm acht Tage darauf das Komplott von Murano. Der Italiener, welcher diese Stadt liefern sollte, hatte einen Kammerdiener des Proveditore und einen Pensionär der Republik in einigen Kleinigkeiten bevortheilt. Um sich zu rächen, erbrachen diese Leute zu einer Zeit, wo er abwesend war, seine Koffer, und nahmen sein Geld und seine Papiere weg. Unter den lezteren fanden sich Briefe, die das Geheimniß verriethen. Da er Niemanden kannte, als den Abgesandten des Herzogs von Ossuna, der ihn bestochen hatte, so konnte er Niemanden anklagen als diesen Herzog. Aber er faßte einen edlern Entschluß: er antwortete beständig, mitten unter den schrecklichsten Martern, daß ihn kein Geständniß von dem Tode retten würde, und daß er also seine Mitschuldigen, wenn er welche hätte, lieber in dem Stand lassen wollte, seinen Tod zu rächen, als sie ohne Nutzen mit sich ins Verderben zu ziehen. In Venedig hielt man öffentliche Dankgebete über diese zwei Entdeckungen. Und doch wurde die Unternehmung dadurch weit sicherer als zuvor. Der Senat glaubte endlich, die verborgene Triebfeder der Spanier gefunden zu haben; und da er diese beiden Anschläge gescheitert sah, überredete er sich, daß nun Nichts mehr zu befürchten wäre, und daß man nächstens zur Erfüllung der Verträge schreiten würde.

Die Zeit des Ausbruchs war endlich erschienen. Von dem Sonntag vor dem Himmelfahrtsfest bis zu Pfingsten wird in Venedig einer der berühmtesten Märkte von der

Welt gehalten. Der große Zufluß von Kaufleuten gab den tausend Soldaten Gelegenheit, sich unter sie zu mischen und unbemerkt in die Stadt zu kommen. Auch wurde es ihnen leicht, die venetianischen Städte, wo sie zerstreut waren, zu verlassen, weil seit einiger Zeit viele von ihnen desertirten, um eher in ihr Vaterland zu kommen; und die Podestaten suchten der Sache nicht abzuhelfen, weil die Republik diese Leute nicht zu zahlen brauchte. Damit man sich nicht wunderte, daß in so kurzer Zeit so viele abgingen, sagten die Meisten, ehe sie wegreisten, daß sie den Jahrmarkt in Venedig besuchen wollten. Sie verkleideten sich auf allerlei Weise. Man gebrauchte die Vorsicht, Diejenigen beisammen wohnen zu lassen, die verschiedene Sprachen redeten, damit Niemand ein Verständniß zwischen ihnen ahnen könnte: und keiner von ihnen that, als ob er von dem Andern etwas wüßte. Die fünfhundert Spanier, die für Krema bestimmt gewesen waren, wurden zu gleicher Zeit von Dom Pedro in die Gegend von Brescia geschickt, um das Komplott zu benutzen, das der Lieutenant des Grafen von Nassau in dieser Stadt angesponnen hatte, und sich derselben zu bemächtigen, sobald sie die Nachricht von dem glücklichen Ausgang der Verschwörung erhalten würden. Ihr Anführer hatte Auftrag, sie auf Renaults ersten Befehl gerade nach Venedig zu führen.

Die venetianische Flotte ruhte in Dalmatien aus, aber wegen der beständigen Bewegungen des Herzogs von Ossuna hielt sie sich bereit jeden Augenblick in die See zu stechen. Der Kapitän Pierre schickte den Offizieren, die während seiner Abwesenheit seine zwölf Schiffe kommandirten, einige sehr starke Feuerwerke, um sie den Tag vor dem Ausbruch in den übrigen Schiffen zu vertheilen. Da Niemand

Verdacht auf sie hatte, konnten sie Dieß ohne alle Schwierigkeit ausführen. Er befahl ihnen, ihre Lunten so anzulegen, daß wo möglich Alles auf einmal Feuer finge; käme irgend ein Schiff davon, so sollten sie es angreifen und sich dessen bemeistern, oder es mit Kanonenschüssen in den Grund bohren; sodann sollten sie, ohne Zeit zu verlieren, nach Venedig kommen und sich jezt bereit halten, alle diese Dinge auf der Stelle zu vollziehen; indessen möchten sie, um anzufangen, einen neuen Befehl abwarten. Der bestimmte Tag war der Sonntag vor Himmelfahrt, an welchem der Jahrmarkt anging.

Dießmal ließ Ossuna seine kleine Flotte so sicher geleiten, daß sie ohne Unfall bis sechs Meilen vor Venedig ankam. Sie war in zwei Theile getheilt, die etwas entfernt von einander segelten, um weniger bemerkt zu werden. Der größte Theil bestand aus Fahrzeugen, die wie Fischerkähne aussahen, und das übrige aus Brigantinen, wie die der Korsaren. Den Sonnabend früh erhielt Haillot Befehl, sich den Tag darauf von seinem Posten aufzumachen, daß er in der Dämmerung vor Venedig erscheinen könnte; er sollte die Markusfahne aufstecken und sich unterwegs einiger kleinen Inseln bemächtigen, die ganz wehrlos ständen, und aus denen er etwas von seiner Fahrt nach Venedig berichten könnte; alsdann sollte er ohne Furcht zwischen den beiden Schlössern von Lido und von Malamocco durchsegeln, denn man wüßte, daß keine Besatzung darin wäre; alsdann würde ihm der Kapitän durch eben den Kahn, der diese Zeitung gebracht hätte, einige Matrosen als Führer schicken, damit er nicht an den Sandbänken scheiterte, welche den Sumpf, der Venedig umgibt, so gefährlich machen, oder seine Schiffe gegen die Felsen

zerschmetterte, die den Eingang der Häfen den Unkundigen so erschweren.

Um zum Leztenmale mit den Verschworenen zu berathschlagen, glaubten Renault und der Kapitän, den vorlezten Tag wählen zu müssen, weil der ganze folgende durch die Anstalten zur Nacht weggenommen würde. Es war schon Nacht, ehe sie sich alle versammelt hatten. Die drei Franzosen, die bei Renault wohnten, der Lieutenant des Grafen von Nassau, die drei Feuerkünstler, Langlade, die zwei Offiziere aus dem Arsenale, Villa Mezana und Retrosi, Nolot, die beiden Brulards, Jaffier, Robert, Theodor, Jernon und Remellido: diese zwanzig schlossen sich mit Renault und dem Kapitän bei der Griechin ein, in dem geheimsten Winkel ihres Hauses. Renault nahm das Wort. Er fing mit einer einfachen und ausführlichen Vorstellung an, von dem jetzigen Zustand der Sachen, von den Kräften der Republik und den ihrigen, kurz von allen den Mitteln, die man getroffen hätte, um den Erfolg unfehlbar zu machen. „Zehntausend Mann," sagte er, „können wir in die Stadt bringen und kaum zweihundert kann man uns entgegensetzen. Auch auf die Fremden, auch auf das Volk können wir rechnen; die Sclaven werden sich gern mit uns gegen ihre Tyrannen verbinden, und der Aussicht einer so reichen Beute wird Keiner widerstehen. Die besten Schiffe von der Flotte sind in unserer Gewalt; die übrigen können dem Verderben nicht entgehen. Das Arsenal selbst, das Wunder der Europäer und der Schrecken der Ungläubigen, ist so gut als unser. Wenn wir auch keine Unterstützung von Außen zu erwarten hätten, wenn wir weder die Truppen vom Lazareth und vom festen Lande, noch Haillots Flotte, noch die fünfhundert Mann

des Statthalters, noch die zwanzig venetianischen Schiffe des Kapitäns, noch die großen Schiffe des Vicekönigs, noch die spanische Armee aus der Lombardei hätten, so wären wir mit unsern tausend Soldaten und den Verständnissen, die wir in der Stadt haben, schon sicher genug. Und alle diese Hülfsmittel sind so gestellt, so zusammen verkettet, daß sie wohl einander beistehen, aber nicht einander schaden können. Alle fast müssen gelingen und Eines wäre schon hinreichend. Das Glück hat sich laut und deutlich für uns erklärt. Welches wunderbare Unterpfand seiner Gunst können wir noch verlangen? Fünf Unfälle hat unser Plan schon erlitten, von denen der geringste, nach aller menschlichen Wahrscheinlichkeit, ihn umwerfen mußte. Spinoza's Tod, die Verabschiedung der Löwensteiner, das Unglück der Flotte, die Entdeckung von Krema, die Entdeckung von Murano: wer hätte nicht geglaubt, daß eine jede dieser Begebenheiten unsere Unternehmung verrathen, zerstören würde? Diese Spuren führten bis zu uns, aber Niemand ist ihnen nachgegangen. Nie war eine so tiefe Ruhe die Verkünderin einer so großen Verwirrung. Unser günstiges Schicksal hat die scharfsichtigsten aller Menschen geblendet, die Furchtsamsten kühn gemacht, die Wachsamsten eingeschläfert, die Klügsten betäubt. Ein so hartnäckiges, ein so unerhörtes Glück muß das Werk eines höheren Geistes seyn. Und was auf der Welt wäre auch des göttlichen Schutzes würdiger, als unser Vorhaben? Wir zerstören die abscheulichste aller Regierungen; wir retten den elenden Unterthanen dieses Staats ihre Güter, welche gewiß der Habsucht ihrer Tyrannen nicht entgehen würden; wir erhalten ihren Weibern, ihren Töchtern die Ehre, welche sonst von den frechen Begierden der zügellosen Wüstlinge nicht

verschont bliebe; wir rufen eine Menge von Unglücklichen zum Leben zurück, welche diese Grausamen ihrer leicht gereizten Rache aufzuopfern gewohnt sind. Verbrecher wie diese strafen, heißt die Stelle des höchsten Richters auf Erden vertreten."

Renault legte noch einmal den Verschwornen alle Anstalten vor, die man für die folgende Nacht getroffen hatte, und zergliederte alle Theile der großen Unternehmung mit vieler Ausführlichkeit. Die Versammelten gaben ihr Wohlgefallen laut zu erkennen. Aber Renault, dem keine Miene seiner Zuhörer entging, bemerkte, daß Jaffier, einer der vertrautesten Freunde des Kapitäns, einigemal die Farbe verändert hatte, und daß er zulezt von der äussersten Aufmerksamkeit zu einer sonderbaren Unruhe, die er umsonst zu verbergen suchte, übergegangen war. Noch jezt sah er auf seinem Gesichte Etwas arbeiten, das eine ungewöhnliche Erschütterung der Seele anzeigte. Renault theilte Dieses dem Kapitän mit, der Anfangs nicht darauf hören wollte; nachdem er aber selbst seinen Freund eine Zeitlang beobachtet hatte, fand er dieselbe Veränderung an ihm. Renault, der die nothwendige Verbindung zwischen den geheimsten Regungen der Seele, die dem Menschen unbewußt entwischen, vollkommen kannte, glaubte nach Allem, was er in Jaffiers Gesicht gelesen hatte, den Kapitän versichern zu können, daß dieser Mensch nicht sicher wäre. Der Kapitän, welchem Jaffier als einer der tapfersten Männer bekannt war, schalt dieses Urtheil voreilig und übertrieben, aber Renault bestand hartnäckig auf seinem Verdacht und er überzeugte den Kapitän endlich, daß man wenigstens ein Auge auf Jaffier haben müßte. Indessen blieb dieser dabei, daß Jaffier, wenn er auch erschüttert

wäre, was ihm doch nicht ganz einleuchtete, kaum Zeit genug übrig hätte, den Entschluß zu fassen, sie zu verrathen, und daß es auch auf allen Fall für sie zu spät wäre, neue Maßregeln zu ergreifen; man müßte also diese Gefahr laufen, man möchte wollen oder nicht. Renault erwiderte, daß es wohl ein Mittel gäbe, ihr zu entgehen; ein Dolch, diesen Abend noch in Jaffiers Brust gestoßen, würde der ganzen Ungewißheit ein Ende machen. Bei diesem Vorschlage blieb Pierre einige Augenblicke stumm; endlich aber antwortete er, er könnte sich nicht entschließen, seinen besten Freund einem bloßen Verdacht aufzuopfern; überhaupt könnte dieser blutige Entschluß von schlimmen Folgen seyn und die Uebrigen gegen sie aufhetzen; man würde glauben, daß sie eine Art von Herrschaft an sich reißen und sich zu souveränen Richtern über Leben und Tod ihrer Mitbrüder aufwerfen wollten; darauf dürfte man nicht rechnen, daß sie die Nothwendigkeit dieses Opfers begreifen würden, wie sie Beide allenfalls es begriffen, und jeder Verschworne würde mit Schrecken sein Leben in Gefahr sehen, sobald einem von ihnen eine ähnliche Einbildung durch den Kopf führe; die geringste Veränderung in dem gespannten Zustande, worin sich ihre Seelen jezt befänden, wäre von der größten Wichtigkeit, weil da die Entschlüsse am wankendsten wären; wollte man ihnen verbergen, auf welche Weise Jaffier verschwunden wäre, so würden sie entweder glauben, daß man sein Geheimniß entdeckt, oder daß er sie verrathen hätte, welches noch schlimmer wäre; kurz, welchen Vorwand man auch erfinden möchte, so würde seine Abwesenheit am Tage des Ausbruchs bei den Anderen niederschlagende Gedanken erregen.

Renault war beinahe durch diese Gründe überzeugt,

als ein anderer, dem Anscheine nach wichtigerer Vorfall ihn von dieser Angelegenheit zerstreute. Es kam ein Befehl des Senats an, daß den folgenden Tag früh Alle, die bei der Flotte angestellt wären, auf ihre Posten reisen sollten. Zu gleicher Zeit erhielten sie ein Billet von dem Gesandten, das die Ursache dieses Befehls erklärte. Der Herzog von Ossuna hatte Neapel nicht so heimlich verlassen können, um seine großen Schiffe einzuholen, daß die Spione der Republik nicht Nachricht davon gehabt hätten; da er aber einen Befehl hinterlassen hatte, kein Gefährte nach Venedig herzugeben und keinen Brief, der dorthin gehen sollte, abgehen zu lassen, bis eine gewisse Zeit verflossen wäre, konnten die Venetianer vor diesem Tage nicht von seiner Abreise unterrichtet werden. Der Erzherzog, welcher neuerdings König von Böhmen geworden war, hatte ihn um Hülfe gegen einige seiner rebellischen Unterthanen gebeten, und da sich der Vicekönig rühmte, er würde diese Hülfe durch den Golfo bis zu den Häfen des Erzherzogs in Istrien geleiten, ließen ihn die Venetianer durch diesen Fürsten selbst bitten, einen andern Weg zu nehmen. Weil aber der Herzog nicht nach den Gründen handelte, durch welche andere Menschen geleitet werden, so zweifelten sie nicht, wie sie seine Abreise erfuhren, daß er doch diesen Weg erwählen wollte. Sie konnten ihm den Durchgang verweigern, aber da ihre Absicht war, nicht zu brechen, faßten sie den gemäßigtern Entschluß, ihre Flotte an die istrischen Küsten zu senden, wo seine Truppen landen sollten, um ihn zu beobachten und vor den Versuchungen zu verwahren, worin ihn der Anblick ihrer Seeplätze führen könnte. Die festesten Entschlüsse der Menschen beruhen größtentheils auf einem lebhaften Bilde von der Gefahr, der sie sich aussetzen. Durch

dieses Bild wird die Seele endlich mit den furchtbarsten Umständen dieser Gefahr vertraut. Zugleich aber hängt die Sicherheit des Entschlusses auch so sehr an eben diesen Umständen, daß sich kurz vor der Ausführung nicht leicht einer verändern darf, ohne dem Vorsatze selbst den Umsturz zu drohen. Dieses befürchteten Renault und der Kapitän jezt von ihren Mitverschwornen, und die plötzliche Einschiffung der venetianischen Flotte war ihnen sehr empfindlich, weil es nun auf allen Fall nöthig wurde, etwas an ihrem Plan abzuändern. Man war schon zu weit in der Nacht, um jezt gleich auszubrechen; ehe die nöthigen Anstalten mit der kleinen Flotte und den Truppen aus dem Lazareth getroffen werden konnten, wäre es schon Tag gewesen. Am folgenden Tag wäre Haillot unaufhörlich auf Leute gestoßen, die auf dem Wege waren, sich zur Flotte zu begeben. Der Schritt, den man diese Flotte jezt thun ließ, war so günstig, als die Verschwornen nur wünschen konnten, sie kehrte Haillots Schiffen den Rücken; und Alles wohl überlegt, hielt man es für besser, ihr alle nöthige Zeit zu lassen, um sich zu entfernen. Die einzige Schwierigkeit war noch, ob der Kapitän Langlade und die drei Feuerwerker den Befehlen des Senats gehorchen sollten. Sie schienen in Venedig zur Ausführung unentbehrlich, vorzüglich der Kapitän. Aber eben er konnte sich auch am wenigsten von der Verbindlichkeit losmachen, die der Senat ihm auferlegte, weil der wichtige Posten, den er bei der Flotte bekleidete, seine Abwesenheit weit merklicher machte als die der andern. Da diese meistens auf seinen Schiffen angestellt waren, konnte er ihren Abgang durch seine Gegenwart ersetzen und sogar verhindern, daß man jenen zu sehr bemerkte. Es wurde daher beschlossen, daß er allein

abreisen würde mit Langlade, dessen Dienst auf der Flotte unmittelbar von dem General abhing. Mit den drei Feuerkünstlern war es derselbe Fall; aber ehe man diese abreisen ließe, wollte man lieber Alles aufs Spiel setzen. Der General fragte nach ihnen, sobald er den Kapitän sah; der Kapitän antwortete, er hätte sie in Verdacht, daß sie bei Freudenmädchen versteckt lägen, wie auch einige Offiziere von seinen Schiffen, die er nirgends fände; die Eile aber, mit welcher Alles zugegangen wäre, hätte ihm keine Zeit gelassen, sie ausfindig zu machen. Eben diese Eile verhinderte wirklich den General, strenge Nachsuchungen anzustellen und abzuwarten, bis man sie entdeckte.

Vor seiner Abfahrt suchte der Kapitän einen Augenblick mit Jaffier allein zu seyn und bat ihn, in der Nacht des Ausbruchs bei Renault seine Stelle zu vertreten. Er versicherte ihm, daß er ohne das Vertrauen, das er in seinen Muth sezte, sich nie entschlossen hätte, seine Freunde jezt zu verlassen; in ihm glaubte er ihnen ein anderes Selbst zurückzulassen. Während dieser Rede merkte er genau auf Jaffiers Gesicht; aber dieser, den ein so glänzendes Zeichen von Achtung wirklich rührte, antwortete mit den lebhaftesten Zeichen von Eifer, von Treue und von Dankbarkeit, die jeden Argwohn verdrängen mußten. Dieß war das lezte Streben seines sterbenden Entschlusses; wie er den einzigen Menschen nicht mehr vor Augen hatte, der ihn zurückhalten konnte, überließ er sich ganz der peinlichen Ungewißheit. Die traurigsten Gefühle hatten seit einiger Zeit seine Seele bestürmt. Jezt, da der entscheidende Zeitpunkt so nahe war, preßte ihn eine unüberwindliche Angst. Die Verwüstung, das Feuer, das Blutbad, das über die Venetianer verhängt war, reizte sein Mitleiden im höchsten

Grad, und seine Einbildungskraft lieh ihm die gräßlichsten Farben zu diesem Gemälde. Von allen Seiten schallte ihm das Geschrei der Kinder, der Greise entgegen, die man ermordete, und das Heulen der Weiber, welche die freche Ausgelassenheit der Soldaten noch grausamer mißhandelte. Einstürzende Paläste, Tempel, die das Feuer zerstörte, heilige Stätten von unschuldigem Blute besudelt: diese Gegenstände boten sich unablässig seinen Augen dar. Venedig, diese traurige, beweinenswürdige Stadt, sonst die Königin der Meere, die das Glück der Ottomanen und den spanischen Stolz unter sich gebeugt hatte, sah er jezt in Ketten und Asche, von dem Blut ihrer Einwohner überschwemmt. Jeder Schritt durch die Straßen der Stadt vermehrte sein Entsetzen. Die Häuser der vornehmsten Republikaner waren jezt schon mit verborgenen Merkmalen bezeichnet, theils zur Unterscheidung für die gedungenen Mordbrenner, theils damit die Verschwornen sie erkennen und ihre Schlachtopfer sicherer aufsuchen könnten. An diesen Todeszeichen gingen die unglücklichen Bewohner dieser Häuser stündlich vorbei, ohne ihre Bedeutung zu ahnen. Ein dunkles Schaudern überfiel Jaffier bei dem Anblick; er konnte nun die schrecklichen Bilder nicht mehr entfernen; hartnäckiger als die Furien der Fabel verfolgten sie ihn überall und ließen ihm keinen Augenblick Ruhe. Aber seine Freunde verrathen! Und welche Freunde! Unerschrocken, einsichtsvoll, jeder einzig in dem Fache, das er zu dem seinigen gemacht hatte. Es wäre das Werk vieler Jahrhunderte, zum zweiten Male eine so große Anzahl außerordentlicher Menschen zusammen zu bringen. Und jezt, da sie im Begriff sind, sich der spätesten Nachkommenschaft unvergeßlich zu machen, die Früchte des größten Unternehmens einzusammeln, das je

in der Seele eines Privatmannes ausgebildet wurde, jezt sollte er ihnen diese Früchte entreißen und sie einem so unrühmlichen als grausamen Tode Preis geben? denn wer kennt die heimlichen Gerichte der Venetianer nicht oder ihre Gefängnisse, die mehr als die schrecklichsten Martern anderer Völker, fähig sind, den standhaftesten Muth zu erschüttern? Diese lezteren Betrachtungen griffen Jaffier bei seiner schwachen Seite an und bestärkten ihn in seinen ersten Gedanken. Das Mitleiden für seine Freunde wog das Mitleiden für die Zerstörung der Stadt in seiner Seele auf, und er blieb in dieser Ungewißheit bis zum Himmelfahrtstag, der jezt zum Ausbruch bestimmt worden war.

Schon am Morgen dieses Tages bekam man Nachrichten vom Kapitän. Er schrieb, daß er für die Flotte stünde, man sollte nur, während daß die Löwenstein'schen Truppen im Lazareth abgeholt würden, ihn davon unterrichten lassen; in der Gegend von Murano würde man ihn mit der Flotte treffen, und er würde diese Nachricht abwarten, ehe er von seiner Seite anfinge zu handeln. An Haillot wurden die versprochenen Wegweiser abgeschickt. Einige von den Verschwornen gedungene Leute schlichen sich in den Thurm der Prokuratie von St. Markus ein, und verleiteten die wachhabenden Soldaten, mit welchen sie bekannt waren, bei Gelegenheit der Feier dieses Tages unmäßig zu schwelgen. Sie mischten einschläfernde Ingredienzien in ihr Getränk, die in kurzer Zeit ihre Wirkung thaten. Unterdessen wurden die nöthigen Befehle an die Offiziere ausgetheilt, die dazu bestimmt waren, die Häuser der gefährlichsten Senatoren einzunehmen und ihre Besitzer zu ermorden. Jedem wurde das Haus angewiesen, an das er sich halten sollte, sowie jedem von den vornehmsten Verschwornen und von den

anderen Offizieren der Posten, dessen er sich bemächtigen, der Trupp Soldaten, den er anführen, der Ort, wo er sie abholen, die Parole, bei welcher er sie rufen, und der Weg, den er sie führen sollte, bezeichnet wurde. Dieselben Umstände that man mit der größten Genauigkeit den Löwenstein'schen Truppen, den Spaniern auf der kleinen Flotte und den tausend Holländern, die schon in Venedig waren, zu wissen. Endlich schickte man unverdächtige Leute auf die Fuste vom Rathe der Zehn, und diese fanden das Geschütz im Stande gebraucht zu werden.

Jaffier wurde versucht, der Feierlichkeit beizuwohnen, wo der Doge sich mit dem Meer vermählt, weil sie heute zum Leztenmal vor sich gehen sollte. Der Anblick der öffentlichen Lustbarkeiten verdoppelte sein Mitleiden; die Ruhe der unglücklichen Venetianer, die so entfernt waren, sich am Rande des Verderbens zu glauben, durchbohrte sein Herz, und er kam zurück, unentschlossener als jemals. Aber das Werk einer Reihe von zwölf Jahrhunderten und eben so vielen weisen Köpfen war nicht bestimmt, durch die Wuth einer aufgebrachten Buhlerin und eines Haufens von verzweifelten Bösewichtern zerstört zu werden. Der Schutzgeist der Republik gab Jaffier einen Ausweg ein, durch welchen er Alles zu retten und Venedig und seine Freunde zu erhalten glaubte. Er suchte den Sekretär vom Rathe der Zehn, Bartholomäus Comino, auf, und sagte ihm, er hätte etwas sehr Eiliges zu entdecken, was die Wohlfahrt des Staats beträfe, zuvor müßten ihm aber der Doge und der Rath eine Gnade zusagen und sich durch die heiligsten Eide binden, ihr Versprechen von dem Senat bestättigen zu lassen; diese Gnade wäre das Leben von zweiundzwanzig Personen, die er nennen würde, welches

Verbrechen sie auch begangen haben möchten; übrigens sollte man nicht hoffen, ihm durch die grausamsten Martern sein Geheimniß zu entreißen, ohne diese Zusage würde Nichts auf der Welt vermögen, ein Wort aus ihm herauszubringen. Die Zehne waren im Augenblick versammelt und schickten sogleich zu dem Doge, um das Versprechen von ihm zu erhalten, das Jaffier verlangte. Weder er noch sie weigerten sich es zu geben, und Jaffier, der nun vollkommen beruhigt war, entdeckte ihnen die ganze Verschwörung. Die Sache schien ihnen zu abscheulich und zu wunderbar, um ihr gleich Glauben beizumessen. Da es indessen leicht war, sich von einigen Umständen zu überzeugen, wurde Comino in den Thurm der Prokuratie geschickt. Er berichtete, daß er die ganze Wache in tiefem Schlafe gefunden hätte. Sodann sandte man ihn nach dem Arsenal. Hier konnte er erst lange keinen von den Offizieren finden, die Jaffier genannt hatte. Endlich aber wies ihm ein Bedienter, durch seine Drohungen geschreckt, eine kleine Thüre, die er einbrechen ließ, nachdem er einigemal vergeblich daran geklopft hatte. Er fand die Offiziere bei den drei Feuerkünstlern, welche die lezte Hand ans Feuerwerk legten. Er fragte sie, warum sie an einem so hohen Feste arbeiteten, und aus welchem Grunde sie auf sein Klopfen nicht geöffnet hätten? Sie antworteten mit der größten Unbefangenheit, die Feuerwerker wären im Begriff, den morgenden Tag zu der Flotte zu reisen; der General hätte ihnen befohlen, eine große Anzahl Feuerwerke mitzubringen; da sie deren nun nicht genug in Bereitschaft fänden, hätten sie die Uebrigen gebeten, ihnen in ihrer Arbeit zu helfen; weil die Sache von Wichtigkeit seyn könnte, hätten sie sich nicht an das Fest kehren wollen; um aber kein Aergerniß zu geben,

wären sie in dem abgesondertsten Winkel vom Zeughaus eingeschlossen, wie er sie eben anträfe. Unerachtet Comino dieser Antwort Nichts entgegensetzen konnte, nahm er sie doch gefangen. Die Zehn, deren Schrecken immer zunahm, schickten nun zu der Griechin, dort fand man aber keinen Menschen. Die Leute, welche die Wachen auf dem Thurm eingeschläfert hatten, waren geschwind niedergefallen, sobald sie Comino erblickten, und hatten sich gestellt, als ob sie mit den Uebrigen schliefen; sobald er aber fort war, liefen sie zu der Griechin und wußten dort die Gefahr so dringend vorzustellen, daß Nollot, Robert, Revellido, Retrosi, Villa Mezzana, Durand, Ternon und Robert Brulard, die sich von Ungefähr bei ihr fanden, ohne einen Augenblick zu verlieren, sich mit ihr in einen der Kähne warfen, die bestimmt waren, die Löwenstein'schen Truppen vom Lazareth abzuholen, und sie entkamen glücklich aus Venedig. Diese Flucht war dem Rathe sehr empfindlich; man entschloß sich, ohne länger zu warten, die Häuser des französischen und spanischen Ambassadeurs durchsuchen zu lassen. Man bat sehr höflich eingelassen zu werden, weil es die Wohlfahrt der Republik beträfe. Der französische Gesandte bewilligte es ohne Schwierigkeit, und Renault wurde nebst Lorenz Brulard und Bribe gefangen genommen, aber Bedemar weigerte sich heftig. Er führte alle Vorrechte seines Postens an, und wie man endlich mit Gewalt hereinbrach, zeigte er den bittersten Unwillen und erklärte sich feierlich gegen dieses gesetzwidrige Verfahren. Man fand in seinem Hause Waffen für mehr als fünfhundert Menschen, sechszig Petarden und eine unglaubliche Menge von Pulver, Feuerwerken und anderen Dingen dieser Art. Es wurde in seiner Gegenwart und

unter beständigen Spöttereien von seiner Seite ein genaues Verzeichniß davon aufgesezt.

Während man dem Rathe der Zehn dieses Verzeichniß brachte, verlangten Brainville und Theodor, zwei von den vornehmsten Verschwornen, mit einem Nobile aus dem Hause Valier vorgelassen zu werden. Sie hatten eben erfahren, daß Alles entdeckt wäre, und weil ihnen alle Hoffnung zur Flucht abgeschnitten war, indem man seit der Entwischung der Griechin alle Häfen versperrt hatte, wollten sie sich stellen, als kämen sie von ihrer Seite, um den Rath von der Verschwörung zu unterrichten. In dieser Absicht hatten sie sich von diesem Nobile, den sie ehemals in Flandern kennen gelernt hatten, hinführen lassen. Sie wurden angehalten, und unterdessen durchsuchte man alle Schenken, Wirths- und Miethhäuser und berüchtigte Oerter, wo Fremde wohnen konnten. Man nahm Alles, was man von Offizieren fand, gefangen, Holländer, Franzosen, Spanier, Wallonen, Neapolitaner, Mailänder, in der Anzahl von mehr als vierhundert.

Fast zu eben der Zeit, da alles Dieses vorging, kamen zwei französische Edelleute, Balthasar Jouren und Gabriel Montcassie, mit allen Anzeichen der größten Eile in Venedig an. Sie waren von ihren Landsleuten in dieser Stadt eingeladen worden, Antheil an einer großen Verschwörung zu nehmen, die auf dem Punkt stünde auszubrechen. Aber der Connetable Lesdiguieres, Statthalter von Dauphine, mit welchem sie nahe verwandt waren, hatte ihnen sehr ernstlich abgerathen, in ein so schwarzes Unternehmen einzutreten; und auf sein Zureden waren sie abgereist, um vielmehr den Senat, weil es noch Zeit wäre, zu warnen. Man dankte ihnen auf das Verbindlichste und

bat sie auszuruhen, bis der Senat über die Belohnung berathschlagt hätte, die man ihnen schuldig wäre. Unterdessen war der Tag angebrochen, der Senat versammelte sich und der Marquis von Bedemar verlangte eine Audienz. Sie wurde ihm aus bloßer Neugierde bewilligt. Jezt verbreitete sich das Gerücht von der Verschwörung durch die Stadt; die Verwirrung und der Aufruhr war schrecklich. Der Pöbel erfuhr im Allgemeinen, daß die Spanier Urheber dieses Anschlags wären, und drängte sich um den Palast des Gesandten in der Absicht, hineinzubrechen. Die Wüthendsten waren sogar im Begriff, ihn anzuzünden, als die Leute vom Senat ankamen, welche den Marquis zur Audienz begleiten sollten. Das Volk schmeichelte sich nun mit der Hoffnung, daß der Senat eine ausgezeichnete Rache an ihm nehmen würde, und ließ ihn aus dem Hause. Von Schmähreden und Flüchen begleitet, kam er vor den Senat. Er fing mit den heftigsten Klagen über die Gewaltthätigkeit an, die man in seinem Hause verübt hätte, und begleitete seine Klagen mit den stolzesten und lautesten Drohungen, daß er diese Verletzung des Völkerrechts nicht ungerochen lassen würde. Die meisten Senatoren blieben vor Bestürzung ganz stumm; sie fürchteten, er möchte noch einen Rückhalt haben, den man nicht ahnete, um seinen Anschlag auszuführen. Endlich nahm der Doge das Wort und sagte, man würde sich über diesen vorgeblichen Schimpf verantworten, wenn er sich zuvor über die Zurüstungen zum Kriege, die man bei ihm gefunden hätte, erklärte; da er ein Diener des Friedens wäre, könnte man mit Grund diese Anstalten verdächtig finden. Bedemar erwiderte, daß er nicht begriffe, wie Leute, die den Ruf der Klugheit hätten, eine

solche Beleidigung mit einem so groben Vorwand entschuldigen könnten; sie wüßten so gut als er, daß er schon mehrmals dergleichen Vorrath zur Verwahrung gehabt hätte, um ihn nach Neapel und Tyrol zu schicken; was die Waffen beträfe, so wäre weltbekannt, daß nirgends bessere gearbeitet würden als in den Städten der Republik; und was die Feuerwerke und andere Dinge dieser Art anbelangte, so hätten sich einige Künstler von ausgezeichneter Geschicklichkeit ihm angeboten und er hätte ihnen aus Neugierde in seinem Hause etwas zu thun gegeben. Hier unterbrach ihn der Doge und sagte, diese Künstler wären Elende, die zur Schande des Menschengeschlechts lebten. Zu gleicher Zeit zeigte er dem Gesandten ein Kreditiv an den Statthalter von Mailand, das man in Renaults Papieren gefunden hatte, nebst anderen Briefen von dem Herzog von Ossuna. Bedemar antwortete, er hätte schon oft genug erklärt, daß er das Betragen dieses Herzogs nicht zu verantworten gesonnen wäre; das Kreditiv erinnerte er sich, einem französischen Edelmann gegeben zu haben, den ihm der französische Gesandte empfohlen und der in Mailand zu einer besondern Angelegenheit diese Sicherheit gewünscht hätte; daß übrigens die Republik in diese besondere Angelegenheit verflochten wäre, hätte er nicht gewußt. Der Doge sah aus diesen Antworten, daß sie dem Marquis niemals ausgehen würden; er begnügte sich, ihm die Ruchlosigkeit seines Anschlags mit vielem Ernst vorzuhalten, und schloß mit der Betheuerung, daß Keiner von ihnen dem Könige, seinem Herrn, den geringsten Antheil daran zutraute. Bedemar zeigte darüber den ganzen Unwillen eines rechtschaffenen Mannes, dessen Ehre fälschlich angeklagt wird; er wäre von einer Nation, der Tapferkeit und Klugheit zu natürlich

wären, als daß sie nöthig hätte, schlechte Künste hervorzusuchen, um ihre Feinde zu verderben; der König, sein Herr, hätte Mittel, sie durch offenbare Gewalt, ohne Verrätherei zu zerstören; und sie würden es vielleicht nur zu bald erfahren. Hierauf verließ er den Saal, ohne Verbeugung, ohne allen Abschied. Seine Begleiter baten ihn, einige Augenblicke in einem benachbarten Gemach auszuruhen, bis der Senat die nöthigen Befehle zu seiner Flucht gegeben hätte. Schnaubend vor Wuth und ohne zu antworten, ließ er sich führen, wohin man wollte. Der Pöbel hatte sich auf dem Platz versammelt und wollte ihn zerreißen, sobald er von dem Senat entlassen wäre. Aber während dieser Zeit konnten die Leute, die der Senat mit der Wache in sein Haus schickte, seine Bedienten und seine köstbarsten Sachen einschiffen lassen. Alsdann holte man ihn selbst und brachte ihn durch geheime Umwege mit sicherer Begleitung auf eine wohlbewaffnete Brigantine. Der Pöbel tobte über seine Entwischung und machte sich Bildsäulen von ihm und dem Herzog von Ossuna, die er behandelte, wie er sie selbst behandelt hätte, wenn sie in seiner Gewalt gewesen wären.

Zugleich schickte man dem General von der Flotte Befehl, den Kapitän Jacques Pierre Langlade und die anderen Offiziere, die mit dem Kapitän verbunden waren, unverzüglich in das Meer zu werfen. Da man sie auf ihrer Hut vermuthete, wurde ein Fahrzeug von der fremdesten Bauart gewählt, um diesen Befehl zu bringen, damit sie nicht glaubten, daß es von Venedig käme, und man zeichnete den Leuten, die sich in dasselbe sezten, einen großen Umweg vor, damit sie von einer andern Seite als von Venedig herzukommen schienen. Man hat nachher erfahren, daß der Kapitän die ganze Nacht in der Erwartung gestanden

und sich in das beste seiner Schiffe geworfen hatte, sobald das Fahrzeug angekommen war, gleichsam als hätte er die Wahrheit geahnet, und um sich auf allen Fall in Vertheidigungsstand zu setzen. Wahrscheinlich aber stand er noch an, sich zu erklären, weil der Schrecken leicht ohne Grund seyn konnte. Der General verlor keinen Augenblick und schickte zwei auserwählte und unverdächtige Leute auf sein Schiff. Sie erschienen ohne sichtbares Gewehr, fanden ihn allein, näherten sich ihm mit der größten Unbefangenheit, stießen ihm auf Einmal ihre Dolche ins Herz und warfen ihn in die See, ohne daß Jemand Etwas merkte. Ebenso rasch und heimlich wurde Langlade nebst vierzig Offizieren aus dem Wege geräumt.

Renault wurde unterdessen in Venedig verhört und blieb dabei, daß er von Nichts wüßte. Vergebens hält man ihm das Kreditiv an Dom Pedro vor, einen spanisch geschriebenen Paß für alle Länder spanischer Botmäßigkeit, verschiedene beträchtliche Wechsel und tausend Pistolen in Gold, die man bei ihm gefunden hat. Er will weder den spanischen Gesandten noch den Statthalter von Mailand kennen; irgend ein Bösewicht hat den Paß und das Kreditiv unter seine Papiere gethan; zu den Wechseln und zu dem Golde bekennt er sich, es ist der lezte übrig gebliebene Rest seines Vermögens. Er hält alle Grade der Tortur aus und sagt Nichts aus, als daß er ein armer rechtschaffener Greis, ein Edelmann ist, und daß Gott ihn rächen wird. Man verspricht ihm die Erlassung der Strafe, er beharrt auf dem hartnäckigsten Stillschweigen. Endlich, nachdem er verschiedene Male auf alle möglichen Weisen gefoltert worden war, wurde er im Gefängniß erdrosselt und als Verräther öffentlich an einem Fuß gehängt. Ebenso

wurden die drei Feuerwerker, der Lieutenant des Grafen von Nassau, Bribe, Lorenz Brulard und die zwei Offiziere vom Arsenal bestraft, nachdem sie die Tortur mit eben derselben Standhaftigkeit ausgehalten hatten. Brainville, Theodor und mehr als dreihundert Offiziere wurden insgeheim erdrosselt oder ersäuft.

Vergebens mahnte der unglückliche Jaffier den Dogen und die Zehn an ihren Eid. Er war erst nach einer langen und reifen Berathschlagung gebrochen worden. Viele waren sogar dafür, daß man ihn pünktlich hielte. Aber das allgemeine Entsetzen und die noch fortdauernde Furcht überwog die Gewissenhaftigkeit. Man führte zur Beschönigung des Meineids an, daß man auch ohne Jaffier durch die zwei französischen Edelleute die Verschwörung zeitig genug erfahren haben würde, und daß der Senat also berechtigt wäre, Jaffiers Entdeckung als ungeschehen zu betrachten. Man wandte übrigens Alles an, ihn zu besänftigen. Man bot ihm Geld, man bot ihm Dienste an. Er schlug Alles aus, verlangte Nichts als das Leben seiner Freunde und ging endlich voll Verzweiflung aus Venedig. Der Senat, der es erfuhr, schickte ihm einen Befehl, binnen drei Tagen bei Lebensstrafe das venetianische Gebiet zu räumen, und viertausend Zechinen, die man ihn zu nehmen zwang. Aber seine Gewissensbisse ließen ihm keine Ruhe. Unterwegs erfuhr er, daß der Anschlag von Brescia noch im Stande wäre, zu gelingen. Die Begierde, sich zu rächen, trieb ihn nach Brescia. Aber in den Papieren der Verschworenen hatte der Senat Licht über diese Unternehmung gefunden. Man schickte unverzüglich Truppen dahin, die sich der wichtigsten Posten bemeisterten und den Anschlag vereitelten. Einige Spanier hatten sich in die Stadt geschlichen, sie

kamen alle um; Jaffier, der wie ein Verzweifelter an ihrer Spitze focht, wurde ergriffen, nach Venedig gebracht und wenige Stunden darauf in das Meer geworfen.

Der Tod dieses Unglücklichen stellte die Ruhe dieser großen Stadt ganz wieder her, und die erste Sorge des Senats war nun, sich vom spanischen Hof einen andern Gesandten auszubitten. Dom Louis Bravo wurde zu diesem Posten ernannt mit dem Befehl, unverzüglich abzureisen. Bedemar gab ihm wie gewöhnlich eine Instruktion, die fast ganz auf zwei Punkte hinauslief. Der erste war, daß er bei aller Gelegenheit das Betragen seines Vorfahrs laut tadeln und in den gleichgültigsten Dingen ein entgegengeseztes annehmen sollte; der andere, daß er in allen Angelegenheiten, welche die Vorrechte der Republik betreffen würden, sich ganz allein nach dem squittinio della liberta Veneta richten sollte, und die Ausdrücke, mit denen er sich an verschiedenen Stellen dieser Instruktion darauf bezieht, verrathen, so behutsam sie auch gewählt sind, seine Vaterliebe zu dieser Schrift deutlich genug.

Der Senat ließ in allen venetianischen Staaten ein ausdrückliches Verbot ergehen, weder dem König von Spanien noch den Spaniern das Mindeste von der Verschwörung zuzurechnen. Die zwei Franzosen, denen man für die Entdeckung verbunden seyn wollte, bekamen ein Geschenk von dreißigtausend Dukaten. Dom Pedro verabschiedete vollends seine Truppen und gab Vercelli heraus. Der Herzog von Ossuna sezte die Frau und die Kinder des Hauptmanns Pierre wieder in Freiheit und überhäufte sie mit Wohlthaten. Der Marquis von Bedemar wurde von seinem Hofe als Statthalter nach Flandern geschickt und bekam einige Jahre darauf von Rom aus den Kardinalshut. Aber

freilich konnte Nichts auf der Welt einem Geiste wie dem seinigen ersetzen, was er in Venedig verloren hatte.

Des Grafen Lamoral von Egmont Leben.

Das Andenken des durch die Schlachten bei St. Quentin und Gravelingen und durch sein unglückliches Ende in der niederländischen Geschichte so merkwürdigen Grafen von Egmont, des ersten wichtigen Schlachtopfers, welches unter Alba's blutiger Verwaltung für die niederländische Freiheit gefallen, ist durch das Trauerspiel dieses Namens neuerdings wieder aufgefrischt worden. Ein historisches Detail seiner Geschichte, aus glaubwürdigen Quellen geschöpft, dürfte manchen Leser vielleicht interessiren, und Dieß um so mehr, da das öffentliche Leben dieses Mannes in die Geschichte seines Volkes aufs Genaueste eingreift.

Lamoral Graf von Egmont und Prinz von Gavre wurde im Jahre 1523 geboren. Sein Vater war Johann von Egmont, Kammerherr in Diensten des Kaisers, seine Mutter Franziska, eine Prinzessin von Luxemburg. Sein Geschlecht, eines der edelsten in den Niederlanden, schrieb sich von den Herzogen von Geldern her, die ihre Unabhängigkeit lange Zeit gegen das burgundische und österreichische Haus behauptet, endlich aber der Uebermacht Karls V. hatten unterliegen müssen; ja es leitete seinen Ursprung bis zu den alten friesischen Königen hinauf. Noch sehr jung trat Lamoral von Egmont in die Kriegsdienste des Kaisers, und bildete sich in den französischen Kriegen dieses

Monarchen zum künftigen Helden. Im Jahr 1544 vermählte er sich auf dem Reichstage zu Speier und im Beiseyn des Kaisers mit Sabina, Pfalzgräfin von Baiern, einer Schwester Johanns, Kurfürsten von der Pfalz, die ihm drei Prinzen und acht Prinzessinnen gebar. Zwei Jahre darauf wurde er auf einem Kapitel, das der Kaiser zu Utrecht hielt, zum Ritter des goldenen Vließes geschlagen.

Der französische Krieg, welcher im Jahr 1557 unter Philipp II. wieder ausbrach, öffnete dem Grafen von Egmont die Bahn zum Ruhm. Emanuel Philibert, Herzog von Savoyen, der die vereinigte englisch-spanische und niederländische Armee als Generalissimus befehligte, hatte St. Quentin in der Picardie berennt, und der Connetable von Frankreich rückte mit einem Heer von 30,000 Mann und dem Kern des französischen Adels herbei, diese Stadt zu entsetzen. Ein tiefer Morast trennt die beiden Heere. Es gelang dem französischen Feldherrn, nachdem er das Lager des Herzogs von Savoyen beschossen und diesen genöthigt hatte, seine Stellung zu verlassen, einige hundert Mann in die Stadt zu werfen. Weil die spanische Armee aber gegen 60,000 Mann und also noch einmal so stark war als die seinige, so begnügte sich der Connetable, die Besatzung von St. Quentin verstärkt zu haben, in welche sich auch der Admiral Coligny zur Nachtzeit geworfen, und schickte sich deßwegen zum Abzug an. Aber eben Dieß fürchtete man im spanischen Kriegsrath, der in Egmonts Lager gehalten wurde. Egmont, den seine natürliche Herzhaftigkeit hinriß und die schwächere Anzahl des Feindes noch muthiger machte, stimmte hitzig dafür, den Feind anzugreifen und eine Schlacht zu wagen.

Diese Meinung, obgleich von Vielen bestritten, behielt die Oberhand. Am 10. August, als am Tage des Laurentius, führte der Herzog die Armee durch einen engen Paß, der von den Feinden nur schlecht besezt war und sogleich verlassen wurde; Egmont mit seinen leichten Reitern voran, ihm folgte der Graf von Hoorn mit tausend schweren Reitern, diesem die deutsche Reiterei zu zweitausend Pferden, unter Anführung der Herzoge Erich und Heinrich von Braunschweig; der Herzog von Savoyen selbst schloß mit dem Fußvolke. Die französische Armee war schon im Abzuge begriffen, Egmonts Reiterei folgte ihr aber so hitzig, daß sie sie drei Meilen von St. Quentin noch erreichte. Die Niederländer brachen mit solchem Ungestüm von allen Seiten in den Feind, daß sie seine vordersten Glieder niederwarfen, die Schlachtordnung trennten und das ganze Heer in die Flucht schlugen. Dreitausend Franzosen blieben auf dem Platze, der Herzog von Bourbon wurde erschossen, und außer dem Connetable, der verwundet vom Pferde geworfen und mit seinen zwei Söhnen gefangen wurde, kamen noch mehrere aus dem ersten französischen Adel in des Siegers Gewalt. Das ganze Lager wurde erobert und eine große Anzahl Gefangener gemacht. Um diesen herrlichen Sieg, dem die Einnahme von St. Quentin auf dem Fuße folgte, hatte Egmont das doppelte Verdienst, daß er zur Schlacht gerathen und daß er sie größtentheils selbst gewonnen hatte.

Bald veränderte die Zurückberufung des Herzogs von Guise aus Italien das Kriegsglück, und brachte die Waffen der Franzosen wieder empor. Calais wurde durch ihn den Engländern entrissen, eine französische Armee verheerte Luxemburg, Flandern wurde durch den Marschall von

Thermes beunruhigt. Diesem leztern schickte Philipp den Grafen von Egmont an der Spitze von zwölftausend Mann Fußvolk und zweitausend Pferden entgegen. Der Marschall wollte sich, nachdem er Dünkirchen verbrannt hatte, längs der Küste nach Calais zurückziehen, als ihn Egmont am 13. Juli 1558, eben als er den kleinen Fluß Ha bei Gravelingen passiren wollte, überfiel. Die Franzosen, bei zehntausend Mann zu Fuß und fünfzehnhundert zu Pferde stark, empfingen ihn in Schlachtordnung mit einem mörderischen Feuer, daß gleich beim ersten Angriff sein Pferd unter ihm erschossen wurde. Nichts desto weniger drang er wüthend ein, und weil die breite sandige Ebene den Kampf begünstigte, erhub sich ein verzweifeltes Gefecht, wo Hand gegen Hand und Pferd gegen Pferd stritt, deßgleichen man in neuern Zeiten wenig Beispiele erlebte. Eine ziemlich lange Zeit blieb der Sieg zwischen diesen beiden gleich tapfern und versuchten Heeren zweifelhaft, bis er endlich, durch einen glücklichen Zufall für die Niederländer entschieden wurde.

Der Schall des Geschützes hatte einige englische Schiffe, welche die Königin Maria an dieser Küste kreuzen ließ, um den Paß zwischen Dünkirchen und Calais zu reinigen, herbeigezogen, welche, da es meistens kleine Fahrzeuge waren, nahe genug am Lande anlegten, um einen Flügel der Franzosen mit dem großen Geschütze noch zu erreichen. So klein der Schaden war, den sie anrichteten, da ihre allzugroße Entfernung die Wirkung ihres Geschützes beinahe ganz unkräftig machte, und dieses Freund und Feind ohne Unterschied traf, so bestürzte doch ihre unvermuthete Dazwischenkunft die eine Partei, und erhob den Muth der andern. Graf Egmont, dem Dieses nicht entging, ließ seine

deutschen Reiter der französischen Kavallerie unversehens hinter den Sandbergen hervor in die Flanke fallen, und brachte diese dadurch etwas zum Weichen; worauf die burgundische Reiterei heftiger eindrang, die Schlachtordnung trennte, und unter dem Fußvolk die Unordnung allgemein machte. Fünfzehnhundert blieben auf dem Platze, außer Denen, welche sich durch Schwimmen zu retten suchten und von den Engländern untergetaucht wurden. Von Thermes und seine besten Offiziere, alle verwundet, mußten sich ergeben; Fahnen, Geschütz, nebst der ganzen bisher gemachten Beute, kamen in die Hände des Siegers. Ein weit elenderes Schicksal erwartete Die, welche dem Treffen entkommen waren, und den flämischen Bauern in die Hände fielen. Diese durch Einäscherung und Ausplünderung ihrer Dörfer gegen die Franzosen in die äußerste Wuth gebracht, fielen nun mit mörderischem Grimm über die wehrlosen Flüchtlinge her; die Weiber selbst, erzählt Struda, stellten ihnen durch das ganze Land bandenweise nach, zerfleischten sie mit Nägeln, oder schlugen sie langsam mit Prügeln zu Tode, daß von allen, die Dünkirchen verbrannt hatten, fast kein einziger entkam. Zweihundert, welche die Engländer lebendig in die Hände bekamen, schickten sie ihrer Königin nach London, ihren Antheil an dem Siege dadurch außer Zweifel zu setzen. Von den Niederländern wurden nicht vierhundert Todte gezählt. Die schleunige Wiedereroberung der verlorenen Städte war die erste Frucht dieses glorreichen Sieges, in welchem Egmont das Verdienst eines Feldherrn mit der Bravour eines gemeinen Soldaten vereinigt hatte.

Die Niederlagen bei St. Quentin und Gravelingen machten Heinrich II. sehr zum Frieden geneigt, welcher

auch das Jahr darauf, 1559, zu Chateau Cambresis geschlossen wurde. Die niederländische Reiterei hatte sich in diesem Kriege besonders namhaft gemacht, und aller Ruhm häufte sich auf den Grafen von Egmont, der sie angeführt hatte. Die flandrischen Städte, die sich vom Ungemach des Kriegs, dessen Schauplatz sie gewesen waren, in einem blühenden Frieden wieder erholten, fühlten sich für diese Wohlthat dem Grafen von Egmont besonders verpflichtet, dessen Tapferkeit ihn dem Feinde abgedrungen hatte. Sein Name war in Jedermanns Munde, und die allgemeine Stimme erklärte ihn zum Helden seiner Zeit. Philipp II. selbst vergab seinem spanischen Stolze so viel, daß er sich öffentlich für seinen Schuldner bekannte, und sich dieser Verbindlichkeit auf eine würdige Art zu entledigen versprach.

Bald nach geschlossenem Frieden machte der König Anstalt, die Niederlande zu verlassen, und in seine ihm so theuren spanischen Staaten zurückzukehren. Eine der wichtigsten Angelegenheiten, die er noch vor seiner Abreise nach Spanien ins Reine bringen wollte, war die Besetzung der Statthalterschaft, welche nach der Abreise des Herzogs von Savoyen nach Italien jezt erledigt stand. Unter den Prätendenten, welche zu diesem wichtigen Posten in Vorschlag kamen, stand Graf Egmont mit Wilhelm I., Prinzen von Oranien, oben an, und die Wünsche der Nation blieben zweifelhaft zwischen diesen beiden. Aber Philipp, der es nicht für rathsam hielt, eine so große Gewalt in die Hände eines Volksfreundes zu geben, und der überdem, so sehr er den Grafen von Egmont als einen braven Soldaten schäzte, die feine Staatskunst bei ihm vermißte, die zu einem solchen Posten erforderlich war, in die Rechtgläubigkeit und Treue des Prinzen von Oranien

aber ein nicht ganz ungegründetes Mißtrauen sezte, überging beide, und rief seine natürliche Schwester, die Herzogin Margarethe von Parma aus Italien, die Niederlande während seiner Abwesenheit zu verwalten. Den Grafen von Egmont suchte er durch die zwei einträglichen Statthalterschaften über Artois und Flandern, den Prinzen von Oranien durch drei andere über Holland, Seeland und Utrecht zufrieden zu stellen. Aber so glänzend diese Belohnung war, und so sehr sie alle Diejenigen übertraf, welche dem übrigen hohen Adel zu Theil wurden, so konnte sie doch den Ehrgeiz zweier Männer nicht sättigen, die ihre Erwartungen auf etwas Höheres gerichtet hatten, und Philipp hatte durch diesen glänzenden Vorzug nur den Samen zu künftiger Empörung bei ihnen ausgestreut.

Dennoch würde sich ihre Ehrbegierde über diese fehlgeschlagene Erwartung noch endlich beruhigt haben, da es die Schwester ihres Königs war, der sie nachgesezt wurden, und eine weibliche Regierung ihnen zu dem wichtigsten Antheil an der Gewalt Hoffnung machte. Aber auch diese Hoffnung wurde ihnen, durch die Einführung des Bischofs von Arras, nachherigen Cardinals Granvella, in das Ministerium, abgeschnitten, den der König seiner Schwester als geheimen Rath an die Seite sezte, und mit einer eben so verhaßten als ordnungswidrigen Gewalt bekleidete. Schon seine dunkle Geburt, denn sein Großvater war ein Eisenschmied gewesen, mußte den auf seine Vorzüge äußerst stolzen niederländischen Adel wider die Erhebung dieses Prälaten aufbringen. Aber dieser Unwille war um so gerechter und heftiger, da Granvella kein Eingeborner war, und die Konstitution der Niederlande ausdrücklich alle Ausländer von allen Bedienungen ausschließt. Die Rolle, welche

dieser Mann unter der vorigen Regierung in Deutschland gespielt hatte, trug eben nicht dazu bei, ihm das Herz der Niederländer im Voraus zu gewinnen. Sein gesetzwidriges Verfahren im Staatsrathe zu Brüssel, die Herrschsucht, womit er alle Privilegien der Provinzen mit Füßen trat, seine Habsucht, seine üppige Lebensart, sein hochfahrendes Wesen, der Druck, worunter er den hohen Adel hielt und das geringschätzige Betragen, das er gegen verschiedene von den Großen affectirte, brachte die Erbitterung gegen ihn aufs Höchste, und reizte den größten Theil unter ihnen an, sich gegen diesen gemeinschaftlichen Feind zu verbinden.

Die Einsetzung von dreizehn neuen Bisthümern, ein Werk dieses Ministers, brachte bald die gesammte niederländische Nation gegen ihn in Harnisch. Außerdem, daß diese eigenmächtige Erweiterung der Hierarchie, bei der man die Stände nicht zu Rathe gezogen hatte, den Territorialfreiheiten der Provinzen zuwiderlief, drohte sie zugleich ihrer Verfassung den Umsturz, weil vorauszusehen war, daß diese neuen Stände dem Hofe, dem sie ihre Existenz dankten, aufs Eifrigste anhangen, und die Mehrheit der Stimmen in den Versammlungen auf die Seite des Königs neigen würde. Alle Aebte und Mönche erhizten sich gegen die neuen Bischöfe, weil diese an die Einkünfte der Klöster und Stiftungen und als Reformatoren des Klosters aufgestellt waren. Der gemeine Mann verabscheute sie als Werkzeuge des verhaßten Inquisitionsgerichts, das man ihnen schon auf dem Fuße folgen sah. Die grausamen Proceduren, welche, den strengen Religionsedikten gemäß, gegen die Kezer ergingen, die Insolenz der spanischen Truppen, welche noch von dem lezten Kriege her, der Konstitution zuwider, in den Grenzstädten in Besatzung lagen, und deren längeres Verweilen

man aufs Verhaßteste erklärte, mit den Privatbeschwerden gegen den Minister verbunden — alles Dieß wirkte zusammen, die Nation mit Besorgnissen zu erfüllen, und den Adel wie das Volk gegen das Joch des Ministers zu empören.

Unter den Mißvergnügten thaten sich der Prinz von Oranien, Graf Egmont und Graf von Hoorn aufs Engste zusammen. Alle drei waren Staatsräthe und hatten von der Herrschsucht des Kardinals gleiche Kränkungen erfahren. Nachdem sie vergebens versucht hatten, sich unter dem übrigen Adel eine Partei zu machen, den eine knechtische Furcht vor dem Minister noch von einem kühnern Schritt abschreckte, führten sie ihr Vorhaben für sich allein aus, und sezten ein gemeinschaftliches Schreiben an den König auf, worin sie den Minister förmlich als den Feind der Nation und als die Ursache aller bisherigen Unruhen anklagten. Sie erklärten, daß das allgemeine Mißvergnügen nicht aufhören würde, so lange dieser verhaßte Prälat am Staatsruder säße, und daß sie selbst nicht mehr im Staatsrathe erscheinen könnten, wenn es Sr. Majestät nicht gefiele, diesen Mann zu entfernen. Da auf dieses Gesuch Nichts erfolgte, so verließen sie den Staatsrath wirklich, von welchem der Kardinal nun einen unbeschränkten Besitz nahm.

Da es ihnen auf diesem Wege mißlungen war, den Minister zu entfernen, so suchten sie es durch Verspottung seiner Person und seiner Verwaltung dahin zu bringen, daß er selbst resignirte. Ein lustiger Einfall, den Egmont hatte, der sämmtlichen Dienerschaft des Adels eine gemeinschaftliche Livree zu geben, worauf eine Narrenkappe gestickt war, sezte den Kardinal, auf den diese gedeutet wurde, dem allgemeinen Gelächter aus, daß der Hof sich darein mengen und diese Livree verbieten mußte. Die Ausgelassenheit des

Pöbels gegen den Minister ging so weit, daß man ihm Pasquille in die Hand schob, wenn er sich öffentlich zeigte. Er hatte dem Haß der ganzen Nation Trotz geboten, aber diesen Grad öffentlicher Verachtung konnte er nicht ertragen. Er legte seine Ministerstelle nieder und verließ die Provinzen.

Nach dem Abzug Granvella's hatte der Graf von Egmont beinahe den ersten Platz in der Gunst der Regentin. Da es aber an einer festen Hand fehlte, den unter sich selbst entzweiten und von dem verschiedensten Privatinteresse gelenkten Adel zusammen zu halten, so wurde die Anarchie allgemein, die Justiz wurde schlecht verwaltet, die Finanzen vernachlässigt, das Religionswesen gerieth in Verfall und die Sekten griffen um sich. Eine geschärfte Erneuerung der Religionsedikte von Spanien aus war die nächste Folge dieser Zerrüttung. Aber das Volk, durch die bisherige Nachsicht verwöhnt, wollte dieses Joch nicht mehr tragen. Um eben diese Zeit sollten die Schlüsse der Tridentinischen Kirchenversammlung in den Niederlanden zur Vollstreckung gebracht werden. Ihr Inhalt stritt mit den Gerechtigkeiten der Provinzen, und alle Stände lehnten sich dagegen auf. Um den König auf andere Gedanken zu bringen, schickte die Regentin den Grafen von Egmont nach Spanien, der ihn durch mündliche Berichte besser, als sich durch Briefe thun ließ, von dem gegenwärtigen Zustande der Dinge unterrichten konnte. Egmont reiste im Januar 1565 aus den Niederlanden ab.

Der Empfang, der ihm in Madrid widerfuhr, war auszeichnend. Der König und alle kastilianischen Großen beeiferten sich in die Wette, seiner Eitelkeit zu schmeicheln. Alle seine Privatgesuche werden ihm über alle seine

Erwartungen gewährt, und diese Gewährungen noch bei seinem Abschiede mit einem Geschenk von 50,000 Gulden begleitet. Sanfte Vorwürfe über den Muthwillen gegen Granvella, die ihm der König in einer Privataudienz machte, mußte sein Vertrauen in dessen Aufrichtigkeit eher vermehren als vermindern. Von den Gesinnungen des Königs gegen die niederländische Nation werden ihm von diesem selbst und von allen seinen Räthen die besten Versicherungen gegeben. Der König, hieß es, wolle nach den besseren Belehrungen, die er nunmehr durch den Grafen erhalten, auf das einstimmige Verlangen der Provinzen Rücksicht nehmen und den Weg der Güte gewaltsamen Maßregeln vorziehen. Egmont verließ Madrid als ein Glücklicher — er erfüllte die Niederlande mit Lobpreisung des Monarchen, während schon neue Mandate hinter ihm hereilten, die seine Versicherungen Lügen straften.

Zu spät erwachte er von seinem Taumel. Die allgemeine Stimme klagte ihn an, daß er über seinem Privatnutzen das allgemeine Beste hintangesezt habe. Er schrie laut über die spanische Arglist und drohte alle seine Bedienungen niederzulegen. Aber es blieb bei der Drohung. — Egmont hatte eilf Kinder und Schulden drückten ihn. Er konnte den König nicht entbehren.

Die Abkündigung der geschärften Religionsedikte hatte die Verbindung des niedern Adels zur Folge, die unter dem Namen des Geusenbundes bekannt ist. An der Conföderation nahm Egmont selbst keinen Antheil, aber viele seiner vertrauten Freunde und Lehnleute traten ihr bei; sein eigener Sekretär, Johann Käsenbrod von Beckerzeel, war darunter. Dieser Umstand erschwerte in der Folge seine Verschuldung. Er habe Dieses gewußt, hieß

es, und diesen Menschen dennoch in seinen Diensten behalten — und dadurch sey er selbst des Hochverraths schuldig.

Einstmals, als die verbundenen Edelleute im Kuilemburgischen Hause zu Brüssel von dem Grafen von Brederode tractirt wurden, führte ihn der Zufall mit einigen seiner Freunde an diesem Hause vorbei. Eine unschuldige Neugierde zog ihn hinein. Er wurde genöthigt mitzutrinken. Die Gesundheit der Geusen kam auf, er that Bescheid, ohne zu wissen, was man damit wollte. Auch darauf wurde nachher eine Anklage wegen Hochverraths gegründet.

Bald nach Errichtung des Geusenbundes brach die Bilderstürmerei in den Provinzen aus. Die Statthalter eilten von Brüssel weg nach ihren Distrikten, um die Ruhe wieder herzustellen. Hier zeichnete sich Egmont durch seinen Diensteifer vor allen Uebrigen aus. Er ließ in Artois und Flandern am Leben strafen und brachte die Protestanten zur Ruhe. Aber auch diesen großen Dienst rechnete man ihm als Hochverrath an, weil er den Protestanten einige geringe Concessionen ertheilt hatte, die er ihnen mit Gewalt zu verweigern nicht im Stande gewesen wäre.

Die Excesse der öffentlichen Predigten und der Bilderstürmerei gaben den alten unversöhnlichen Feinden des niederländischen Volks, dem Cardinal Granvella, der seinen Einfluß auf den König noch immer beibehalten hatte, dem Herzog von Alba und dem Großinquisitor Spinosa die Waffen in die Hand, den Häuptern des niederländischen Adels im Gemüthe des Königs eine tödtliche Wunde zu versetzen. Alle diese Unordnungen wurden ihnen zur Last gelegt. Ihre Lauigkeit im Dienste des Königs, ihre Nachsicht gegen die einreißenden Sekten, ihre heimlichen Intriguen und Aufmunterungen, ihr Beispiel in der Widersetzlichkeit,

ihre Verbindungen mit den conföderirten Geusen — alles Dieses mußte nun zusammen gewirkt haben, den Muth der Rebellen zu erheben und ihre Ausschweifungen zu begünstigen. Dazu kam, daß viele dieser Wahnsinnigen, die man beim Bilderstürmen ergriffen und zum Tode verurtheilt hatte, sich mit den Namen des Prinzen von Oranien, des Grafen von Egmont, von Hoorn und Anderer waffneten, und ihre eigenen Schandthaten dadurch zu beschönigen suchten. Freilich würde ohne die lauten Protestationen, welche die niederländischen Großen gegen die grausamen Strafbefehle eingelegt hatten, das gemeine Volk nie so kühn gewesen seyn, diese Befehle öffentlich zu verhöhnen und in solche Gewaltthätigkeiten auszubrechen. Aber mit welchem Rechte konnte man Folgen, an welche jene nie gedacht hatten, auf ihre Rechnung setzen? Jene Protestationen konnten sich mit der strengsten Treue gegen den Monarchen vertragen, und das Beste der Nation, deren Stellvertreter und Sachwalter sie waren, machte sie ihnen zu einer heiligen Pflicht — wie konnte man sie für die unglücklichen Folgen ihrer löblichen Absichten verantwortlich machen?

Das Conseil in Segovien urtheilte anders. Man überredete den König, die bisherige Verfahrungsart zu verändern, das Volk als den betrogenen Theil zu schonen und die Großen zu züchtigen. Es ist nicht zu leugnen, daß der Schein gegen diese sprach, und ein Monarch wie Philipp konnte ihr Betragen nicht wohl aus einem andern Gesichtspunkte betrachten. Der niederländische Adel machte Ansprüche, die in der ganzen Monarchie ohne Beispiel waren. Auf die stolzen Titel von ständischer Freiheit gestüzt, durch die Vorliebe und Schwäche Karls V. für sein Vaterland noch mehr in einem Eigendünkel bestärkt, den er schon in

so reichem Maße besaß, ließ er sich in allen seinen Handlungen von einem Geiste der Ungebundenheit leiten, der bis zum Muthwillen ging und mit dem Princip eines Monarchen ganz unverträglich war. Was in Brüssel eine ganz gewöhnliche und erlaubte Freiheit war, mußte nothwendig in Madrid als die gesetzwidrigste Anmaßung in die Augen fallen. Auch die kastilianische Grandezza war auf ihre Vorzüge stolz. Aber ein Monarch, der diese anerkannte, konnte sie an ihrem eigenen Stolze wie an einem Gängelbande leiten. Der Geist der Unabhängigkeit, der unter den spanischen Großen noch nicht hatte unterdrückt werden können, vertrug sich mit der Monarchie, ja sogar mit dem Despotismus, weil eben diese Großen durch den Despotismus, den sie über ihre eigenen Unterthanen ausübten, daran gewöhnt waren; da im Gegentheil der niederländische Adel ganz verlernt hatte, Despotismus zu ertragen, weil er selbst freien Leuten gebot, weil er selbst keinen ausüben durfte.

Bei diesem widrigen Vorurtheile des Königs gegen die Häupter des niederländischen Adels war es kein Wunder, daß er sich den gewaltthätigsten Maßregeln gegen sie überließ. Von Jezt war das Verderben des Prinzen von Oranien, des Grafen von Egmont, von Hoorn und vieler Anderer im Stillen beschlossen. Um sie aber in die Schlinge zu locken, die man ihnen bereitete, mußten sie durch verstellte Aeußerungen seiner Zufriedenheit erst sicher gemacht werden. Man schrieb ihnen die gnädigsten Briefe, die von Vertrauen und Wohlgewogenheit überflossen. Die Anschuldigungen und Vorwürfe, die man auf eine geschickte Art einmischte, gaben diesen Versicherungen einen Schein von Aufrichtigkeit, und stürzten sie in eine gefährliche Ruhe, als wenn dieß Alles wäre, was man über sie zu klagen

hätte. Dem Grafen von Egmont sagte man oft harte Dinge in diesen Briefen; um so weniger fiel es ihm ein, daß noch Etwas im Hinterhalt seyn könnte.

So leicht Egmont in die Schlinge zu ziehen war, so schwer hielt es, den Prinzen von Oranien zu täuschen. Eine glücklichere Kombinationsgabe, mehr Kenntniß der Welt und der Höfe, und die Aufmerksamkeit seiner Feinde bewahrten ihn vor Betrug. Gerade um dieselbe Zeit, wo der König in Versicherungen seiner Zufriedenheit gegen ihn und seine Freunde so verschwenderisch war, entdeckte ihm ein aufgefangener Brief von einem spanischen Botschafter aus Paris die wahren Gesinnungen des Königs. Bei einer Zusammenkunft, die er mit dem Grafen von Egmont, von Hoorn, von Hoogstraten und von Nassau zu Dendermonde in Flandern veranstaltete, legte er ihnen dieß Schreiben vor, dessen Inhalt noch durch ein anderes, welches Hoorn um dieselbe Zeit aus Madrid erhalten, bestättigt wurde. Man wollte sich über die Maßregeln vereinigen, die man in dieser dringenden Gefahr gemeinschaftlich zu nehmen hätte; man sprach von gewaltsamer Widersetzung, wobei besonders auf Egmonts Ansehen bei den niederländischen Truppen sehr gerechnet wurde. Aber wie erstaunte man, als dieser dazwischen trat und sich auf folgende Art erklärte: „Lieber," sagte er, „mag Alles über mich kommen, als daß ich das Glück so verwagen sollte. Das Geschwätz des Spaniers Alava rührt mich wenig — wie sollte dieser Mensch dazu kommen, in das verschlossene Gemüth seines Herrn zu schauen, um seine Geheimnisse zu entziffern? Die Nachrichten, welche uns Motigny gibt, beweisen weiter nichts, als daß der König eine sehr zweideutige Meinung von unserm Diensteifer hegt, und Ursache zu

haben glaubt, ein Mißtrauen in unsre Treue zu setzen; und dazu, däucht mir, hätten wir ihm durch das Vergangene Anlaß gegeben. Auch ist es mein ernstlicher Vorsatz, durch Verdoppelung meines Eifers seine Meinung von mir zu verbessern, und durch mein künftiges Verhalten den Verdacht auszulöschen, den mein bisheriges Betragen auf mich geworfen haben mag. Und wie sollte ich mich aus den Armen meiner zahlreichen und hülfsbedürftigen Familie reißen, um mich an fremden Höfen als ein Landflüchtiger herumzutragen, eine Last für Jeden, der mich aufnimmt, jeden Sklaven, der sich herablassen will, mir unter die Arme zu greifen, ein Knecht von Ausländern, um leidlichem Zwang in meiner Heimath zu entgehen? Nimmermehr kann der Monarch ungütig an einem Diener handeln, der ihm sonst lieb und theuer war, und der sich ein gegründetes Recht auf seine Dankbarkeit erworben. Nimmermehr wird man mich überreden, daß er, der für sein niederländisches Volk so gnädige Gesinnungen gehegt und so nachdrücklich mir betheuert hat, jezt so despotische Anschläge dagegen schmiede. Haben wir nur erst dem Lande seine vorige Ruhe wiedergegeben, die Rebellen gezüchtigt, den katholischen Gottesdienst wieder hergestellt, so glauben Sie mir, daß man von keinen spanischen Truppen mehr hören wird; und Dieß ist es, wozu ich Sie alle durch meinen Rath und durch mein Beispiel jezt auffordere, und wozu auch bereits die Meisten unter dem Adel sich neigen. Ich, meines Theils, fürchte Nichts von dem Zorn des Monarchen. Mein Gewissen spricht mich frei. Mein Schicksal steht bei seiner Gerechtigkeit und Gnade."

Alle Gegenvorstellungen des Prinzen von Oranien waren fruchtlos. Der Ausbruch der Bilderstürmerei hatte

dem Grafen von Egmont die Augen über sein Betragen geöffnet. Er war ein eifriger Katholik, und dem Könige aus mehr als Einem Grunde und mehr als er selbst wußte ergeben. Ein fortgesezter Briefwechsel mit dem Hofe, vertraute Verhältnisse mit der Regentin, und mehr als dieß Alles, die persönlichen Verbindlichkeiten, die er dem Könige hatte, hielten ihn auf's Engste an die Krone angeschlossen. Wie sehr mußten ihn also die unerhörten Gewaltthätigkeiten empören, welche sich die Sekten unter dem Titel einer Freiheit herausnahmen, die er bis Jezt in den unschuldigsten Absichten für sie verfochten hatte! Von Jezt an trennte er seine Sache ganz von der ihrigen, und gab sich zu allen Maßregeln her, welche die Regentin gegen sie in Ausübung brachte. Als diese von dem gesammten Adel einen neuen Eid der Treue verlangte, war er einer der Ersten, die ihn leisteten.

Um diese Zeit wurde in Spanien die Absendung eines spanischen Kriegsheeres nach den Niederlanden beschlossen, welches der Herzog von Alba anführen sollte. In den Provinzen selbst hatte die Regentin durch den Weg der Waffen die Ruhe wiederhergestellt und die Protestanten beinahe ganz unterdrückt. Da die Unordnungen getilgt und das Land beruhigt war, so konnte diese gewaffnete Ankunft des Herzogs keinen andern Zweck haben, als die Bestrafung des Vergangenen und Unterdrückung der gefürchteten Großen. Mehr noch als die Winke, welche man von Spanien aus erhielt, bestättigte Dieß der persönliche Charakter des Herzogs von Alba.

Der Schrecken dieses Gerüchtes führte den rebellischen Adel zu den Füßen der Regentin. Die sich zu hart vergangen hatten, um noch Vergebung hoffen zu können, oder

den schwankenden Versicherungen von Gnade nicht trauten, flohen eilfertig aus dem Lande und ließen lieber alle ihre Güter im Stiche. Der Prinz von Oranien war unter diesen; aber noch vor seinem Abschiede versuchte er, den Grafen von Egmont zu einem ähnlichen Entschluß zu vermögen. In Willebroek, einem Dorfe zwischen Antwerpen und Brüssel, geschah die Zusammenkunft, welcher auch der Graf von Mannsfeld und ein Geheimschreiber der Regentin beiwohnten. Nachdem lezterer, in Vereinigung mit dem Grafen Egmont, umsonst versucht hatte, den Entschluß des Prinzen von Oranien zu erschüttern, folgte jener dem Prinzen an ein Fenster.

„Es wird dir deine Güter kosten, Oranien," sagte Egmont, „wenn du auf diesem Vorsatz bestehest," — „und dir dein Leben, Egmont, wenn du den deinigen nicht änderst," antwortete der Prinz. „Mir wenigstens wird es Trost seyn in jedem Schicksal, daß ich Freunde und Vaterland in der Stunde der Noth durch Beispiel und Rath unterstüzte; du wirst Freunde und Vaterland in ein Verderben mit dir hinabziehen."

Noch einmal wandte der Prinz seine ganze Beredsamkeit an, seinen Freund über die nahe Gefahr aufzuklären und ihn zu einem heilsamen Entschluß zu bewegen, aber umsonst. Egmont war mit tausend Banden an sein Vaterland gekettet, eine thörichte Zuversicht hielt seine Augen gebunden, und sein Verhängniß stellte sich ihm entgegen.

„Nimmermehr wirst du mich bereden, Oranien," sagte er, „die Dinge in diesem trüben Lichte zu sehen, worin sie dir erscheinen. Hab' ich es erst dahin gebracht, die Rebellen zu Boden zu treten und den Provinzen ihre vorige Ruhe wieder zu geben, was kann mir der König anhaben? Der

König ist gütig und gerecht, ich habe mir Ansprüche auf seine Dankbarkeit erworben. Soll ich durch eine schimpfliche Flucht mich selbst ihrer unwerth erklären?" — „Wohlan," rief Oranien aus, „so wage es denn auf diese königliche Dankbarkeit. Aber mir sagt eine traurige Ahnung — und gebe der Himmel, daß ich mich betrüge! — daß du die Brücke seyn werdest, Egmont, über welche die Spanier in das Land setzen und die sie abbrechen werden, wenn sie darüber sind." — Nach diesen Worten umarmte er ihn noch einmal; seine Augen waren feucht; sie hatten einander zum Leztenmal gesehen.

Egmont war einer der Ersten, die den Herzog von Alba bei seinem Eintritt in Luxemburg begrüßten. Als ihn Lezterer von fern kommen sah, sagte er zu Denen, die neben ihm standen: „Da kömmt der große Ketzer!" Egmont, der es gehört hatte, stand betreten still und erblaßte. Als ihn aber der Herzog mit erheitertem Gesicht bewillkommte, war diese Warnung sogleich vergessen. Er machte dem Herzog ein Geschenk von zwei schönen Pferden, um seine Freundschaft zu gewinnen.

Zwei so entgegengesezte Charaktere, wie Egmont und Alba, konnten nie Freunde seyn. Aber eine frühe Eifersucht im Kriegsruhm hatte dem Herzog längst eine stille Feindschaft gegen Egmont eingeflößt, die durch einige unbedeutende Kleinigkeiten genährt wurde. Egmont hatte ihm einmal beim Würfelspiel mehrere tausend Goldgulden abgenommen — eine Beleidigung, die der karge Spanier nie verzeihen konnte. Ein Andermal wurde er von dem Grafen bei einem Scheibenschießen in Brüssel auf den Wettkampf herausgefordert und überwunden. Ganz Brüssel bezeigte laut seine Freude und frohlockte, daß der Flamänder

über den Spanier Meister geworden sey. Solche Kleinigkeiten vergessen sich unter Menschen nie, die im Großen gegen einander stoßen; und Alba konnte so wenig vergeben als sein König.

Die ersten Tage seiner Anwesenheit in Brüssel verhielt sich der Herzog ganz ruhig; er mußte den Adel erst sicher machen, um alle Diejenigen herbeizulocken, um die es ihm zu thun war. Der Graf von Hoorn hatte es für rathsam gehalten, nicht beim Empfange zu seyn. Aber die Versicherungen, die ihm Egmont von den guten Gesinnungen des treuen Statthalters gab, machten ihm Muth, daß er in kurzer Zeit auch herbeikam. Der Graf von Hoogstraten fehlte allein noch, dem unter einem Geschäftsvorwand befohlen wurde, in Brüssel zu erscheinen. Ein glücklicher Zufall bewahrte ihn vor seinem Verderben.

Zu lange wollte indessen der Herzog diesen wichtigen Schritt nicht verschieben. Das Geheimniß konnte verlauten, und seine Opfer entwischten ihm. Der Tag wurde also angesezt, wo man sich der beiden Grafen von Hoorn und von Egmont versichern wollte. Zu gleicher Zeit sollten ihre Sekretäre verhaftet und ihre Briefschaften in Verwahrung genommen werden. Der spanische Gouverneur in Antwerpen, Graf von Lodrona, hatte Befehl, sich an dem nämlichen Tage des Bürgermeisters zu bemächtigen, und sobald es geschehen, dem Herzog durch eine Estafette Nachricht davon zu geben.

An diesem Tage wurden die Grafen von Mannsfeld, von Hoorn, von Egmont, von Barlaimont, von Arschot u. A. nebst den Söhnen des Herzogs und den vornehmsten spanischen Offizieren, unter dem Vorwande einer außerordentlichen Berathschlagung, im Kuilemburgischen

Hause, wo des Herzogs Quartier war, versammelt. Der Herzog unterhielt sich mit ihnen über den Plan einer Citadelle, die er in Antwerpen wollte anlegen lassen, und suchte die Sitzung so sehr als möglich zu verlängern, weil er keinen Schritt thun wollte, eh' er wußte, wie sein Anschlag in Antwerpen ausgefallen sey. Um Dieses mit desto weniger Verdacht zu thun, ließ er sich von dem Kriegsbaumeister Pariotto, den er aus Italien mitgebracht, den Riß zu der Festung vorlegen, und die Ritter ihr Gutachten davon sagen. Endlich als der Kurrier von Antwerpen mit günstigen Zeitungen eingetroffen, entließ er das Conseil. Egmont wollte sich nun mit dem Sohne des Herzogs hinwegbegeben, als ihm der Hauptmann von der Leibwache des Herzogs, Sancho von Avila, in den Weg trat, und zu gleicher Zeit eine Schaar spanischer Soldaten sichtbar wurde, die ihm Flucht und Vertheidigung unmöglich machten. Der Offizier forderte ihm den Degen ab, den er mit vieler Fassung auslieferte. „Dieser Stahl," sagte er, „hat die Sache des Königs schon einigemal nicht ohne Glück vertheidigt."

In der nämlichen Stunde wurde auch der Graf von Hoorn in einem andern Theil des Palastes gefangen genommen. Hoorn fragte, wie es mit Egmont stünde? Man sagte ihm, daß dieser in eben dem Augenblicke auch in Verhaft genommen werden würde, worauf er sich ohne Widerstand ergab. „Von ihm hab' ich mich leiten lassen," rief er aus; „es ist billig, daß ich Ein Schicksal mit ihm theile."

Vorbericht zu der allgemeinen Sammlung historischer Memoires.

Die allgemeine Sammlung historischer Memoires für Frankreich, welche unter dem Titel: Collection universelle de memoires particuliers, relatifs à l'histoire de France, schon seit mehreren Jahren in London herauskommt, hat den Herausgeber gegenwärtiger Schrift veranlaßt, ein ähnliches Werk auch im Deutschen zu unternehmen, aber den Plan des französischen zu erweitern und auf alle Schriften dieser Gattung, welche Geschichte sie auch betreffen, und in welcher Sprache sie auch abgefaßt seyn mögen, auszudehnen. Dadurch und daß er die einzelnen Memoires mit universalhistorischen Zeitgemälden begleitet, und wo die Memoires-Schriftsteller ihn verlassen, die leere Strecke durch eine fortgeführte Erzählung ausfüllt, glaubte er diese Sammlung zu einem gewissen historischen Ganzen zu erheben, wodurch sie demjenigen Theile des Publikums, dem sie eigentlich gewidmet ist, in einem vorzüglichen Grade brauchbar werden könnte. Aus diesem Grunde erwählte er auch den Anfang der Kreuzzüge zur Epoche des Werks, weil erst von hier aus die Ordnung der Memoires, mit einigem Zusammenhange wenigstens, fortgeführt werden kann.

Zu einer Zeit, wo der Geschmack an historischen Schriften, durch einige Meisterstücke in dieser Gattung erweckt, sich unter dem lesenden Publikum immer allgemeiner verbreitet, und das zahllose Heer von Romanen und romanisirten Geschichten, welche lange Zeit fast allein im Besitz waren, die Wißbegierde zu beschäftigen, allgemach zu verdrängen scheint, glaubte der Herausgeber, einem Werke,

welches zwischen beiden gleichsam in der Mitte steht, und die gefälligen Eigenschaften des Einen mit den gründlichen Vortheilen des Andern verbindet, eine nicht ungünstige Aufnahme versprechen zu können. Es ist vorzugsweise Denen bestimmt, welchen ihre Bestimmung nicht erlaubt, aus der Geschichte ein eigenes Studium zu machen, und die also der historischen Lectüre nur ihre Erholungsstunden widmen können, wie überhaupt Allen, welche dieses Fach nicht als Gelehrte behandeln. Aber auch den Lezten dürfte dieses Unternehmen willkommen seyn, weil es ihnen den Gebrauch einer sehr schätzbaren Klasse historischer Denkmäler, die nicht überall und nicht immer so leicht aufzubringen sind, erleichtern und in einer treuen Verdeutschung und in chronologischer Ordnung vorlegen wird.

Dieser Gattung historischer Schriften, denen ihr Name schon bei vielen Lesern zur Empfehlung gereicht, hat den wichtigen Vorzug, daß sie zugleich den kompetenten Kenner und den flüchtigen Dilettanten befriedigt, jenen durch den Werth ihres Inhalts, diesen durch die Nachlässigkeit ihrer Form. Meistens von Weltmännern oder Geschäftsmännern verfaßt, haben sie bei diesen auch immer die beste Aufnahme gefunden. Der Geschichtsforscher schäzt sie als unentbehrliche Führer, denen er sich in mancher Geschichtsperiode beinahe ausschließend anvertrauen muß. Daß es ein Augenzeuge, ein Zeitgenosse wenigstens ist, welcher sie niederschrieb, daß sie sich auf eine einzige Hauptperson einschränken und nie den Lebensraum eines Menschen überschreiten, daß sie ihrem Gegenstande durch die kleinsten Nüancen folgen, Begebenheiten in ihren geringfügigsten Umständen und Charaktere in ihren verborgensten Zügen entwickeln, gibt ihnen eine Miene von Wahrheit, einen Ton von Ueberzeugung,

eine Lebendigkeit der Schilderung, die kein Geschichtschreiber, der Revolutionen im Großen malt und entfernte Zeiträume an einander kettet, seinem Werke mittheilen kann. Ueber die wichtigsten Weltbegebenheiten, die auf dem großen politischen Schauplatz oft wie aus dem Nichts hervorzuspringen scheinen, wird uns in Memoires oft ein überraschender Aufschluß gegeben, weil sie Kleinigkeiten aufnehmen, die der Ernst der Geschichte verschmäht. Sie geben das Colorit zu den nackten Umrissen des Geschichtschreibers, und machen seinen Helden wieder zum Menschen, indem sie ihn wieder durch sein Privatleben begleiten und in seinen Schwachheiten überraschen. Von manchem Rechtshandel in der Geschichte der Staaten und der Menschen legen sie uns gleichsam die Aktenstücke vor, und die Menge der Zeugen sezt uns in den Stand, die Wahrheit zu ergründen, welche uns oft genug die betrügenden und öfter noch die betrogenen Geschichtschreiber vorenthalten.

Da ein großer Theil dieser Schriften entweder noch gar nicht oder nicht sorgfältig genug übersezt ist, und ihr ungleiches Alter sowohl, als ihre Menge es schwer machen dürften, sie immer vollständig zusammen zu bringen, so würde schon darum eine allgemeine Sammlung und neue Uebersetzung derselben nicht überflüssig seyn. Aber eine Hauptabsicht bei gegenwärtigem Unternehmen ist, den Nutzen derselben zu erhöhen. Die Aufsätze, welche jedem Zeitraum, aus dem der Inhalt der darauf folgenden Memoires genommen ist, vorausgeschickt werden, sollen nicht bloß zur Erläuterung ihres Inhaltes, sondern vorzüglich auch dazu dienen, den weniger unterrichteten Leser von dem oft unwichtigen Inhalt auf ein größeres Ganze hinzuweisen, dem diese Memoires zur Erläuterung dienen. Der Nutzen, den

er aus einer isolirten, wenn auch noch so anziehenden, noch so wichtigen Geschichtserzählung schöpfte, würde immer sehr gering seyn, wenn er das Einzelne nicht auf das Allgemeine zurückführen und fruchtbar anwenden lernte.

Am Anfang des ganzen Werks schien es nöthig zu seyn, eine allgemeine Uebersicht über die große Veränderung in dem politischen und sittlichen Zustand von Europa, welche durch das Lehensystem und die Hierarchie bewirkt worden, kürzlich vorauszuschicken, weil ein großer Theil der nachfolgenden Memoires diese Kenntnisse voraussetzen wird, und auch schon darum, weil sie ein großes und unentbehrliches Licht über die Entstehung sowohl, als über die Folgen der Kreuzzüge verbreitet. Diese erste Abhandlung * ist also nicht

---

* Abgedruckt in Schillers Werken (Bd. 11, S. 3 der neuen 12bändigen Taschenausgabe), jedoch gehen im ersten Bande der „Memoires" S. XV. diesem Aufsatze: „Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter," noch folgende Worte voran: „Drei Hauptklassen von Nationen sind es — wenn man die Form der Verfassung, den herrschenden Charakter und den Religionszustand zum Unterscheidungszeichen annimmt, — welche in diesem Zeitraum merkwürdig hervortreten und sich näher oder entfernter in die Geschichte der Kreuzzüge verflechten; die Christen im Occident, welche das Band der Religion unter dem römischen Papst vereinigt; die Saracenen oder Mahomedaner, welche ihren siegreichen Aberglauben von der Straße bei Gibraltar bis an den Indus, und vom schwarzen Meer und dem Taurus bis an den indischen Ocean ausgebreitet haben; zwischen diesen Beiden die Griechen, oder die morgenländischen Römer. Von den übrigen Völkern der Erde fehlen uns entweder die Nachrichten ganz, oder sie sind zu unsicher und zu mangelhaft, um einen historischen Faden daraus bilden zu können. Auch war ihre Zeit noch nicht gekommen, einen thätigen Antheil an den Weltbegebenheiten zu nehmen und die Aufmerksamkeit des Universalgeschichtschreibers zu verdienen. — Wir machen den Anfang mit den Ersten, die uns

bloß als die Einleitung zu der Alexias, sondern auch zu mehreren folgenden Memoires zu betrachten.

Der Herausgeber hätte gewünscht, das Werk mit einem allgemein interessanten Stücke eröffnen zu können, als die Alexias der Prinzessin Anna seyn dürfte; aber Dieß erlaubte sein Plan nicht. Der übrige große Werth dieses Denkmals muß seinen Mangel an Hauptinteresse, die Fehler der Schreibart und die noch größeren Fehler des Geistes, den die Verfasserin diesem Werke aufdrückte, und die man dem Zeitalter verzeihen wird, bei dem Leser durchbringen helfen.

Ich habe das französische Wort Memoires beibehalten, weil ich es durch kein deutsches zu ersetzen weiß. Denkwürdigkeiten (Memorabilia) drücken es nur unvollständig aus; beinahe noch lieber möchte man sie — weil sie aus der Erinnerung erlebter Begebenheiten niedergeschrieben werden — Erinnerungen, Erinnerungsblätter nennen.

Um die Gränzen des Werkes zu bestimmen, wird es nöthig seyn, den Begriff zu berichtigen, den man mit dem Namen Memoires verbindet. Ob wir gleich auch im Deutschen Memoires besitzen, so besitzen wir sie doch nicht unter diesem Namen, und auch einige französische Schriften, die diesen Namen führen, führen ihn mit Unrecht. Unter dem Namen Memoires scheinen alle historischen Schriften begriffen zu seyn, welche

1) nur eine Begebenheit oder nur eine Person zum Gegenstande haben. Dieß schließt jede Chronik aus und jede vollständige Geschichte;

---

am nächsten angehen, die bei Weitem die wichtigsten für uns sind und in der Geschichte der Kreuzzüge die Hauptrolle spielen."

2) deren Verfasser entweder selbst an der beschriebenen Begebenheit Theil genommen hat, oder doch der handelnden Person nahe genug war, um aus der reinsten Quelle schöpfen zu können. Die Memoires über die Geschichte Brandenburgs sind keine, weil der Verfasser nicht als Zeitgenosse schrieb und sich weder auf eine Begebenheit, noch eine Hauptperson einschränkt. Memoires schrieb der Kardinal von Retz, aber auch die Kammerfrau der Königin Anna konnte sie schreiben;

3) welche im bloßen Ton der Erzählung, aber einer zusammenhängenden Erzählung, und von Einem Verfasser geschrieben sind. Historische Briefe, Lob- oder Trauerreden können den Namen von Memoires nicht führen.

Schriften, in welchen sich die angegebenen Eigenschaften vereinigen, gehören in diese Klasse, auch wenn sie unter einem andern Namen erschienen sind, und werden einen Platz in dieser Sammlung erhalten. Friedrich Rothbarts Geschichte durch den Bischof von Freisingen wird daher, nicht mit Unrecht, unmittelbar auf die Alexias folgen.

In jedem Jahr verspricht man wenigstens sechs solche Bände zu liefern, und um die interessante und fruchtbare Epoche der Memoires, welche erst mit Heinrich IV. von Frankreich anfängt, nicht zu lange hinauszuschieben, wird gleich nach dem dritten Bande mit der zweiten Abtheilung oder den Memoires neuerer Zeiten angefangen und in gleichem Verhältniß mit den früheren darin fortgefahren werden.

Jena den 25. Oktober 1789.

Schiller.

Vorerinnerung zu dem dritten Bande der ersten Abtheilung allgemeiner historischer Memoires.

Auf die Denkwürdigkeiten der Griechin Anna Komnena und des Lateiners Otto, Bischofs zu Freisingen, folgt in diesem dritten Bande ein arabischer Schriftsteller. Da diese drei Nationen in den heiligen Kriegen eine Rolle gespielt haben, so forderte es die Gerechtigkeit der Geschichte, aus jeglicher einen Zeugen abzuhören und — wenn auch nicht über dieselben Begebenheiten und denselben Zeitraum, doch über die Unternehmung der Kreuzzüge überhaupt und das Betragen der mithandelnden Nationen — drei verschiedene Stimmen einzusammeln. Alle tragen das sichtbare Gepräge ihrer Zeit und ihres Vaterlandes, und mit Beidem wird man ihre Mängel entschuldigen. Aber die Verhältnisse ihrer Verfasser geben diesen drei Werken einen hohen Grad von Glaubwürdigkeit, wo sie von Thatsachen handeln und jeder von seinem Volke spricht.

Ich habe kein Bedenken getragen, den Verfasser dieser Lebensbeschreibung Saladins als ganz ausgemacht anzunehmen, da die Beweisgründe, welche der lateinische Herausgeber, Albert Schultens (vita et res gestae sultani Almalich Alnasir Saladini, autore *Bohadino, F. Sjeddadi* etc. Lugduni Batavorum 1732, fol.), aufgestellt hat, keinen Zweifel übrig lassen. Amadoddin von Ispahan, Verfasser eines weitläufigen Werkes über Saladin, erzählt in demselben, daß er selbst nebst dem Cadi Bohadin, Sjeddads Sohn, und mehreren Anderen, die er Alle namentlich anführt, von Aladil, Saladins Bruder, an Leztern sey abgesandt worden, um wegen Aladils projektirter Heirath

mit der Prinzessin von England die Meinung des Sultans zu vernehmen. Eben diese Gesandtschaft wird auch von dem Verfasser der vorliegenden Memoires auf dieselbe Art erzählt. Er meldet von sich, daß ihm von Saladins Bruder diese Gesandtschaft sey aufgetragen worden, und nennt dabei die nämlichen Begleiter, deren Amadoddin Erwähnung thut, indem er von sich selbst in der ersten Person spricht. Amadoddin nennt diesen Bohadin einen Cadi; der Verfasser dieser Memoires sagt gleichfalls von sich, daß er dieses Amt verwaltet habe. Abulfeda führt in seiner Universalgeschichte an, Saladin habe die Kirche der heiligen Anna zu Jerusalem in ein Gymnasium verwandelt und dem Cadi Bohadin, Sjeddads Sohn, die Aufsicht darüber anvertraut. Der Verfasser dieser Lebensgeschichte Saladins spricht gleichfalls von einem Auftrag, den ihm der Sultan gegeben, sich in Jerusalem aufzuhalten, um den angefangenen Bau eines Krankenhauses und Gymnasiums zu vollenden.

Aus diesen Denkwürdigkeiten selbst erhellt, daß Bohadin das ganze Vertrauen des Sultans genossen und ein sehr wichtiges Amt bekleidet haben muß. Schultens will ihn nicht für einen gebornen Araber gelten lassen, und ist mehr geneigt, seinen Geburtsort nach Mosul oder Assyrien zu verlegen. Anfänglich, wie Bohadin selbst erzählt, stand er in Diensten des Sultans von Mosul, der ihn mit einem Auftrag an den Kalifen zu Bagdad abschickte. Auf einer Wallfahrt nach Mekka machte er Saladins Bekanntschaft, den er gleich auf den ersten Anblick so lieb gewann, daß er dadurch bewogen wurde, ihm seine Dienste zu widmen.

In den Geschichtbüchern des Amadoddin und Abulfeda wird er Cadi (Richter) genannt, welchen Namen er

sich auch selbst gibt. Diese Würde hat aber mehrere Klassen, und selbst der oberste Priester pflegt vorzugsweise den Namen Alcady zu führen. Welch' ein Mann dieser Alcady sey, kann man aus folgenden Benennungen abnehmen, unter welchen er bei den Gläubigen bekannt ist: „Der tiefsinnigste, aller Doktoren allertiefsinnigster, der Andächtigen allerandächtigster, der Born der Tugend und Weisheit, der Erbe der prophetischen Lehren, der Enträthsler schwieriger Religionsfragen, der unwidersprechlichste Entscheider, der Schlüssel zu den Schätzen der Wahrheit, die Lampe der dunkelsten Spitzfindigkeiten.“ Und eben diese hohe Person soll nach Schultens Meinung auch Bohadin vorgestellt haben, dessen Namen schon (das arabische Wort für Preis der Religion) auf eine geistliche Würde hinzuweisen scheint.

Der Geist, in welchem das ganze erste Buch abgefaßt ist, verräth vielmehr den Mufti, als den politischen Geschäftsmann. Frömmigkeit ist die Tugend, welche er an seinem Helden in das hellste Licht stellt. Indem er mit einer kaum verzeihlichen Kürze über Begebenheiten aus Saladins Leben hinwegeilt, welche die Wißbegierde am meisten interessiren, verbreitet er sich über die Andachtsübungen seines Helden mit einer ermüdenden Umständlichkeit. So oft auch der Name des Sultans in dem Werke genannt wird, so geschieht es nie, ohne hinzuzusetzen: „Gott erbarme sich seiner!“ — „Gottes Barmherzigkeit ruhe über ihm!“ Ist von einer muselmännischen Stadt oder Festung die Rede, so wird immer dabei ausgerufen: „Gott beschütze sie!“ und handelt er von den Christen, so unterläßt er nie, sie mit einem unfreundlichen: „Gott verfluche sie!“ abzufertigen — Unterbrechungen, welche man dem Leser in der

Uebersetzung erspart hat. — Dergleichen Affektation eines heiligen Eifers würde in jedem andern Munde, als dem eines Mufti, abgeschmackt seyn. Auch nur einem über gottesdienstlichen Gebräuchen unerbittlich haltenden Mufti konnte es eingefallen seyn, den Sultan so zur Unzeit und so ungestüm an die Wallfahrt nach Mekka zu mahnen, wie in diesen Denkwürdigkeiten erzählt wird.

Daß dieser Bohadin überhaupt aus Saladins thatenreichem Leben beinahe nur den heiligen Krieg desselben gegen die Christen heraushebt, und die merkwürdigen Eroberungskriege, durch welche dieser Sultan seine Herrschaft gründete, entweder nur flüchtig berührt, oder höchstens in einem dürren, Chronik-ähnlichen Auszuge liefert, ließe sich vielleicht durch die Verlegenheit erklären, in welcher sich der Biograph befand, in einer getreuen Darstellung dieser Kriege den Tugendruhm seines Helden zu behaupten und das Andenken desselben von dem Vorwurf der Ungerechtigkeit, ja der abscheulichsten Treulosigkeit zu befreien. Diese Epoche aus Saladins Leben ertrug vielleicht allein das Licht der Geschichte, und es war wohlgethan, die übrigen Partien in eine gefällige Nacht zu verhüllen. In dem Religionskriege hingegen, durch welchen Saladin das christliche Reich in Jerusalem zerstörte und überhaupt die Ausbreitung der Christen im Morgenlande hemmte, erscheint dieser Fürst in dem vollen Glanze eines muselmännischen Heiligen, und der Beschützer des Islamismus war unstreitig für die Feder eines Mufti der würdigste Gegenstand.

Uebrigens glaubte der Herausgeber dem Publikum durch Mittheilung einer Schrift, welche zu dem verschönerten Bilde des ägyptischen Sultans in Lessings Nathan das Urbild liefert, keinen unangenehmen Dienst zu erzeigen.

Da unvorhergesehene überhäufte Geschäfte ihn verhindert haben, die universalhistorische Uebersicht in der Ordnung, wie sie im ersten Bande angefangen worden, bei jedem Bande gleichförmig fortzusetzen, und es dem großen Theile der Leser wahrscheinlich lieber seyn dürfte, diese Materie auf Einmal als ein Ganzes zu überschauen, so ist der vierte Band dieser ersten Abtheilung der historischen Memoires als ein Supplementband zur Fortsetzung dieser Uebersicht und zu einer Geschichte der Kreuzzüge bestimmt, und einstweilen, um nicht zu weit hinter dem Inhalt der Memoires zurückzubleiben, die mit Barbarossa und Saladin gleichzeitige Geschichte in der allgemeinen Uebersicht vorausgeschickt worden.

Jena den 26. September 1790.

Schiller.

Amalia Elisabeth, Landgräfin von Hessen-Kassel.

Nach Betrachtung der vielen furchtbaren Gemälde des dreißigjährigen Krieges weilt der Forscher mit stillem Vergnügen bei dem schönen Bilde Amaliens Elisabeth, der großen Tochter Philipp Ludwigs II., Grafen von Hanau. Durch eine liebenswürdige Bildung und durch die Grazie ihrer Sitten ist sie die Zierde ihres Geschlechts, durch häusliche Tugenden das Muster eines guten Weibes, durch Weisheit und Standhaftigkeit, durch Verstand und Muth eine große Fürstin.

Mit den Reizen der Jugend geschmückt, wurde sie, im siebenzehnten Jahre ihres Alters, 1619 mit dem Landgrafen von Hessen-Kassel, Wilhelm V., vermählt, einem Fürsten, den die Geschichte einen Vater und Beschützer der Wissenschaften, einen Vertheidiger der Freiheit und einen Freund Gustav Adolphs nennt. Acht Prinzen und sechs Prinzessinnen waren die Pfänder ihrer Zärtlichkeit und Treue. Unterdessen der Landgraf, in den allgemeinen Krieg verwickelt, an der Spitze seines Heeres fechten mußte, sorgte sie unermüdet für die Erziehung ihrer Kinder, um noch nach ihrem Tode durch ihre Nachkommen den Unterthanen einen Segen zu hinterlassen. Sie hatte ihren Sohn, Wilhelm VI., zu einem vortrefflichen Regenten gebildet, nicht bloß durch Grundsätze, sondern auch durch ihr eigenes Beispiel. Im Jahr 1637, während der Belagerung des Schlosses Stückhausen in Ostfriesland, starb ihr Gemahl in Leer, nicht durch Wunden, sondern nach den Muthmaßungen des Arztes Laurelius durch Gift. In seinem Testamente legte er den Beweis nieder, wie sehr er den Werth Amaliens kannte: sie wurde darin zur Regentin des Landes und zur Vormünderin seiner Kinder bestimmt. Das Land war am Rande des Unterganges; Amalia und ihre Kinder standen auf dem Punkte, desselben beraubt zu werden. Der Kaiser hatte den verstorbenen Landgrafen in die Acht erklärt; sein Freund, Landgraf Georg II. von Hessen-Darmstadt, von einem kaiserlichen Heer unterstüzt, sollte diese Achtserklärung in Ausübung bringen und Regent und Vormund werden. Aber Amaliens Klugheit war stärker als die Gewalt des Kaisers. Sie übernahm die Regierung des Landes, erklärte sich zur Vormünderin ihrer Kinder, vertheidigte ihr Land, sezte den Krieg fort, rettete den Staat vom Untergang

durch unerschütterliche Standhaftigkeit und regierte ihn dreizehn Jahre mit bewundernswürdiger Weisheit und mit unsterblichem Ruhm. Im Jahr 1650 übergab sie ihrem Sohn die Regierung des Landes, welches sie nicht nur in eine bessere Verfassung gesezt, sondern auch durch ihre Staatsklugheit vermehrt und dessen Besitz im westphälischen Frieden für ihre Nachkommen befestigt hatte. Dann widmete sie ihr Leben der Stille und der Ausübung ihrer Religion. Sie starb 1651.

Wenn man alle Züge dieser großen und schönen Seele einzeln betrachtet hat und sich dann dem Eindruck des Ganzen überläßt, so fühlt man sich von Liebe und Bewunderung durchdrungen. So einnehmende und feine Sitten, deren Zauber selbst dem Korps diplomatique beim westphälischen Friedenskongreß unwiderstehlich war, sind selten mit so hohem Muthe und so heldenmüthigem Geiste vereinigt; die bescheidene häusliche Tugend kommt selten neben hohen Heldentugenden empor; das Band der Freundschaft löset die Staatspolitik auf; durch die Sorge der Regierung wird die Aufmerksamkeit der Regenten auf die Veredelung und das Glück ihres Herzens gewöhnlich erstickt. Amalia Elisabeth, an die Grazie des Lebens gewöhnt, übernimmt die Vertheidigung ihres Landes gegen mächtige Feinde, vermittelst des Schwerts und der Politik. Sie ist Mutter ihrer Unterthanen und Mutter ihrer Kinder. In den größten Bedrängnissen bleibt sie ihren Bundesgenossen, den Schweden, treu. Sie rettet ihre Länder von dem Untergange, wird, ungeachtet eines verwüstenden Krieges, Schöpferin des hessenkasselischen Staates, wie er noch in unserm Zeitalter besteht, und beschüzt aus Ueberzeugung ihres Werthes eine aufgeklärte Religion, der ihr ganzes Herz gewidmet war. Von

ihren Unterthanen angebetet, von ganz Europa bewundert, steigt sie, ohne von diesem Glanz geblendet, ohne von Eitelkeit und Ehrgeiz gefesselt zu seyn, sobald es die Umstände erlauben, von ihrem Fürstensitz hernieder, um mit gesammeltem Gemüth und mit ruhigem Geiste der Stille des Grabes entgegen zu gehen.

So war Amalia Elisabeth die größte Fürstin ihrer Zeit, von keiner Fürstin der Nachwelt übertroffen, vielleicht von wenigen erreicht.

Maximilian, Herzog von Baiern und Kurfürst.

Maximilian war einer von den wenigen Fürsten, die den Anfang und das Ende des dreißigjährigen Krieges erlebten. Drei Jahre vor seinem Tode war das Friedensgeschäft vollendet, und es hat etwas Rührendes, daß von allen kriegführenden Theilen er der Erste war, der die Waffen niederlegte. Er hinterließ den glänzendsten Namen unter den deutschen Fürsten dieses verworrenen Zeitpunkts; er bereicherte sein Haus mit Ländern und Würden; sein Einfluß blieb die ganze Zeit des Krieges durch überwiegend; er wußte sein Ansehen gegen Freunde wie gegen Feinde zu behaupten, und wenn es darauf ankam, zu rächen; er war ein treuer und hülfreicher Bundesgenosse, seine Anhänglichkeit an die Partei, die er ergriffen hatte, war fest und gleich, ohne jemals zur Schwäche zu werden; er ließ keine Sünde auf Rechnung seiner Freundschaft hingehen. Fest,

wie diese Grundsätze seines Lebens, kann das Urtheil der Geschichte über ihn seyn, denn in einer Regierung von sechsundfünfzig Jahren drückt der Geist eines Fürsten sich endlich ab.

Sein bis zur Erschöpfung thätiges Leben war ein ewiger Wechsel von wahrem und falschem Ruhm, von Vergrößerung, von beneidetem Glück und von tiefem, erbitterndem Elend. Seine Länder waren oft der Schauplatz des Kriegs; theils sezte sie Rachsucht gegen Maximilian besonderen und vorsätzlichen Mißhandlungen aus, theils vereitelten Neider und Nebenbuhler unter seiner eigenen Partei mehr als einmal seine Vorkehrungen zur Schonung seines Volks; wohlthätige Schonungen, wenn seine und seiner Räthe Absicht auch nur gewesen wäre, sein Eigenthum zu schonen. Zwischen blutiger Gewalt und der steifen scheuen Förmlichkeit im Rathe des Höhern, dem er diente, wurde sein Vortheil, ungeachtet all seines Aufwandes an Politik und Kriegskunst, oft unwürdig geopfert.

Er diente dem Fanatismus und der Eigenmacht in mancher Ungerechtigkeit zum Werkzeug. Er bewies bei mancher Gelegenheit mehr Eigennutz als Sorge für seine Ehre, die freilich oft durch die Geringfügigkeit der Gegenstände seiner Habsucht mehr ausgesezt wurde als durch diese Leidenschaft selbst, welche so leicht ihren Namen verändern und Ehrgeiz heißen kann. Sein Gewinn in dem fürchterlichen Spiele war ein Gegenstand des Neids, der Mißgunst, der Vorwürfe, und er hatte am Ende so Viel verloren als jeder Fürst in Deutschland. Die müßige, ruhige Spekulation kann nicht leicht eine Möglichkeit erdenken, wie ein weiser Fürst in der Epoche eines allgemeinen Krieges zu handeln hat, die damals nicht von einem oder dem andern in der

Menge von schwachen und unwilligen Streitern erschöpft worden wäre. Aber das Elend war so allgemein und so unvermeidlich, daß Ein abgewehrtes Unheil den Fürsten in jener Zeit so hoch anzurechnen war als in ruhigeren ein beglücktes Land. Wer kann also den Herzog von Baiern tadeln für Das, was er that? Wer kann sagen, was er Besseres zu thun hatte?

Mäßigung und Standhaftigkeit, Liebe zum Frieden und Talent zum Krieg zeichneten im Ganzen Maximilians öffentliche Handlungen aus. Freilich hatten die deutschen Fürsten zu wenig selbstständige Macht, als daß ihre überlegtesten Plane nicht in steter Gefahr gewesen wären, von den Wechseln des Glücks zerstört zu werden. Wer mehr durch den Zufall als durch eigene Thorheit litt, wessen Rathschläge am wenigsten verdarben, wer die Kabinette der großen Mächte gewöhnt hatte, ihn bei ihren Rechnungen nicht auszulassen, wenn auch ein gelungener Zug des einen oder des andern Heeres seinen Wohlstand auf eine unübersehliche Zeit zerrüttete: der war der Größeste und Weiseste unter ihnen. Dieser Ruhm kann dem Herzog von Baiern vielleicht nicht streitig gemacht werden; aber an dem Elend jener Zeit liegt es, daß der Anblick des Weisesten und Größten noch immer mehr traurig als erhebend bleibt. In dem allgemeinen Brand ward es Dem, dessen Haus in Flammen aufging, selten vergönnt, bei sich zu löschen und mit Muße wieder aufzubauen; eine unvermeidliche Nothwendigkeit stieß ihn fort, seines Nachbars Haus anzuzünden. Die Rolle, die Maximilian erwählt hatte, warf dieses Loos auf ihn besonders. Betrachtet man aber dagegen die Verwüstung anderer deutschen Länder, deren Fürsten durch Unentschiedenheit sich zu schützen suchten, so neigt sich die

Wage auf die Seite Dessen, der wenigstens einen Willen behielt und Kraft zum Widerstand oder zur Rache rettete.

Ueberhaupt war die Epoche des dreißigjährigen Krieges arm an eigentlicher Menschengröße. Fälschlich hat man hier die Stimme der Empfindung von der Sache der Vernunft ausschließen wollen; Menschengröße und Menschenglück wandeln nicht so abgesondert, als es die Bewunderer jener Generationen zu glauben scheinen. Gustav Adolph allein fühlte den Krieg als Mensch, beschloß ihn als König und führte ihn als Held. Aber der Krieg zehrte seine kurze Laufbahn auf, und das Schicksal vergönnte der Menschheit den ganzen Anblick seiner Größe nicht. Einen desto unbegränzteren Wirkungskreis ließ es dafür einem Religionseifer, der, hinter bürgerliche Rechte und politische Konstitutionen, hinter wechselseitige Klagen über Eigenthumsverletzungen versteckt, nicht weniger gefährlich, nicht weniger wüthend war; einer Politik, die durch ihre Mittel selbst, Verwirrung und Zerstörung, ihrer Absichten nie sicher blieb; einer Sucht nach Vergrößerung und Unterjochung, die, seitdem sie mehr in den Kabinetten der Fürsten sich fortpflanzte, als in ihrem Geiste aufstieg, die Kennzeichen der Schwäche und Hartnäckigkeit angenommen hatte. Durch diese unnatürlichen Triebfedern wurden freilich übermenschliche Kräfte in Bewegung gesezt, um der tiefen Erschöpfung, dem allgemeinen Lechzen nach Ruhe und Frieden zu trotzen. Große Talente traten auf, um jenem bis zur Konvenienz herabgesunkenen Ehrgeiz zu fröhnen oder zu widerstehen, und in der langwierigen Uebung nahmen sie an Umfang und Stärke beträchtlich zu. Aber so gewiß der Vertrag zwischen den Fürsten und den Völkern nicht Selbstzerstörung zum Zweck hat, so gewiß gebührt der höchsten Anstrengung der Sklaverei

mehr Mitleid als Bewunderung, und durch die Verkettung von entarteten Trieben und Leidenschaften, die diesen Krieg so unnatürlich verlängerten, ging in der Anstrengung selbst überhaupt, und meistens in dem Zweck derselben, die Größe verloren.

Die Geschichte gewinnt bei diesem Gesichtspunkt, was ihre Helden einbüßen; daher wird eine gedrängte Uebersicht von Maximilians Leben unser Nachdenken und unsere Theilnehmung noch erwecken, wenn er selbst auch unserer Bewunderung weniger werth befunden worden ist.

Ein wichtiger Zug in diesem Fürsten ist, daß er den Gefahren einer so zweckwidrigen als sorgfältigen Erziehung entging. Pedanterie und Frömmelei bezeichneten alle Anstalten seines Vaters zur Bildung dieses Sohnes, den er sehr früh zur Regierung bestimmte; sein Panegyrist Adlzreiter führt mit der besten Meinung von der Welt lauter Details von seinen Kinderjahren an, die eine kleinliche, abergläubische und folglich tyrannische Regierung erwarten lassen. In ihm selbst mußte also eine andere Bildung vorgehen, welche ihn die Gewohnheiten der Frömmigkeit von seinen politischen Handlungen sehr wohl absondern lehrte, wo sie nicht gerade damit verbunden bleiben konnten. Der Erzherzog Ferdinand, nachmals Kaiser Ferdinand II., theilte zu Ingolstadt die väterliche Pflege Herzog Wilhelms von Baiern mit Maximilian: glücklich, wenn er seinen Geist von dem Fanatismus nicht mehr hätte unterjochen lassen als sein Mitschüler. Indessen mögen diese zusammen verlebten Jugendjahre mit als ein Grund zu Maximilians thätiger Anhänglichkeit für das österreichische Haus anzusehen seyn, zumal da unter Ferdinands

Nachfolger die Einigkeit zwischen dem Kaiser und seinem ersten Alliirten, Maximilian, zuerst zu wanken anfing.

Wilhelm hatte nun alle Mühe angewandt, seinen Sohn zu dem frömmsten, gelehrtesten und — weisesten Fürsten zu bilden; er hatte ihn verschiedene Reisen thun lassen, unter anderen eine nach Rom, deren Absicht war, die Schwellen der Apostel zu begrüßen, auf welcher aber des Jünglings glücklicher Verstand vielleicht eben so viel zur Vermehrung seiner Staatsklugheit als zur Gründung seines Seelenheils geärntet haben mochte. Entschlossen, den Ueberrest seines Lebens einer frommen Abgeschiedenheit von allen weltlichen Geschäften zu weihen, trat Wilhelm 1596 dem dreiundzwanzigjährigen Maximilian die Regierung seiner Länder ab.

Die Uneinigkeiten und Neckereien zwischen den Religionsparteien, die natürliche Rivalität zwischen den baierischen und pfälzischen Häusern und die aus dem Vorwand der Glaubensverschiedenheit hinzukommende wechselseitige Erbitterung beschäftigte, wenigstens mittelbar, den jungen Herzog von Baiern schon in den ersten Jahren seiner Regierung. Aber die Exekution des einseitigen und parteiischen Urtheilsspruchs gegen die Reichsstadt Donauwörth, die ihm 1607 von dem Kaiser übertragen wurde, war der erste Auftritt, durch welchen Maximilian seine wichtige Rolle bei dem katholischen Religionstheil übernahm. Die Stadt blieb ihm für die Exekutionskosten verpfändet; zum großen Verdruß der Protestanten, aber in einer sehr natürlichen Folge der deutschen Reichsjustiz, welche die Mächtigeren als Schergen gegen die Schwachen aufruft, und die Besoldung für dieses ehrenvolle Amt zu den Prozeßkosten des verlierenden und geschlagenen Theils rechnet; einer Justiz, welche das Faustrecht

der Handlanger der exekutiven Gewalt mit den Mitteln und dem Wesen einer souveränen Macht vereinigt.

Man würde vergebens hier einen hellen Punkt aufsuchen, wo Maximilians Entschlüsse und Thaten reiften und aufgingen, wo seine Motive sich entwickelten. Die protestantische Partei, hier unterdrückt, dort widerrechtlich an sich reißend, war in der That und im Herkommen die schwächere; auch war bei den Angriffen der Reformation mehr Verschiedenheit und Uneinigkeit als bei dem Widerstand des althergebrachten Glaubens, ihre Anhänger hielten weniger zusammen als die Katholiken, denn der Gemeingeist stellt sich nur über verjährte Vorurtheile zur Wache. Formen und Verträge mußten also ersetzen, was dem Wesen der Sache abging; die Union der Protestanten ging der katholischen Ligue voran. Friedrich V., Kurfürst von der Pfalz, war an ihrer Spitze; die erste Stelle bei der katholischen Ligue wurde Maximilians natürlicher Platz.

Das Menschengeschlecht war nun doch so weit erwachsen, daß die politische, mäßigere Anhänglichkeit eines Fürsten wie Maximilian der Sache Roms weit wesentlichere Vortheile bringen konnte als unbedingter Fanatismus. Wäre Ferdinand als Kaiser geblieben, was Maximilian als mächtiger Reichsstand war, so hätte das Reich schwerlich dreißig Jahre geblutet, und schwerlich wäre die Religionengleichheit aufgekommen. Die Geschichte und das Leben geben uns häufig Beispiele von dem Schicksal, das Friedrichs und Maximilians wechselseitiges Verhältniß bestimmte. Jener erlag zeitlebens einer gewissen negativen Superiorität des Herzogs von Baiern und verlor Glück und Ehre an einen Gegner, dessen Stärke hauptsächlich nur in Kälte und Eigennutz bestand. Maximilian hingegen

wußte sich unverrückt in dem Vortheil zu erhalten, in welchen Friedrichs Unstern und Ungeschicklichkeit bei friedlichen Unterhandlungen wie bei offenbarem Krieg ihn sezte. So geschah es, daß Gewalt und Unbilden immer auf Friedrichs Seite blieben, und daß Maximilian, der seine Größe auf dem Verderben dieses unglücklichen Fürsten gründete, jeden Schein von Mäßigung, von Schonung, von redlicher Meinung mit den zweideutigen und darum sicheren Fortschritten seines Ehrgeizes verband.

1617 hatte Friedrich den Herzog von Baiern zu bereden gesucht, dem Erzherzog Ferdinand die Nachfolge im Reiche streitig zu machen; aber Maximilian ließ sich von dem unreifen Vorschlag nicht blenden, er kannte den Kreis besser, in welchem er sich wirklich vergrößern und seine Macht erweitern konnte, und das Verdienst, nach einer Kaiserkrone nicht lüstern gewesen zu seyn, behielt er obendrein. Friedrich übernahm mit der böhmischen Krone ein Loos, dem er nicht gewachsen war; die meisten seiner Bundes- und Glaubensgenossen selbst waren wohl in dem Fall, einen glücklichen Ausgang seiner kühnen Unternehmung zu benutzen, aber nicht durch ihre Unterstützung ihn zu sichern oder auch nur das Strafgericht des bevortheilten rechtmäßigen Eigenthümers abzuwehren, der die baierische Hülfe mit den Ländern und Würden des treulosen Vasallen bezahlte. Auf diese Art wurde Friedrich V. von Maximilian erst wohlmeinend gewarnt, dann ohne Mühe geschlagen und endlich durch Urtheil und Recht geplündert.

Die Kaiserlichen und die Baiern gewannen vereinigt die Schlacht am weißen Berge (1620); aber zur Ehre des Feindes gereicht es nicht, daß die beiden siegenden Theile sich nach der Schlacht einander Fehler vorwarfen, durch

welche sie hätte verloren gehen sollen. Von dem kindischen Wagstück, sich zum Feind einer so entschieden überlegenen Macht aufgeworfen zu haben, trug Friedrich Nichts als den entehrenden Namen des Winterkönigs davon. Aber Maximilian, dem Ferdinand nunmehr den Besitz seiner empörten ober- und unterösterreichischen und böhmischen Länder verdankte, hatte durch die Bedingungen, unter welchen er die Truppen der katholischen Ligue dem Dienst des Kaisers widmete, den Ruhm und den Vortheil erlangt, ein gefährlicher Freund eben dieser Macht zu werden.

Friedrich war so tief gesunken, und die kaiserliche Macht durch seinen Fall selbst so überwiegend geworden, daß die Fürsten, die es am besten mit ihm meinten, sich begnügen mußten, von dem Reichstag zu Regensburg wegzubleiben, wo (1623) seine Kurwürde auf den Herzog von Baiern übertragen wurde. Einigen seiner Verwandten und Mitstände lag es ohnehin näher, mit dem Herzog von Baiern um die schöne Beute zu wetteifern, als dem eigenmächtigen Verfahren des Kaisers zu widerstehen; und der Neid auf Maximilians Glück verschlang die Furcht vor den Gefahren, mit welchen Ferdinands feierlicher Despotismus dem Reiche drohte. Den Herzog von Baiern selbst trifft der Vorwurf dieser Blindheit nicht, denn seine Vergrößerung, die hier mit den Eingriffen der kaiserlichen Gewalt Hand in Hand ging, bildete zugleich ein Gegengewicht für diese Gewalt. Dieser Sinn lag bei seinem Verhältniß mit dem Kaiser stets sehr deutlich in der immer wachen Vorsicht auf seiner und der immer regen Eifersucht auf der österreichischen Seite.

Es war für Maximilian genug, daß er im Reiche selbst und von seinen Mitkurfürsten anerkannt wurde; die

Drohungen fremder Mächte und ihre Bündnisse gegen den Unterdrücker Friedrichs konnten seinen Einfluß nur vergrößern und seine Person, als Anführer der katholischen Ligue, dem österreichischen Hause nothwendiger machen. Durch diese Verwendungen konnte der Krieg allgemeiner und langwieriger werden, aber Friedrichs Lage erleichterten sie nicht, da seine Feinde in Deutschland freies Feld behielten; und während daß sein Interesse zu dem Spiel auswärtiger Kabinette den Namen mit hergab, bot er vergebens zu den nachtheiligsten Friedensvorschlägen die Hände, die ein Kapuziner, Namens Franz de Rota, im Namen Ferdinands und Maximilians ihm gethan hatte, und die jezt, bei einer so günstigen Wendung der Dinge, zugleich mit dem zweideutigen Agenten von beiden Fürsten verläugnet wurden.

Maximilians Rechnung für die Kriegskosten bei der Unterwerfung von Ober- und Unter-Oesterreich betrug dreizehn Millionen Gulden, für welche der Kaiser ihm Ober-Oesterreich verpfändet hatte: aber Friedrich hatte dem Kaiser nach der böhmischen Krone getrachtet; nichts war also natürlicher, als daß seine verfallenen Güter für kaiserliches Eigenthum gelten und die Hypothek einlösen mußten. Die Sache der kaiserlichen Machtvollkommenheit gewann für den Augenblick durch Maximilians Beistand, vorzüglich in einzelnen konstitutionsmäßigen Exekutionen, immer mehr; die Sache der Religion that ebenfalls in den pfälzischen Ländern, die Maximilian statt Ober-Oesterreichs überkam, wunderbare Fortschritte; und Maximilian schlug in der allgemeinen Verwirrung das sicherste Mittel ein, um von einer Macht nicht verschlungen zu werden, die nur

durch den von ihr selbst aufgerufenen Beistand aufgewogen werden konnte.

Maximilians Ehrgeiz hielt mit den Umständen immer so gleichen Schritt, daß es schwer seyn würde, zu bestimmen, wie weit sich jener ausgedehnt hätte, wenn diese noch mehrere und größere Versuchungen ihm dargeboten hätten. Er, ein geborner Fürst, spielte bloß die Rolle, welche die Politik ihm anwies; aber seinen gemessenen Gang störte ein Mann, bei welchem der Trieb des Ehrgeizes viel leidenschaftlicher und unbändiger war, ein Mann, der mit allen seinen Kräften aus seinem Kreise hinaus strebte, und auf den Gräueln seines Zeitalters seine ungeheuern Entwürfe gründete. Wallenstein war Maximilians böser Genius. Auf dem Kurfürstentage zu Regensburg (1630) wurde dieser gefährliche Nebenbuhler zwar entfernt; aber die Gewalt, die er durch Gewalt erworben hatte, konnten keine Hof- und Reichskabalen ihm entreißen; seinen Ruhm vertilgte man nicht, der ihn laut zurückforderte, als Maximilians Feldherr, Tilly, in dem schwedischen Kriege des Sieges entwöhnt wurde, und Gustav Adolph auftrat, dem man nicht Helden genug entgegensetzen konnte. Maximilians Bemühungen, mit der Entlassung Wallensteins und seines Heeres zugleich den Frieden in Deutschland zu bewirken, mochten bei dem Ungewitter, das schon aus Norden herandrohte, die Besorgniß, daß der wachsende Krieg Wallensteins Dienste unentbehrlich machen würde, mit zum Grunde haben. So gelang ihm freilich der erste seiner Entwürfe nur auf eine kurze Zeit, da der andre an der hartnäckigen Rechtgläubigkeit, an dem ungeschickten Uebermuth des kaiserlichen Raths scheiterte; und Wallenstein

erschien wieder, stolzer durch diesen Triumph, und furchtbarer, weil bestimmte Rachsucht ihn entflammte.

Die Entlassung der Wallenstein'schen Truppen und ihres Anführers war freilich durch ihre Art zu subsistiren zum Theil eine Sache der Nation geworden; dann hätte aber Deutschland an Tilly's erweiterter Macht mehr gewinnen müssen, und bei Maximilians eifrigem Antheil an den Klagen des Reichs über die Verwüstungen der Wallenstein'schen Armee hätte Magdeburg und die sächsische Allianz mit Schweden nicht auf die Rechnung der seinigen und seines Feldherrn kommen müssen.

Wallensteins Art zu dienen war für die österreichischen Finanzen sehr einträglich, da seine Truppen im Namen des Kaisers fochten, ohne in seinem Sold zu stehen, sondern von dem Glück ihres Anführers lebten. Tilly's Unfälle und die Fortschritte der Schweden entkräfteten alle Mittel, die Maximilian anwandte, um Wallensteins Wiedereinsetzung (1632) zu verhindern; und bis der Kaiser die Erfahrung machte, was ein so wohlfeiler Heerführer seinen Herrn doch kosten kann, trugen die baierischen Erbländer die volle Strafe für den Haß und die Eifersucht ihres Fürsten.

Gustav Adolph selbst war in Deutschland oft als Feind willkommen, wo die deutschen Truppen und Feldherren als Freunde verflucht wurden; seine Menschlichkeit und sein Edelmuth verläugneten sich auch bei seiner persönlichen Erscheinung in Baiern nicht. Aber nachdem Tilly an seinen Wunden gestorben war, mußte Maximilian mit Wallenstein gemeinschaftlich handeln; und wenn auch jener alte Groll die kriegerischen Operationen des leztern nicht immer zu Maximilians persönlichem Nachtheil

geleitet hätte, so fielen doch jezt in dem Gange des Kriegs die Rücksichten weg, welche Tilly, selbst mit Hintansetzung der gemeinen oder der österreichischen Sache, auf den Vortheil des Fürsten, dem er unmittelbarer angehörte, vielleicht behalten hätte.

In dem System des kaiserlichen Hofes war es natürlicher Weise nicht, sich Maximilians gegen den übermüthigen Generalissimus anzunehmen; und Wallenstein, dessen glücklichem Stern man entweder folgen oder sich von demselben erdrücken lassen mußte, gefiel sich darin, ihn durch seine Anschläge offenbar aufzuopfern und durch sein Betragen ausgesucht zu demüthigen. Treuherzig genug sind die eignen Worte des Kurfürsten, die Adlzreiter aus seinem Munde selbst gehört zu haben erzählt, als er von Nürnbach zurück kam, wo er mit Wallenstein den Schweden gegenüber gestanden hatte: Ego vero, erwiderte er auf die Glückwünsche zu seiner Rückkehr, ego vero a Friedlando bene mortificatus redeo!

Der völlige Untergang des Kurfürsten von Baiern und der katholischen Ligue, auf welcher seine Macht und sein Einfluß gegründet waren, diente dem Herzog von Friedland zugleich als Mittel zu weit größeren Entwürfen. Noch zur rechten Zeit für Ferdinand wurden ihm die Augen geöffnet. Wallenstein fiel 1634, ein Opfer seiner Ehrsucht: aber seine Rache überlebte ihn; denn Maximilian bekam es nicht wieder in seine Gewalt, den Krieg von seinen Erbländern abzuleiten, und die Kräfte, mit welchen er sonst nach dem entschiedenen Uebergewicht in der Politik des deutschen Reichs gestrebt hatte, mußten nun größtentheils zu seiner Vertheidigung, und oft zu seiner Rettung verwandt werden.

Eine Seuche, die 1634 in Baiern so wüthete, daß sie in München allein fünfzehntausend Menschen hingerafft haben soll, nimmt freilich in der Geschichte dieses Fürsten wenig Raum ein; aber sie vollendet ein gewisses Bild von Zerrüttung, das mitten unter der Verwirrung von Kriegsgetümmel und unendlichen Negotiationen in der lezten Hälfte seiner Regierung den Geist beschäftigt.

Friedrich lebte nicht mehr; Ferdinand III. war seinem Vater nachgefolgt; achtzehn mühevolle Jahre waren seit dem berühmten Regensburger Reichstag verflossen, als 1641 für das pfälzische Haus die Unterhandlungen wieder lebhafter angeknüpft wurden, und eben so fruchtlos, an eben den Hindernissen als vorher sich zerschlugen. Je mehr Aufwand aller Art jedem Theile sein besonderes Interesse gekostet hatte, desto hartnäckiger bestand er darauf; und das Blut, das darum geflossen war, bezahlte sich immer mit neuem Blute.

Die zwei lezten Jahre des Kriegs waren für Maximilian reich an Begebenheiten und unvermeidlichen Unglücksfällen. Zur Betreibung des Friedensgeschäfts schien ein vorläufiger Waffenstillstand nothwendig zu seyn; aber von Seiten des Kaisers erhoben sich dabei immer neue Schwierigkeiten, auf deren Beendigung der kaiserliche Hof um so weniger ernstlich bedacht war, als es nur Maximilians Länder waren, die zunächst unter den Folgen der fruchtlos zerschlagenen Unterhandlung leiden mußten. Die fortwährenden Rücksichten der französischen Politik auf den baierischen Hof boten in diesem Verhältniß dem Kurfürsten eine Stütze dar, die er dem Kaiser zum Troz ergreifen konnte. Er that, was er sich und seinem Lande schuldig war, und schloß (1647), hauptsächlich durch französische Vermittelung,

einen abgesonderten Waffenstillstand. Der Kaiser empfand es sehr übel, daß hiedurch der Krieg von Baiern ab in seine Lande geleitet wurde, und schlug alle Mittel ein, seinen Alliirten in ein solches Gedränge zu bringen, daß er wieder zu ihm zurückkehrte. Die kaiserliche Politik spann Verschwörungen unter Maximilians Offizieren an, reizte den Feind zum Mißtrauen und zu neuen Drohungen, ließ es selbst an oberherrlichen Verfügungen gegen den einseitigen Schritt des Kurfürsten nicht fehlen und untermischte dieses ganze Gewebe mit freundschaftlichen Unterhandlungen. Den Vorwürfen des Kaisers, seinen scheinbar rechtlichen Schritten, den Verbrechen seiner eigenen Offiziere, den argwöhnischen Schwierigkeiten der Feinde, sezte Maximilian Muth und Würde entgegen; aber mit seinem mächtigen Bundesgenossen entzweit, und durch die Nothwendigkeit dem Feinde so verdächtig, daß er seines Angriffs immer gewärtig seyn mußte, blieb ihm nichts als die Wahl zwischen Uebeln, deren kleinstes doch war, was von dem Glück der Waffen abhing. Er kündigte den Stillstand auf und vereinigte seine Truppen wieder mit den kaiserlichen.

Die durch Wallenstein in der vereinigten kaiserlich-baierischen Armee ausgestreuten Keime von Parteisucht, von Uneinigkeit, von Verrätherei, gehörten unter die schlimmsten Folgen, die aus dem ehemaligen Verhältniß zwischen diesem Feldherrn und dem ehemaligen Churfürsten von Baiern fortdauerten. So wenig Maximilian sich jezt abgesondert erhalten konnte, so gut wußte er, daß seine Truppen, mit den kaiserlichen verbunden, selten glücklich waren; und er selbst hatte diesen Grund mit angeführt, um den Schweden seine Aufrichtigkeit in der Trennung von dem Kaiser zu belegen.

Eine Versöhnung nach dem offenbaren Bruch war nicht dazu gemacht, mehr Harmonie in die Maßregeln der vereinigten Armee zu bringen. Aber es war der Druck der Nothwendigkeit, unter welchem Maximilian erlag: Baiern mußte dem Feinde Preis gegeben werden, und der ausgebende Krieg (1648) schüttete noch vollends alle seine Schrecken auf das unglückliche Land und den alten Fürsten aus, der vor dem Brand und der Verwüstung mit seinem ganzen Hofe von Stadt zu Stadt flüchtete.

Die berühmten Aequivalente und Satisfactionen des westphälischen Friedens trösteten nunmehr alle Fürsten und Völker für die dreißig Jahre allgemeinen Elendes. Dem siebenundsiebenzigjährigen Maximilian ließ der Tod noch ein paar Jahre Frist, in der ungewohnten Ruhe des Friedens die öde Erschöpfung seines Landes zu betrachten.

Armand Jean du Plessis, Kardinal Herzog von Richelieu *.

„Richelieu's Geburt war glänzend; aus seiner Jugend schon blizten Funken seines Verdienstes hervor. Er zeichnete sich in der Sorbonne aus, und man ward die Kraft

* Richelieu, einer von den seltenen Menschen, welche die Natur mit außerordentlichem Genie und günstige Umstände mit vieler Macht begabt haben, sezte durch seine Politik zur Zeit des dreißigjährigen Krieges beinahe ganz Europa in Bewegung. Er wollte das Ansehen

und die Lebhaftigkeit seines Geistes sehr früh gewahr. Er wußte sich gewöhnlich sehr gut zu entschließen. Er hielt auf sein Wort, wo ein großes Interesse ihn nicht zum Gegentheil zwang; und auch dann vergaß er Nichts, um den Schein der Treue zu retten. Ohne freigebig zu seyn, gab er mehr, als er versprach, und würzte seine Wohlthaten mit bewundernswürdiger Kunst. Den Ruhm liebte er mehr, als die Moral es erlaubt; aber gestehen muß man es, die Rechtmäßigkeit seiner innern Ansprüche ging bei diesem Manne gleichen Schritt mit der sündlichen Uebertreibung, die er sich in dem Ziel seines Ehrgeizes erlaubte. Herz und Geist waren an ihm der Gefahr nicht überlegen, hinter ihr zurück blieben aber beide auch nicht; und man kann sagen, daß er sie durch seine Klugheit öfter abwehrte, als durch seine Standhaftigkeit überwand. Freunde konnten auf ihn rechnen, und selbst beim Publikum wünschte er beliebt zu seyn: auch fehlte es ihm dazu weder an Höflichkeit, noch am Aeußerlichen, noch an andern Eigenschaften, die geschickt sind, diesen Zweck zu erreichen; nur ein gewisses unbestimmbares Etwas ging ihm ab, das hierin ganz vorzüglich erfordert wird. Durch seine Gewalt und seine fürstliche Pracht verdunkelte er die persönliche Majestät des Königs; aber er versah das königliche Amt mit so vieler Würde, daß ein mehr als gemeiner Sinn nöthig war, um das Gute und das Schlimme in diesem Punkt nicht zu verwechseln.

Frankreichs erheben und deßhalb das Haus Oesterreich schwächen. Aus diesem Grunde unterstüzte er die Protestanten in Deutschland, ermunterte Gustav Adolph zum Kriege gegen den Kaiser und half dem Herzog Bernhard von Weimar mit Truppen und Geld. Wegen seines großen Einflusses hat man sein Bildniß der Geschichte dieses Krieges beigefügt.

Niemand hat so richtig als er zwischen dem Guten und dem Bessern, dem Bösen und dem Schlimmern zu unterscheiden gewußt; und Dieß ist eine große Eigenschaft an einem Minister. Er verlor bei den Kleinigkeiten, welche die Einleitung zu großen Dingen machen, zu leicht die Geduld; mit diesem Fehler aber, der von der Erhabenheit des Geistes herrührt, sind immer Kräfte verbunden, die demselben abhelfen. An Religion fehlte es ihm für diese Welt nicht; seine Neigung oder sein Verstand trieben ihn zum Guten, so oft ihn sein Vortheil nicht aufforderte, das Böse zu thun, das er vollkommen kannte, wenn er es that. Er betrachtete den Staat nur für seine Lebenszeit; doch hat nie ein Minister sich so eifrig bemüht, die Menschen glauben zu machen, daß er auf die Zukunft des Staats Bedacht nehme. Kurz wir müssen bekennen, daß seine Laster durch seine erhabene Stelle leicht ein glänzendes Gepräge erhalten konnten, weil sie so beschaffen waren, daß sie großer Tugenden zu Werkzeugen bedurften.

„Ein Mann, der solche Eigenschaften, und von denen selbst, die er nicht besaß, den Schein so täuschend hatte, mußte sich bei der Welt leicht in jener Art von Ehrfurcht erhalten, welche die Verachtung von dem Haß absondert, und in einem Staat, der keine Gesetze mehr hat, auf einige Zeit wenigstens ihren Mangel ersetzt.“ —

Diese kraftvolle und warme Schilderung des Kardinals Richelieu, die wir aus den Mémoires de Retz gezogen haben, überhebt uns um so mehr, von dem öffentlichen Leben dieses außerordentlichen Mannes und von dem Charakter seiner Staatsverwaltung zu sprechen, als unsere weiteren Betrachtungen über diesen Stoff, aus dem Zusammenhang der Weltgeschichte gerissen und in den engen Raum, der

uns hier vorgezeichnet ist, gedrängt, unzulänglich oder dunkel bleiben würden. Auch seine persönlichen Eigenschaften hat der Kardinal Retz hier nur in Verbindung mit seiner glänzenden Regierung aufgestellt; die Immoralität des Despotismus, der Anmaßung, der Selbstsucht, verschwindet bei diesem Gesichtspunkt in der Energie und der Würde, mit welcher der unumschränkte Minister den Scepter seines Herrn geführt hat. Frau von Motteville (Hofdame der Königin Anna von Oesterreich) vergleicht sehr christlich in ihren Memoiren den französischen Staat unter Richelieu's Ministerium mit jenen glücklichen Kindern, die auf Erden eines Wohlstands genießen, den ihre Väter mit ewiger Verdammniß bezahlen müssen. Dieser Vergleich ist schön, das Fromme darin auch beiseite gesezt. Der Edle kennt eine Hölle, die von dem Dogma der Religionen unabhängig ist. In den Zügen von Richelieu's Leben — denn sein Ministerium war nicht sein Leben — die wir hier sammeln werden, wird man den unedlen Mann, den tückischen, grausamen, heuchlerischen Priester, den kriechenden, furchtsamen Höfling, den übermüthigen Parvenü und den unglücklichen Menschen erkennen; man wird sich erinnern, daß er ein großer Staatsmann war, daß mit diesen Künsten Nationen und Könige in Fesseln geschlagen werden, und — einem Jeden sey es dann überlassen, seine Begriffe und Gefühle von Menschenliebe, von Größe und von Tugend, seine sittlichen und politischen Grundsätze zu vermählen und zu ordnen, wie er kann. Wenn es wahr ist, daß die Seele des Malers im treuesten Gemälde sich zugleich mit dem abgebildeten Gegenstand offenbart, so dürfen wir hoffen, daß kein Zweifel übrig bleiben wird, ob Richelieu nicht mehr gewesen seyn würde, wenn er besser gewesen wäre.

Ludwig XIII. war einer von den Fürsten, die durch Unfähigkeit selbst zu herrschen, und durch die stete Furcht beherrscht zu werden, welche die Folge dieser Unfähigkeit ist, zu einer beständigen und schimpflichen Knechtschaft bestimmt sind. Das große Mittel, über ihn und durch ihn Alles zu vermögen, war das einfache Hausmittel, das bei allen schwachen und eigenwilligen Menschen anschlägt: ihre Eifersucht auf ihre Gewalt und ihr Ansehen ohne Unterlaß zu reizen. Die nächsten Eingriffe hatte er von seinen nächsten Verwandten zu besorgen; um die Anmaßungen derselben abzuwenden, warf er sich in die Arme jedes Ehrgeizigen, der zu der gefährlichen Stelle seines Günstlings Lust hatte. Um Nichts zu verlieren, gab er dann Alles weg, und behielt nur die Nothwendigkeit, das Geschöpf seiner eignen Schwäche auch zu hassen.

Sein erster Herr war Concini, den er durch fünf bis sechs vornehme Meuchelmörder aus dem Wege räumen ließ. Jezt bin ich König! rief er aus, nachdem die kühne That glücklich ausgeführt war. Aber selbst zu dieser Grausamkeit war er schon durch einen neuen Günstling verleitet, der bei der Beschäftigung, Vögel für ihn zur Jagd abzurichten, zu den Geheimnissen seiner Schwäche und der französischen Monarchie gekommen war. Concini hatte geglaubt, ihn durch Wohlthaten zu binden; aber Luines war des königlichen Vertrauens zu würdig, um auf halbem Wege stehen zu bleiben. Die Florentinische Partei, an deren Spitze die Königin Mutter, Maria von Medicis, stand, war nun durch Concini's Ermordung am französischen Hofe gestürzt; und es lag weder an Luines Gewissenhaftigkeit, noch an des Königs Tugend, daß Ludwig, der Gerechte genannt, nicht in Nero's Fußtapfen trat.

Richelieu gehörte damals zu dem Anhang Concini's und der Königin: er war noch unwichtig genug, um sich bloß in der allgemeinen Ungnade, welche diese Partei traf, mit begriffen zu finden, und erhielt die Erlaubniß, der verwittweten Königin nach Blois zu folgen. Man fing aber bald an, seinen Einfluß und seine Rathschläge zu fürchten; er mußte daher auf Befehl des Hofs die Königin verlassen und eine Art von Exilium in Avignon aushalten, während dessen er sich damit beschäftigte, theologische Bücher zu schreiben, die nach dem Urtheil der Kenner und der Liebhaber ziemlich schlecht sind.

Er war indessen nicht dazu gemacht, das Opfer der Partei zu werden, in welche sein Vortheil ihn zuerst gezogen hatte. Als die Uneinigkeit zwischen Mutter und Sohn zum bürgerlichen Krieg erwuchs, bot er dem Hofe seine Dienste zu Wiederherstellung des Friedens an. Das unbegränzte Vertrauen, welches die Königin auf ihn sezte, machte ihn dem König und dem Günstling zum willkommensten Werkzeug, um sich mit so wenig Nachtheil als möglich aus einem Handel zu ziehen, bei welchem Nichts zu gewinnen war, als der Unwille aller gesitteten Nationen. Er begab sich, gleichsam aus eignem Antriebe, wieder zur Königin, und wußte sein Verständniß mit dem Hofe vor ihr so geheim zu halten, als es zum Besten seines Auftrags nöthig war. Auf diese Art stiftete er eine Versöhnung, die freilich nicht von langer Dauer seyn konnte, bei welcher er aber seine Absicht, einige Stufen höher zu steigen und festen Fuß am Hofe zu fassen, vollkommen erreichte. Die Königin glaubte ihm die größten Verbindlichkeiten zu haben, und, was noch mehr war, ihre eigene Sucht nach Einfluß trieb sie an, sich mit dem lebhaftesten Eifer für die Vergrößerung eines

Menschen, der ihr besonders angehörte, zu verwenden. So viel Verrätherei bei den verborgenen Diensten, die der Hof selbst an Richelieu zu belohnen hatte, mit untergelaufen war, so viel Falschheit und böser Wille mischte sich eine Zeit lang zu den Schritten, die man äußerlich that, um ihm den versprochenen Kardinalshut in Rom auszuwirken. Der Papst fand sich zwischen den öffentlichen Bewerbungen des französischen Ambassadeurs, und den heimlichen Winken, die er vom Hof erhielt, daß es dem König kein Ernst damit wäre, endlich in einem so seltsamen Gedränge, daß er mit der Verzögerung von Richelieu's Promotion die wahre Absicht des Königs noch immer zu erfüllen glaubte, als, nach einer Heirath zwischen einer Nichte von Richelieu und einem Neffen von Luines, Lezterer schon die vorige Verstellung aufgegeben hatte.

Man sieht, daß Richelieu am Hofe Ludwigs XIII. und seiner Mutter in einer trefflichen Schule war, und er übertraf bald alle seine Meister. Der Priesterstand hüllt den unbändigsten Ehrgeiz in eine gewisse Sicherheit ein, die ihm einen großen Vortheil über jeden weltlichen Ehrgeiz verschafft. Es gibt eine Linie in den verworrenen und traurigen Verhältnissen der Höfe, über welche Furcht und Gewissensfeigheit sich nicht hinaus wagen, so wenig moralischen Werth eine solche Abstinenz von Verbrechen auch hat. Die Kühnheit und die hohe Menschenverachtung eines stärkeren Geistes scheut diese Gränze nicht, und wenn er im Kampfe mit gemeineren Menschen bis dahin getrieben ist, dann hat er meistens gewonnen, und lacht der unmächtigen Flüche. Diese besondere Art von Größe zeigt uns die Geschichte vorzüglich an Priestern; ein Priester mit der Seele eines Cäsars stellt die Schranken der sittlichen Welt zurück, um

seine Eroberungssucht zu sättigen. Wir werden Richelieu's Leben reich finden an diesen furchtbaren Triumphen, und der reine Vorwurf des Undanks, der Verrätherei, des Verbrechens, wird selten an den Großen verdient.

Die Königin erhielt nach Luine's Tod (1621) den Zutritt im Staatsrath; aber Richelieu hatte noch lange gegen die persönliche Abneigung des Königs zu kämpfen. Seine Galanterien machten ihn dem König verhaßt, der aus natürlicher Kälte und Kränklichkeit sehr keusch lebte. Außerdem gehört es mit zu dem ganzen Bilde, das man sich von Richelieu zu machen hat, daß die Kunst, in den Bedürfnissen der Sinne dem Lächerlichen und der Verachtung zu entgehen, seinem Geist überlegen war. Der König sah ihn für einen Verräther an, und ob er es gleich für ihn gewesen war, so hatte er dadurch doch sein Vertrauen verwirkt.

Aber der König war des Hasses zu gewöhnt, und seine Anhänglichkeit sogar war immer zu sehr mit bittern und feindseligen Empfindungen vermischt gewesen, als daß dieser Grund den Kardinal in seiner Laufbahn hätte aufhalten können. Von 1624, da er die lang gesuchte Stelle im Staatsrath einnahm und dabei keine der kleinen Heucheleien und Zierereien unterließ, mit welchen ehrgeizige Priester nicht sowohl die Welt zu täuschen hoffen, als ihrem Stande den gebührenden Zoll abzutragen suchen, bis 1629, da ihn der König zum Principal-Minister seines Staats erklärte, wußte er seine Macht so zu gründen, daß der Haß des Königs, der Großen und des ganzen Reichs sie nicht mehr zu erschüttern vermochte. Dem Mitleiden, der Schonung, der Furcht vor Menschenrechten unzugänglich, fand er sogar in der Feindschaft Aller seine größte Sicherheit,

da Ein Gegner vielleicht ihn hätte stürzen können. Er trieb ganze Rotten von mächtigen Mißvergnügten durch seine Henker auseinander, und brauchte die kleinlichen Ränke der Feigheit, um das Verderben abzuwenden, das ein Beichtvater, eine Hofdame, der unterste Hofbediente ihm im Stillen bereiten mochten. Hiebei muß man zugleich dem König die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er Einsichten genug hatte, um an Richelieu die hohen Talente des Staatsmanns zu erkennen, und von dieser Seite sich an ihn gebunden zu fühlen. Im Kabinet, im Felde sogar, machte Richelieu den Namen des Königs siegen, und unter Allen, die sich in die Gewalt eines schwachen Fürsten einzudrängen strebten, war er doch der Einzige, der ihm wesentliche Vortheile für den Thron dafür zu bieten hatte: Vortheile, gegen welche Ludwigs Verstand doch nicht unempfindlich war.

Dankbarkeit gegen seine Wohlthäterin fand in seinen großen Entwürfen keinen Platz, und die Vergangenheit bewies, daß es ihm nicht schwer werden konnte, dem Vortheil sowohl als der Nothwendigkeit, Ludwigs einziger Herr zu seyn, alle Rücksichten gegen die Königin nachzusetzen. Auch war Maria zu stolz und zu unruhig, um den Mann, der seinen eignen erhabnen Gang ging, ungeneckt zu lassen, und sie war viel zu sehr unter ihm, um seinen Weg aufzuhalten, der nun über sie hin mußte. Sie hatte alle Ansprüche einer Königin, aber um sie geltend zu machen, die Seele des gemeinsten Weibes. Sie durfte den gewaltigen Beherrscher der französischen Monarchie, der einst zu ihren Hausbedienten gehört hatte, in dem Unmuth ihres Herzens mißhandeln; sie hatte die bittere Freude, ihn vor sich kriechen zu sehen, aber als ihr Hochmuth sich vor allen Friedensvorschlägen sträubte, als sie es wagte, ihn an den Rand

des Verderbens zu bringen, da mußte seine Rache sie erdrücken.

Wir finden in einem Tagebuch des Kardinals, über die Uneinigkeiten zwischen ihm und der Königin Mutter, manche Umstände, die uns belehren, daß in den inneren Verhältnissen der Großen viele Dinge wieder vorkommen, von denen wir uns im gemeinen Leben mit Ekel und Verachtung wegwenden. Die Königin ließ einen Wahrsager nach dem andern kommen, um sich das Ende des Kardinals prophezeihen zu lassen; und das Gewicht, das er selbst auf diesen Umstand legt, macht es nicht unwahrscheinlich, was einige Geschichtschreiber von ihm erzählen, daß er sich über das Schicksal seiner Feinde bei Sterndeutern und Wahrsagern auch Raths erholte. Es fällt in das Niedrigkomische, daß die Königin sich zu wiederholten Malen gegen den ganzen Hof und mit der größten Heftigkeit beklagte, der Kardinal suche ihr ihren Leib-Apotheker zu nehmen, um ihr nach dem Leben zu trachten; aber man wird uns verzeihen, daß wir diese Beschwerde einer Königin gegen einen großen Mann nicht mit Stillschweigen übergangen haben.

Der ganze Hof trat in ein Bündniß gegen den harten und grausamen Despoten, der im Namen des Königs regierte; zwei Königinnen, Maria von Medicis, und Ludwigs Gemahlin, Anna von Oesterreich, führten das Komplott an; Gaston, des Königs Bruder, unterstüzte es; der kranke König war von den Thränen und dem Geschrei seiner Mutter unablässig bestürmt; der Kardinal selbst glaubte sich verloren. An dem Tage, wo sein Verderben für entschieden angesehen wurde, wagt er einen kühnen Schritt, drängt sich zu der Königin und ihrem Sohn, bittet, fleht, kniet vor ihr nieder; der König kniet mit ihm; entrüstet durch diese

Erniedrigung, Nichts ausgerichtet zu haben, entfernt er sich, der Kardinal folgt ihm, und in zwei Stunden ist er Herr über das Leben seiner Feinde und über die Freiheit der Königin. Dieser Tag, der 11. November 1630, ist in der französischen Geschichte unter dem Namen la journée des dupes berühmt.

Wer es einmal mit dem Kardinal aufzunehmen wagte, der hätte es müssen auf das Aeußerste treiben; denn kaum dem Untergang entronnen, warf sich dieser rachsüchtige Mann mit gedoppelter Gewalt auf seine gestürzten Feinde. Aber die Gewißheit, verloren zu seyn, wenn er nicht rettete, scheint den Geist seiner Gegner in den entscheidenden Augenblicken mehr verwirrt, als zum äußersten Widerstand aufgemuntert zu haben. Entfernte Beziehungen auf das Komplott, den Minister zu verjagen, wurden, wie bei einer Verschwörung gegen den Staat, als Verbrechen der beleidigten Majestät ausgespäht und blutig geahndet. Wenn die Absicht der Verbündeten gelungen wäre, würde man es freilich auch an der Regierung wahrgenommen haben, daß die Majestät des Throns mehr auf dem Kardinal als auf dem König und seinem ganzen Hause beruhte.

Maria von Medicis, die Mutter des Königs, die Wittwe Heinrichs des Großen, mußte nach einer kurzen Gefangenschaft in das Ausland wandern. Sie wandte sich als Supplikantin an das Parlament, sie unterhielt am Hofe Verständnisse gegen den Kardinal, und mehrere Werkzeuge ihrer unmächtigen Rache endeten am Galgen und auf dem Schaffot ihr Leben. Sie starb endlich 1641 zu Köln, wenige Monate vor dem Kardinal, in der äußersten Dürftigkeit, denn ihre Einkünfte waren kurz nach ihrer Flucht konfiscirt worden.

Anna von Oesterreich blieb als Sklavin des Ministers am Hof ihres Gemahls, da es vielleicht nur an ihr gelegen hätte, den Kardinal zu ihrem Sklaven zu machen. Die Kühnheit, seine Wünsche bis zu einer jungen und schönen Königin erhoben zu haben, würde an Richelieu allenfalls noch zu verzeihen seyn, wenn sein Aeußerliches, mit seinem Stande verbunden, ihn bei einer solchen Unternehmung nicht dem schimpflichen Hohngelächter eines stolzen Weibes bloßgestellt hätte. Er hatte Liebesbriefe gewagt, die in die Hände der Königin Mutter geliefert worden waren; seine mündlichen Erklärungen hatte Anna mit dem ganzen Gewicht ihres Standes zurückgewiesen: hier schüzte ihn nichts vor der entehrenden Rolle eines abgewiesenen alten Wollüstlings, eines nach Verdienst behandelten frechen Unterthans, und seine Macht, seine Würde, der Druck, in welchem er die Königin hielt, das Elend, das Blut sogar vieler Menschen, die sich bloß gegen diese Schwachheit versündigt hatten, machten den Schandfleck heller und unvergänglicher.

Der erste Prinz vom Geblüte, Gaston, irrte lange flüchtig im Reiche umher. Seine Sache war gerecht und glänzend, sein Ehrgeiz so natürlich, daß das Gegentheil an ihm verächtlich gewesen wäre. Auch fehlte es ihm nie an dem Anhange, den diese Umstände und der allgemeine Abscheu gegen Richelieu ihm verschaffen mußten. Aber eine unüberwindliche Feigheit des Geistes — (er hatte persönliche Tapferkeit) — vernichtete alle diese Vortheile. Es war sein beständiges Loos, von seinen Dienern verkauft zu werden und seine Freunde aufzuopfern. Auf keinen seiner Gegner konnte der Kardinal mehr Schmach häufen als auf diesen, denn er kam aus jedem Kampf mit dem Leben und einem neuen Verlust an seiner Ehre davon. Nach jeder Versöhnung

floß das Blut seiner Anhänger in Strömen auf dem Schaffot. Gaston schloß einst nach einem kurzen bürgerlichen Krieg einen Frieden mit seinem Bruder, worin er durch einen besondern Artikel wörtlich versprach, den Kardinal Richelieu zu lieben.

Maria warf dem Kardinal oft vor, daß er weinen könnte, wann er wollte. Aber er begnügte sich nicht, wie es der natürliche Zusammenhang scheinen möchte, durch äußerliche Erniedrigung sich das innere Wesen der Gewalt zu versichern. So tief er auch durch Heuchelei unterzutauchen wußte, so unmäßig war doch seine Sucht, mit den äußeren Zeichen der Gewalt zu prahlen. Man zweifelt hiebei, ob man seine kindische Eitelkeit verachten oder seine kühne Geringschätzung der Menschen, gegen welche er Alles wagte, bewundern soll; aber der große Mann unterläßt um seinetwillen, was er um andrerwillen wagen zu können wüßte. Richelieu beraubte den König sogar seines Hofstaats. Verlassen und allein fing Ludwig XIII. in Saint-Germain Vögel, während daß Richelieu mit seinem Geist, seinem Arm und seiner Feder Schlachten gewann und Städte eroberte; und Ludwig hatte Verstand und Tapferkeit.

Sehr natürlich war es, daß ein so unglücklicher Fürst, und der es durch Schwachheit war, einen Trost darin suchte, Vertraute seines Unmuths und seiner Galle zu haben. Aber so viel Süßigkeit darf man einem König nicht zu Theil werden lassen. Mademoiselle de Hautefort, eine Hofdame der Königin, war lange Zeit seine Vertraute, und die Lästerung selbst sah nie etwas anderes in ihr. Sie war so tugendhaft, daß sie mit der Königin des siechen Mannes spottete, der nach dem einfachen Mitleiden eines menschlichen Wesens rang. Der König wußte es und spann sein

düstres Daseyn fort. Ein heller Augenblick erschien endlich für ihn; er fand an Mademoiselle de la Favette, ebenfalls einer Hofdame der Königin, ein Geschöpf, das ihn anhörte, das rechtschaffen genug war, um ihn nicht zu verrathen, und eingeschränkt genug, um ihn am Ende vielleicht gar zu lieben. Er fing an, menschlich zu empfinden, seine Kälte zerrann mit seiner Bitterkeit vor der stillen Güte, die, von einem Weibe an einem König ausgeübt, leicht zur Zärtlichkeit werden konnte. Sie widerstand dem ersten Schritt, den er je gegen ihr Geschlecht gethan hatte, sie glaubte Recht zu thun, sie glaubte zwei Seelen zu retten, und Ludwig versank wieder in sein königliches Elend. Mademoiselle de la Favette war keine Heldin, aber Richelieu's Sicherheit beruhte so sehr auf der moralischen Gebrechlichkeit Aller, die ihn umgaben, daß ein braves Mädchen und Ludwigs Rückkehr zur Menschheit, die dieses Mädchen bewirkte, ihn mit Recht zittern machte. Ihr Umgang mit dem König, so unschuldig er auch war, so unschuldig, selbst nach ihren Begriffen, er bei Ludwigs scheuer Herzlosigkeit und bei ihrer schlichten Frömmigkeit wahrscheinlich geblieben wäre, wurde auf Anstiften des Kardinals ihrem eignen Gewissen zum Verbrechen gemacht, sie entschloß sich, die Welt zu verlassen, sie ging in ein Kloster; der König weinte heftig, als sie von ihm Abschied nahm. Er besuchte sie nur Einmal in ihrem Kloster; er blieb lange am Gitter geheftet und weinte: Richelieu erfuhr es und bebte von Neuem; der König durfte sie nicht wieder sehen.

Ein neues Ungewitter bereitete er sich selbst, als er dieses abgewendet hatte; aber Gefahr für Gefahr, konnte er freilich diejenige vorziehen, wo kein Schatten von Tugend auf der Seite seiner Gegner war. Um den König über

den Verlust der la Fayette zu trösten, und ihn zugleich von der gefährlichen Sehnsucht nach Empfindung zu entwöhnen, wies ihm der Kardinal einen jungen Menschen, Cinqmars, zum täglichen Umgang an, der die nöthigen Talente hatte, um Ludwig XIII. in seinen Kinderspielen Gesellschaft zu leisten. Cinqmars war im Ganzen zum Günstling eines Königs verdorben; er beklagte sich oft gegen seine Freunde, daß ihm der Geruch von Ludwigs Athem so unerträglich wäre, daß er darum oft gegen ihn unartig würde, und das Herz abgerechnet, gehören für den Hofmann auch stumpfere Organe als für andre Menschen. Indessen war er dem steten Bedürfniß des Königs, seine Galle auszuschütten, so nothwendig, daß dieser sich Alles von ihm gefallen ließ. Der vornehmste Gegenstand seiner Klagen war Richelieu's Uebermuth, und Cinqmars mußte sich dem König durch einen Eid verbinden, daß er dem Kardinal nie etwas wiedersagen würde. Aber bei den Ansprüchen, die Richelieu an Cinqmars zu machen hatte, war diese Rolle für ihn gefährlich, und Niemand fand sich weniger im Stande, ihn zu sichern, als Ludwig. Die kritische Lage wurde bald entschiedner, als der Kardinal sich dem Wunsch des Königs widersezte, seinen Oberstallmeister — Cinqmars war zu dieser Stelle gelangt — im geheimen Conseil zuhören zu lassen. Cinqmars warf sich nun zum Feind des Kardinals auf; die Seele der Verschwörung war, so zu sagen, der König selbst, ungeachtet seine bekannte Schwäche einige andere Triebfedern nothwendig zu machen schien. Aber Dieß eben war der Grund, warum sie mißlang. Die meisten Verschwornen glaubten sich bei dem Antheil, den der Monarch an ihren Planen nahm, der Verschwiegenheit überhoben; der Kardinal entdeckte Alles, unterschied

sehr gut, was ihn retten konnte, und legte dem König die einzelnen Theile der Verschwörung vor, von denen er nicht unterrichtet war, und bei welchen seines Bruders Mitwirkung gegen seine kleine Masse von Regierungskunst anstieß. Richelieu kannte den König zu gut, um ihm auch nur die Beschämung zu ersparen, in einen Entwurf verwickelt gewesen zu seyn, dem geheime Traktaten mit den Feinden des Reichs, den Spaniern, vorher gegangen waren. Ludwig bot zum Unterpfand seiner Treue dem Minister seine Kinder als Geißel an und erhielt seine Verzeihung. Das Schicksal seiner Mitverschwornen ward Richelieu's Henker überlassen.

Cinqmars wurde enthauptet. Der König pflegte ihn cher ami zu nennen; als die Stunde seiner Hinrichtung schlug, zog Ludwig seine Uhr heraus und sagte: cher ami mag jezt wohl eine trübselige Miene machen. Der Liebhaber der guten la Favette hatte seine Natur früh wieder aufgenommen.

Der Kardinal lag in diesem Zeitpunkt an einer tödtlichen Krankheit nieder. Er reis'te die Rhone hinauf von Tarascon nach Lyon, weil er die Bewegung des Wagens nicht mehr vertragen konnte, und nahm den Oberstallmeister nach Lyon, wo er hingerichtet wurde, in einem Fahrzeuge mit, das er an das seinige binden ließ. Auch den König hatte er zur Buße gezwungen, nach Tarascon zu ihm zu kommen; und an dem obigen Bonmot Ludwigs XIII. mochte vielleicht die Furcht und der Wunsch, sich dem Kardinal gefällig zu machen, einigen Antheil haben.

De Thou, ein Freund des Oberstallmeisters, dessen einziges Verbrechen war, ihn nicht verrathen zu haben, wurde mit ihm hingerichtet. Sein Leben und sein Tod machen

den größten Schandfleck des Kardinals. Seine Rechtschaffenheit war allgemein geschäzt, und seine Unschuld war so sonnenklar, daß sie die Rachlust des Kardinals bis zur Dummheit herabsezt.

Wir finden in einer Geschichte des Kardinals Richelieu ein Kapitel, welches überschrieben ist: Milde des Herrn Kardinals gegen seine Feinde, und zum Beweis dient, daß die Niederträchtigkeit der Sklaverei auch den lezten Grad des Unverstandes nicht scheut.

Richelieu und der König fühlten beide den Tod herannahen, aber Jeder weidete sich unterdessen an den Planen, die er auf das frühere Ende des Andern entwarf. Ludwig XIII. wollte — wie er es in seinem siebenzehnten Jahre, nach Concini's Ermordung, schon gewollt hatte — endlich einmal regieren. Der Kardinal brütete darüber, nach dem Tod des Königs Regent des Reichs zu werden. Aber er starb (den 4. December 1642) einige Monate vor dem König.

Sein Tod war im Ganzen sehr erbaulich. Aber als sein Beichtvater ihm die Pflicht vorstellte, seinen Feinden zu verzeihen, antwortete er, daß er keine anderen gehabt hätte, als die Feinde des Staats. Diese riesenmäßige Verwechselung war von einer Seite nicht unwahr, und außerdem war die Rede davon, Feinden zu verzeihen, an denen er sich schon gerächt hatte. Zu diesen frommen Versöhnungen auf dem Todtenbette versteht man sich leichter gegen glückliche Feinde.

Der Papst Urban VIII. sagte bei Richelieu's Tode: Wenn ein Gott ist, so wird er's entgelten, ist aber keiner, so war es wahrlich ein tüchtiger Mann! Für einen niedrigern Geistlichen wäre der Einfall freilich etwas stark gewesen.

Der Kardinal Richelieu war auch nebenher ein schlechter Dichter, und er wurde Minister, wenn man seine Verse schlecht fand. Er beschüzte daher seine Brüder in Apollo und verfolgte das Genie.

Als der Czar Peter der Große in Paris war, umarmte er die Bildsäule des Kardinals Richelieu und sagte diese Worte: „Lebtest du noch, ich würde dir eine Hälfte meines Reichs geben, damit du mir die andere regieren hälfest!“ Es würde dann wahrscheinlich sehr darauf angekommen seyn, welcher von beiden sein Leben und das ganze Reich behalten hätte.

Philosophische Unterhaltungen.

(Aus dem Geisterseher.)

Was hat denn die wohlthätigen Empfindungen verdrängt, die einst der Genuß und die Richtschnur Ihres Lebens waren? Saaten für die Zukunft zu pflanzen, einer hohen ewigen Ordnung zu dienen — „Dienen! Dienen gewiß, so gewiß als der unbedeutendste Mauerstein der Symmetrie des Palastes, die auf ihm ruhet! Aber auch als ein mitgefragtes, mitgenießendes Wesen? Lieblicher, gutherziger Wahn des Menschen! Deine Kräfte willst du ihr widmen? Kannst du sie ihr denn weigern? Was du bist und was du besitzest, bist du ja nur, besitzest du nur für sie. Hast du gegeben, was du geben kannst, und was du allein ihr geben konntest, so bist du

auch nicht mehr, deine Gebrechlichkeit spricht dir das Urtheil, und sie ist es auch, die es vollziehet. Aber wer ist denn diese Natur, diese Ordnung, wider welche ich klage? Immerhin! Möchte sie, wie der Griechen Saturn, ihre eigenen Kinder verzehren, wäre sie selbst nur, überlebte sie auch nur die vergangene Sekunde! — Ein unermeßlicher Baum, steht sie da im unermeßlichen Raume. Die Weisheit und die Tugend ganzer Generationen rinnen wie Säfte in seinen Röhren, Jahrtausende und die Nationen, die darin Geräusch machten, fallen wie welke Blüthen, wie verdorrte Blätter von seinen Zweigen, die er mit innerer unvergänglicher Zeugungskraft aus dem Stamme treibt. Kannst du von ihr verlangen, was sie selbst nicht besitzet? Du, eine Furche, die der Wind in die Meeresfläche bläst, deines Daseyns Spur darin zu sichern verlangen?"

Diese trostlose Behauptung widerlegt schon die Weltgeschichte. Die Namen Lykurg, Sokrates, Aristides haben ihre Werke überdauert.

„Und der nützliche Mann, der den Pflug zusammensezte — wie hieß der? Trauen Sie einer Belohnerin, die nicht gerecht ist? Sie leben in der Geschichte, wie Mumien in Balsam, um mit ihrer Geschichte etwas später zu vergehen."

Und dieser Trieb zur ewigen Fortdauer? Kann oder darf ihre Nothwendigkeit verschwinden? Dürfte in der Kraft Etwas seyn, dem Nichts in der Wirkung entspräche?

„O in dieser Wirkung eben liegt Alles. Verschwinden? Steigt nicht auch der Wasserstrahl in der Cascade mit einer Kraft in die Höhe, die ihn durch einen unendlichen Raum schleudern könnte? Aber schon im ersten Moment seines Aufsprunges zieht die Schwerkraft an ihm, drücken tausend Luftsäulen auf ihn, die ihn, früher oder später, in einem

höhern oder niedrigern Bogen zur mütterlichen Erde zurücktreiben. Um so spät zu fallen, mußte er mit dieser üppigen Kraft aufsteigen — gerade eine elastische Kraft, wie der Trieb zur Unsterblichkeit, gehörte dazu, wenn sich die Menschenerscheinung gegen die herandrückende Nothwendigkeit Raum machen sollte. Ich gebe mich überwunden, liebster Freund, wenn Sie mir darthun, daß dieser Trieb zur Unsterblichkeit im Menschen nicht eben so vollkommen mit dem zeitlichen Zweck seines Daseyns aufgehe, als seine sinnlichsten Triebe. Freilich verführt uns unser Stolz, Kräfte, die wir nur für, nur durch die Nothwendigkeit haben, gegen sie selbst anzuwenden; aber hätten wir wohl diesen Stolz, wenn sie nicht auch von ihm Vortheile zöge? Wäre sie ein vernünftiges Wesen, sie müßte sich unserer Philosophien ungefähr eben so freuen, wie sich ein weiser Feldherr an dem Muthwillen seiner kriegerischen Jugend ergötzet, der ihm Helden im Gefechte verspricht."

Der Gedanke diente nur der Bewegung? Das Ganze wäre todt und die Theile lebten? Der Zweck wäre so gemein, und die Mittel so edel?

„Zweck überhaupt hätten wir nie sagen sollen. Um in Ihre Vorstellungsart einzutreten, entlehne ich diesen Begriff von der moralischen Welt, weil wir hier gewohnt sind, die Folgen einer Handlung ihren Zweck zu nennen. In der Seele selbst geht zwar der Zweck dem Mittel voran; wenn ihre inneren Wirkungen aber in äußere übergehen, so kehrt sich diese Ordnung um, und das Mittel verhält sich zu dem Zwecke wie die Ursache zu ihrer Wirkung. In diesem lezten Sinne durfte ich mich uneigentlich dieses Ausdruckes bedienen, der aber auf unsere jetzige Untersuchung keinen störenden Einfluß haben darf. Setzen Sie statt Mittel und

Zweck: Ursache und Wirkung — wo bleibt der Unterschied von Gemein und Edel? Was kann an der Ursache edel seyn, als daß sie ihre Wirkung erfüllt? Edel und Gemein bezeichnen nur das Verhältniß, in welchem ein Gegenstand gegen ein gewisses Prinzipium in unserer Seele steht — es ist also ein Begriff, der nur innerhalb unserer Seele, nicht außerhalb derselben anzuwenden ist. Sehen Sie aber, wie Sie schon als erwiesen annehmen, was wir erst durch unsere Schlüsse herausbringen sollen? Warum anders nennen Sie den Gedanken im Gegensatz von der Bewegung edel, als weil Sie das denkende Wesen schon als den Mittelpunkt voraussetzen, dem Sie die Folgenreihe der Dinge unterordnen? Treten Sie in meine Gedankenreihe, so wird diese Rangordnung verschwinden; der Gedanke ist Wirkung und Ursache der Bewegung, und ein Glied der Nothwendigkeit, wie der Pulsschlag, der ihn begleitet.

Nimmermehr werden Sie diesen paradoxen unnatürlichen Satz durchsetzen. Beinahe überall können wir mit unserm Verstande den Zweck der physischen Natur bis in den Menschen verfolgen. Wo sehen wir sie auch nur Einmal diese Ordnung umkehren und den Zweck des Menschen der physischen Welt unterwerfen? Und wie wollen Sie diese auswärtige Bestimmung mit dem Glückseligkeitstriebe vereinigen, der alle seine Bestrebungen einwärts gegen ihn selbst richtet?

„Lassen Sie uns doch versuchen. Um mich kürzer zu fassen, muß ich mich wieder Ihrer Sprache bedienen. Setzen wir also, daß moralische Erscheinungen nöthig waren, wie Licht und Schall nöthig waren, so mußten Wesen vorhanden seyn, die diesem besondern Geschäfte zugebildet waren, so wie Aether und Luft gerade so und nicht anders beschaffen

seyn mußten, um derjenigen Anzahl von Schwingungen fähig zu seyn, die uns die Vorstellung von Farbe und Wohlklang geben. Es mußten also Wesen existiren, die sich selbst in Bewegung setzen, weil die moralische Erscheinung auf der Freiheit beruhet: was also bei der Luft und dem Aether, bei dem Mineral und der Pflanze die ursprüngliche Form leistet, mußte hier von einem innern Prinzipium erhalten werden, gegen welches sich die Beweggründe oder die bewegenden Kräfte dieses Wesens ungefähr eben so verhielten, als die bewegenden Kräfte der Pflanze gegen den beständigen Typus ihres Baues. Wie sie das bloß organische Wesen durch eine unveränderliche Mechanik lenkt, so mußte sie das denkendempfindende Wesen durch Schmerz und Vergnügen bewegen."

Ganz richtig.

„Wir sehen sie also in der moralischen Welt ihre bisherige Ordnung verlassen, ja sogar mit sich selbst in einen anscheinenden Streit gerathen. In jedem moralischen Wesen legt sie ein neues Centrum an, einen Staat im Staate, gleichsam als hätte sie ihren allgemeinen Zweck ganz aus den Augen verloren. Gegen dieses Centrum müssen sich alle Thätigkeiten dieses Wesens mit einem Zwange neigen, wie sie ihn in der physischen Welt durch die Schwerkraft ausübt. Dieses Wesen ist auf die Art in sich selbst gegründet, ein wahres und wirkliches Ganze, durch diesen Fall zu seinem Centrum dazu gebildet, eben so wie der Planet der Erde durch die Schwerkraft zur Kugel ward und als Kugel fortdauert. Bis hieher scheint sie sich selbst ganz vergessen zu haben.

„Aber wir haben gehört, daß dieses Wesen nur vorhanden ist, um die moralischen Erscheinungen hervorzubringen, deren

sie bedurfte; die Freiheit dieses Wesens, oder sein Vermögen sich selbst zu bewegen, mußte also dem Zweck unterworfen werden, zu welchem sie es bestimmte. Wollte sie also über die Wirkungen Meister bleiben, die es leistete, so mußte sie sich des Prinzipiums bemächtigen, wornach sich das moralische Wesen beweget. Was konnte sie daher anderes thun, als ihren Zweck mit diesem Wesen an das Prinzipium anschließen, wodurch es regiert wird, oder mit anderen Worten, seine zweckmäßige Thätigkeit zur nothwendigen Bedingung seiner Glückseligkeit machen?“

Das begreif ich.

„Erfüllt also das moralische Wesen die Bedingungen seiner Glückseligkeit, so tritt es eben dadurch in den Plan der Natur ein, dem es durch diesen abgesonderten Plan entzogen zu seyn schien, ebenso wie der Erdkörper durch den Fall seiner Theile zu ihrem Centrum fähig gemacht wird, die Ekliptik zu beschreiben. Durch Schmerz und Vergnügen erfährt also das moralische Wesen jedesmal nur die Verhältnisse seines gegenwärtigen Zustandes zu dem Zustande seiner höchsten Vollkommenheit, welcher einerlei ist mit dem Zwecke der Natur. Diesen Weiser hat und bedarf das organische Wesen nicht, weil es sich durch sich selbst dem Zustand seiner Vollkommenheit weder nähern noch von ihm entfernen kann. Jenes also hat vor diesem den Genuß seiner Vollkommenheit, d. i. Glückseligkeit voraus, mit dieser aber auch die Warnung, wenn es davon abweicht, oder das Leiden. Hätte eine elastische Kugel das Bewußtseyn ihres Zustandes, so würde der Fingerdruck, der ihr eine flache Form aufdrückt, sie schmerzen, so würde sie mit einem Gefühle von Wollust zu ihrer schönsten Rundung zurückkehren.“

Ihre elastische Kraft dient ihr statt jenes Gefühles.

„Aber eben so wenig Aehnlichkeit die schnelle Bewegung, die wir Feuer nennen, mit der Empfindung des Brennens, oder die kubische Form eines Salzes mit seinem bittern Geschmacke hat, eben so wenig Aehnlichkeit hat das Gefühl, das wir Glückseligkeit nennen, mit dem Zustand unsrer innern Vollkommenheit, den es begleitet, oder mit dem Zweck der Natur, dem es dienet. Beide, möchte man sagen, seyen durch eine eben so willkürliche Koexistenz mit einander verbunden, wie der Lorbeerkranz mit einem Siege, wie ein Brandmal mit einer ehrlosen Handlung."

So scheint es.

„Der Mensch also brauchte kein Mitwisser des Zwecks zu seyn, den die Natur durch ihn ausführt. Möchte er immerhin von keinem andern Prinzipium wissen, als dem, wodurch er in seiner kleinen Welt sich regiert; möchte er sogar im lieblichen, selbstgefälligen Wahn die Verhältnisse dieser seiner kleinen Welt der großen Natur als Gesetze unterlegen — dadurch, daß er seiner Struktur dienet, sind ihre Zwecke mit ihm gesichert."

Und kann Etwas vortrefflicher seyn, als daß alle Theile des großen Ganzen nur dadurch den Zweck der Natur befördern, daß sie ihrem eignen getreu bleiben, daß sie nicht zu der Harmonie beitragen wollen, dürfen, sondern daß sie es müssen. Diese Vorstellung ist so schön, so hinreißend, daß man schon dadurch allein bewogen wird —

„sie einem Geiste zu gönnen, wollen Sie sagen? weil der selbstsüchtige Mensch seinem Geschlechte gern alles Gute und Schöne zutragen möchte, weil er den Schöpfer so gern in seiner Familie haben möchte. Geben Sie dem Krystalle das Vermögen der Vorstellung, sein höchster Weltplan wird Krystallisation, seine Gottheit die schönste Form von Krystall

seyn. Und müßte Dieß nicht so seyn? Hielte nicht jede einzelne Wasserkugel so getreu und fest an ihrem Mittelpunkte, so würde sich nie ein Weltmeer bewegt haben."

Aber wissen Sie auch, gnädigster Prinz, daß Sie bisher nur gegen sich selbst bewiesen haben? Wenn es wahr ist, wie Sie sagen, daß der Mensch nicht aus seinem Mittelpunkte weichen kann, woher Ihre eigene Anmaßung, den Gang der Natur zu bestimmen? Wie können Sie es denn unternehmen, die Regel festsetzen zu wollen, nach der sie handelt?

„Nichts weniger. Ich bestimme Nichts, ich nehme ja nur hinweg, was die Menschen mit ihr verwechselt haben, was sie aus ihrer eignen Brust genommen und durch prahlerische Titel aufgeschmückt haben."

* * *

Ich konnte das Gespräch noch nicht abgebrochen sehen.

Gnädigster Prinz, fing ich von Neuem an, hab' ich Sie auch recht verstanden? Der lezte Zweck des Menschen ist nicht im Menschen, sondern außer ihm? Er ist nur um seiner Folgen willen vorhanden.

„Lassen Sie uns diesen Ausdruck vermeiden, der uns irre führt. Sagen Sie, er ist da, weil die Ursachen seines Daseyns da waren, und weil seine Wirkungen existiren, oder, was eben so viel sagt, weil die Ursachen, die ihm vorhergingen, eine Wirkung haben mußten, und die Wirkungen, die er hervorbringt, eine Ursache haben müssen."

Wenn ich ihm also einen Werth beilegen will, so kann ich diesen nur nach der Menge und Wichtigkeit der Wirkungen abwägen, deren Ursache er ist?

„Nach der Menge seiner Wirkungen. Wichtig nennen wir eine Wirkung bloß, weil sie eine größere Menge von Wirkungen nach sich zieht. Der Mensch hat keinen andern Werth als seine Wirkungen.“

Derjenige Mensch also, in welchem der Grund mehrerer Wirkungen enthalten ist, wäre der vortrefflichere Mensch?

„Unwidersprechlich.“

Wie? So ist zwischen dem Guten und Schlimmen kein Unterschied mehr! So ist die moralische Schönheit verloren!

„Das fürcht' ich nicht. Wäre Das, so wollte ich sogleich gegen Sie verloren geben. Das Gefühl des moralischen Unterschiedes ist mir eine weit wichtigere Instanz als meine Vernunft — und nur alsdann fing ich an, an die leztere zu glauben, da ich sie mit jenem unvertilgbaren Gefühle übereinstimmend fand. Ihre Moralität bedarf einer Stütze, die meinige ruht auf ihrer eigenen Achse.“

Lehrt uns nicht die Erfahrung, daß oft die wichtigsten Rollen durch die mittelmäßigsten Spieler gespielt werden, daß die Natur die heilsamsten Revolutionen durch die schändlichsten Subjekte vollbringt. Ein Mahomed, ein Attila, ein Aurangzeb sind so wirksame Diener des Universums, als Gewitter, Erdbeben, Vulkane kostbare Werkzeuge der physischen Natur. Ein Despot auf dem Thron, der jede Stunde seiner Regierung mit Blut und Elend bezeichnet, wäre also ein weit würdigeres Glied Ihrer Schöpfung als der Feldbauer in seinen Ländern, weil er ein wirksameres ist — ja was das Traurigste ist, er wäre eben durch Das vortrefflicher, was ihn zum Gegenstande unsers Abscheues macht, durch die größere Summe seiner Thaten, die alle fluchwürdig sind — er hätte in eben dem Grade einen

größern Anspruch auf den Namen eines vortrefflichen Menschen, als er unter die Menschheit herabsinkt. Laster und Tugend —

„Sehen Sie," rief der Prinz mit Verdruß, „wie Sie sich von der Oberfläche hintergehen lassen, und wie leicht Sie mir gewonnen geben! Wie können Sie behaupten, daß ein verwüstendes Leben ein thätiges Leben sey? Der Despot ist das unnützlichste Geschöpf in seinen Staaten, weil er durch Furcht und Sorge die thätigsten Kräfte bindet und die schöpferische Freude erstickt. Sein ganzes Daseyn ist eine fürchterliche Negative; und wenn er gar an das edelste, heiligste Leben greift und die Freiheit des Denkens zerstört — hunderttausend thätige Menschen ersetzen in einem Jahrhunderte nicht, was ein Hildebrand, ein Philipp von Spanien in wenigen Jahren verwüsteten. Wie können Sie diese Geschöpfe und Schöpfer der Verwesung durch Vergleichung mit jenen wohlthätigen Werkzeugen des Lebens und der Fruchtbarkeit ehren!"

Ich gestehe die Schwäche meines Einwurfs — aber setzen wir anstatt eines Philipps einen Peter den Großen auf den Thron, so können Sie doch nicht läugnen, daß dieser in seiner Monarchie wirksamer sey als der Privatmann bei dem nämlichen Maß von Kräften und aller Thätigkeit, deren er fähig ist. Das Glück ist es also doch, was Ihrem Systeme die Grade der Vortrefflichkeit bestimmt, weil es die Gelegenheiten zum Wirken vertheilt!

„Der Thron wäre also nach Ihrer Meinung vorzugsweise eine solche Gelegenheit? Sagen Sie mir doch — wenn der König regiert, was thut der Philosoph in seinen Reichen?"

Er denkt.

„Und was thut der König, wenn er regiert?"

Er denkt.

„Und wenn der wachsame Philosoph schläft, was thut der wachsame König?"

Er schläft.

„Nehmen Sie zwei brennende Kerzen, eine davon stehe in einer Bauernstube, die andere soll in einem prächtigen Saale einer fröhlichen Gesellschaft leuchten. Was werden sie beide?"

Sie werden leuchten.

„Aber eben Das spricht für mich — Beide Kerzen, nehmen wir an, brennen gleich lang und gleich helle, und verwechselte man ihre Bestimmung, so würde Niemand einen Unterschied merken. Warum soll die eine darum vortrefflicher seyn, weil der Zufall sie begünstigte, in einem glänzenden Saale Pracht und Schönheit zu zeigen? warum soll die andere schlechter seyn, weil der Zufall sie dazu verdammte, in einer Bauernhütte Armuth und Kummer sichtbar zu machen? Und doch folgte Dieß nothwendig aus Ihrer Behauptung."

„Beide sind gleich vortrefflich, aber beide haben auch gleichviel geleistet."

Wie ist Das möglich? Da die in dem weiten Saale so viel mehr Licht ausgegossen hat als die andere? Da sie so viel mehr Vergnügen verbreitet hat als die andere?

„Erwägen Sie nur, daß hier nur von der ersten Wirkung die Rede ist, nicht von der ganzen Kette. Nur die nächstfolgende Wirkung gehört der nächstvorhergegangenen Ursache; nur so viele Theile der Lichtmaterie, als sie unmittelbar berührte, sezte die brennende Kerze in Schwung. Und was sollte nun die eine vor der andern voraus haben? Können Sie aus einem jeden Centralpunkte nicht gleichviel

Strahlen ziehen? Eben so viel aus Ihrem Augenstern als aus dem Mittelpunkt der Erde? Entwöhnen Sie sich doch, die großen Massen, die der Verstand nur als solche Ganze zusammenfaßt, in der wirklichen Welt auch als solche existirende Ganze vorauszusetzen. Der Feuerfunke, der in ein Pulvermagazin fällt, einen Thurm in die Luft sprengt und hundert Häuser verschüttet, hat darum doch nur ein einziges Körnchen gezündet."

Sehr gut, aber —

„Wenden wir Dieses auf moralische Handlungen an. Wir gehen spazieren, und zwei Bettler sollen uns begegnen. Ich gebe dem einen ein Stück Geld, Sie dem andern ein gleiches; der meinige betrinkt sich von dem Gelde und begeht in diesem Zustand eine Mordthat, der Ihrige kauft einem sterbenden Vater eine Stärkung und fristet ihm damit das Leben. Ich hätte also durch eben die Handlung, wodurch Sie Leben gaben, Leben geraubt? — Nichts weniger. Die Wirkung meiner That hörte mit ihrer Unmittelbarkeit so wie die Ihrige auf, meine Wirkung zu seyn."

Wenn aber mein Verstand diese Folgenreihe übersieht, und nur diese Uebersicht mich zu der That bestimmt — wenn ich dem Bettler dieses Geld gab, um einem sterbenden Vater das Leben damit zu fristen, so sind doch alle diese Folgen mein, wenn sie so eintreffen, wie ich sie mir dachte.

„Nichts weniger. Vergessen Sie nur nie, daß Eine Ursache nur Eine Wirkung haben kann. Die ganze Wirkung, die Sie hervorbrachten, war, das Geldstück aus ihrer Hand in die Hand des Bettlers zu bringen. Dieß ist von dieser ganzen langen Kette von Wirkungen die einzige, die auf Ihre Rechnung kommt. Die Arznei wirkte als Arznei u. s. f. — Sie scheinen verwundert. Sie glauben, daß ich Paradoxen

behaupte, ein einziges Wort könnte uns vielleicht mit einander verständigen, aber wir wollen es lieber durch unsere Schlüsse finden."

Aus dem Bisherigen, sehe ich wohl, folgt, daß eine gute That an ihrer schlimmen Wirkung nicht Schuld ist, und eine schlimme That nicht an ihrer vortrefflichen. Aber zugleich folgt auch daraus, daß weder die gute an ihrer guten Wirkung, noch die schlimme an ihrer schlimmen Schuld ist, und daß also beide in ihren Wirkungen ganz gleich sind. — Sie müßten denn die seltenen Fälle ausnehmen wollen, wo die unmittelbare Wirkung zugleich auch die abgezweckte ist.

„Eine solche unmittelbare gibt es gar nicht, denn zwischen jede Wirkung, die der Mensch außer sich hervorbringt, und deren innere Ursache, oder den Willen, wird sich eine Reihe gleichgültiger einschieben, wenn es auch Nichts als Muskularbewegung wäre. Sagen Sie also dreist, daß beide in ihren Wirkungen durchaus moralisch einerlei, d. i. gleichgültig sind. —

„Und wer wird Dieses läugnen wollen? Der Dolchstich, der das Leben eines Heinrichs IV. und eines Domitians endigt, sind beide ganz die nämliche Handlung."

Recht, aber die Motive —

„Die Motive also bestimmen die moralische Handlung. Und woraus bestehen die Motive?"

Aus Vorstellungen.

„Und was nennen Sie Vorstellungen?"

Innere Handlungen oder Thätigkeiten des denkenden Wesens, die äußeren Thätigkeiten korrespondiren.

„Eine moralische Handlung ist also eine Folge innerer Thätigkeiten, welche äußeren Veränderungen korrespondiren?"

Ganz richtig.

„Wenn ich also sage, die Begebenheit A, B, C ist eine moralische Handlung, so heißt Dieß so viel, als der Reihe äußerer Veränderungen, welche diese Begebenheit A, B, C ausmachen, ist eine Reihe innerer Veränderungen a, b, c vorhergegangen.“

So ist es.

„Die Handlungen a, b, c waren also bereits beschlossen, als die Handlungen A, B, C anfingen?“

Nothwendig.

Wenn also A, B, C auch nicht angefangen hätte, so wäre a, b, c darum nicht weniger gewesen. War nun die Moralität in a, b, c enthalten, so blieb sie auch, wenn wir A, B, C ganz vertilgen.“

Ich verstehe Sie, gnädigster Herr — und so wäre Dasjenige, was ich für das erste Glied in der Kette gehalten, das lezte darin gewesen. Als ich dem Bettler das Geld gab, war meine moralische Handlung schon ganz vorbei, schon ihr ganzer Werth oder Unwerth entschieden.

„So mein' ich's. Trafen die Folgen ein, wie Sie sie dachten, d. i. folgte A, B, C auf a, b, c, so war es Nichts weiter als eine gelungene gute Handlung. In diesem äußern Strome hat der Mensch Nichts mehr zu sagen, ihm gehört Nichts als seine eigene Seele. Sie sehen daraus aufs Neue, daß der Monarch Nichts dem Privatmann voraus hat, denn auch er ist so wenig Herr jenes Stroms als dieser; auch bei ihm ist das ganze Gebiet seiner Wirksamkeit bloß innerhalb seiner eigenen Seele.“

Aber dadurch wird Nichts verändert, gnädigster Herr; denn auch die böse Handlung hat ihre Motive wie die gute, d. i. ihre inneren Thätigkeiten, und nur um dieser Motive

willen nennen wir sie ja böse. Setzen Sie also den Zweck und den Werth des Menschen in die Summe seiner Thätigkeiten, so sehe ich immer noch nicht, wie Sie die Moralität aus seinem Zwecke herausbringen, und meine vorigen Einwürfe kehren zurück.

„Lassen Sie uns hören. Schlimm oder Gut, sind wir übereingekommen, seyen Prädikate, die eine Handlung erst in der Seele erlangen.“

Das ist erwiesen.

„Lassen wir also zwischen die äußere Welt und das denkende Wesen eine Scheidewand fallen, so erscheint uns die nämliche Handlung außerhalb derselben gleichgültig, innerhalb derselben nennen wir sie schlimm oder gut.“

Richtig.

Moralität ist also eine Beziehung, die nur innerhalb der Seele, außer ihr nie gedacht werden kann, so wie z. B. die Ehre eine Beziehung ist, die dem Menschen nur innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft zukommen kann.“

Ganz recht.

„Sobald wir uns eine Handlung als in der Seele vorhanden denken, so erscheint sie uns als die Bürgerin einer ganz andern Welt, und nach ganz andern Gesetzen müssen wir sie richten. Sie gehört einem eigenen Ganzen zu, das seinen Mittelpunkt in sich selbst hat, aus welchem Alles fließt, was es gibt, gegen welchen Alles strömt, was es empfängt. Dieser Mittelpunkt oder dieses Principium ist, wie wir vorhin übereingekommen sind, nichts Anders als der inwohnende Trieb, alle seine Kräfte zum Wirken zu bringen, oder was eben soviel sagt, zur höchsten Kundmachung seiner Existenz zu gelangen. In diesen Zustand setzen wir die Vollkommenheit des moralischen Wesens, so wie wir

eine Uhr vollkommen nennen, wenn alle Theile, woraus der Künstler sie zusammensezte, der Wirkung entsprechen, um derenwillen er sie zusammensezte, wie wir ein musikalisches Instrument vollkommen nennen, wenn alle Theile desselben an seiner höchsten Wirkung den höchsten Antheil nehmen, dessen sie fähig und um dessenwillen sie vereinigt sind. Das Verhältniß nun, in welchem die Thätigkeiten des moralischen Wesens zu diesem Principium stehen, bezeichnen wir mit dem Namen der Moralität; und eine Handlung ist moralisch gut oder moralisch böse, je nachdem sie sich jenem nähert oder von ihm entfernt, es befördert oder hindert. Sind wir darüber einig?"

Vollkommen.

„Da nun jenes Principium kein anderes ist, als die vollständigste Thätigkeit aller Kräfte im Menschen, so ist eine gute Handlung, wobei mehr Kräfte thätig waren, eine schlimme, wobei weniger thätig waren?"

Hier, gnädigster Herr, lassen Sie uns inne halten. Diesem nach käme eine kleine Wohlthat, die ich reiche, in der moralischen Rangordnung sehr tief unter das jahrelange Komplott der Bartholomäusnacht zu stehen, oder die Verschwörung des Cueva gegen Venedig.

Der Prinz verlor hier die Geduld. „Wann werd' ich Ihnen doch begreiflich machen können," fing er an, „daß die Natur kein Ganzes kenne? Stellen Sie zusammen, was zusammen gehört. War jenes Komplott eine Handlung, oder nicht vielmehr eine Kette von hunderttausenden? — und von hunderttausend mangelhaften, gegen welche ihre kleine Wohlthat noch immer im Vortheile stehet. Der Trieb der Menschenliebe schlief bei allen, der bei der Ihrigen thätig war. Aber wir kommen ab. Wo blieb ich?"

Eine gute Handlung sey, wobei mehr Kräfte thätig waren, und umgekehrt.

„Und dadurch also, daß weniger Kräfte bei ihr thätig waren, wird eine schlimme Handlung schlimm, und so umgekehrt?“

Ganz begreiflich.

„Bei einer schlimmen Handlung wird also nur verneinet, was bei einer guten bejahet wird?“

So ist's.

„Ich kann also nicht sagen, es gehörte ein böses Herz dazu, diese That zu begehen, so wenig als ich sagen kann, es gehörte ein Kind und nicht ein Mann dazu, diesen Stein aufzuheben?“

Sehr wahr. Ich sollte vielmehr sagen, es mußte so viel gutes Herz fehlen, um diese That zu begehen.

„Laster ist also nur die Abwesenheit von Tugend, Thorheit die Abwesenheit von Verstand, ein Begriff ungefähr, wie Schatten oder Stille?“

Ganz richtig.

„So wenig also, als man logisch-richtig sagen kann, es ist Leere, Stille, Finsterniß vorhanden, so wenig gibt es ein Laster im Menschen, und überhaupt also in der ganzen moralischen Welt?“

Das ist einleuchtend.

„Wenn es also kein Laster im Menschen gibt, so ist Alles, was in ihm thätig ist, Tugend, d. i. es ist gut, eben so wie Alles tönt, was nicht still ist, Alles Licht hat, was nicht im Schatten steht?“

Das folgt.

„Jede Handlung also, die der Mensch begeht, ist also dadurch, daß es eine Handlung ist, etwas Gutes?“

Nach allem Vorhergegangenen.

„Und wenn wir eine schlimme Handlung von einem Menschen sehen, so ist diese Handlung gerade das einzige Gute, was wir in diesem Augenblick an ihm bemerken."

Das klingt sonderbar.

„Lassen Sie uns ein Gleichniß zu Hülfe nehmen. Warum nennen wir einen trüben, nebligen Wintertag einen traurigen Anblick? Ist es darum, weil wir eine Schneelandschaft an sich selbst widrig finden? Nichts weniger; könnte man sie in den Sommer verpflanzen, sie würde seine Schönheit erheben. Wir nennen ihn traurig, weil dieser Schnee und dieser Nebelduft nicht da seyn könnten, wenn eine Sonne geschienen hätte, sie zu zertheilen, weil sie mit den ungleich größern Reizen des Sommers unvereinbar sind. Der Winter ist uns also ein Uebel, nicht weil ihm alle Genüsse mangeln, sondern weil er größere ausschließt."

Vollkommen anschaulich.

„Eben so mit moralischen Wesen. Wir verachten einen Menschen, der aus dem Treffen fliehet und dem Tode dadurch entgeht, nicht, weil uns der wirksame Trieb der Selbsterhaltung mißfiele, sondern weil er diesem Triebe weniger würde nachgegeben haben, wenn er die herrliche Eigenschaft des Muthes besessen hätte. Ich kann die Herzhaftigkeit, die List des Räubers bewundern, der mich bestiehlt, ihn selbst nenne ich lasterhaft, weil ihm die ungleich schönere Eigenschaft der Gerechtigkeit mangelt. So kann mich eine Unternehmung in Erstaunen setzen, die der Ausbruch einer Jahre lang verhaltenen thätigen Rachsucht ist; aber ich nenne sie verabscheuungswürdig, weil sie mir einen Menschen zeigt, der ganze Jahre leben konnte, ohne seinen Mitmenschen zu lieben. Ich schreite mit Unwillen über ein

Schlachtfeld hinweg, nicht weil so viele Leben hier verwesen — Pest und Erdbeben hätten noch mehr thun können, ohne mich gegen sich aufzubringen — auch nicht weil ich die Kraft, die Kunst, den Heldenmuth nicht vortrefflich fände, die diese Krieger zu Boden streckten — sondern, weil mir dieser Anblick so viele tausend Menschen ins Gedächtniß bringt, denen die Menschlichkeit fehlte."

Vortrefflich.

„Dasselbe gilt von den Graden der Moralität. Eine sehr künstliche, sehr fein ersonnene, mit Beharrlichkeit verfolgte, mit Muth ausgeführte Bosheit hat etwas Glänzendes an sich, das schwache Seelen oft zur Nachahmung reizt, weil man so viele große und schöne Kräfte in ihrer ganzen Fülle dabei wirksam findet. Und doch nennen wir diese Handlung schlimmer als eine ähnliche bei einem geringeren Maß von Geist, und strafen sie strenger, weil sie uns jenen Mangel der Gerechtigkeit in ihrer größern Motivenreihe häufiger erkennen läßt. Wird sie vollends noch an einem Wohlthäter verübet, so empört sie darum unser ganzes Gefühl, weil die Gelegenheiten, den Trieb der Liebe in Bewegung zu setzen, in diesem Falle häufiger waren, und wir also die Entdeckung, daß dieser Trieb unwirksam geblieben, häufiger dabei wiederholen."

Klar und einleuchtend

Auf unsere Frage zurückzukommen. Sie geben mir also zu, daß es nicht die Thätigkeiten der Kräfte sind, die das Laster zum Laster machen, sondern ihre Unthätigkeit."

Vollkommen.

„Die Motive sind aber solche Thätigkeiten; es ist also unrichtig geredet, eine Handlung ihrer Motive wegen lasterhaft zu nennen. Nichts weniger! Ihre Motive sind das

einzige Gute, das sie hat; sie ist nur böse um derjenigen willen, die ihr mangeln."

Unwidersprechlich.

„Aber wir hätten diesen Beweis noch kürzer führen können. Würde der Lasterhafte aus diesen Motiven handeln, wenn sie ihm nicht einen Genuß gewährten? Genuß allein ist es, was moralische Wesen in Bewegung sezt; und nur das Gute, wissen wir ja, kann Genuß gewähren."

Ich bin befriedigt. Aus dem Bisherigen folgt unwidersprechlich, daß z. B. ein Mensch von hellem Geist und wohlwollendem Herzen nur darum ein besserer Mensch ist als ein andrer von eben so viel Geist und einem minder wohlthätigen Herzen, weil er sich dem Maximum innerer Thätigkeit mehr nähert. Aber eine andere Bedenklichkeit steigt in mir auf. Geben Sie einem Menschen die Eigenschaften des Verstandes, des Muths, der Tapferkeit u. s. f. in einem vorzüglich hohen Grade, und lassen Sie ihm nur die einzige Eigenschaft, die wir gutes Herz nennen, mangeln — werden Sie ihn einem Andern vorziehen, der jene Eigenschaften in einem niedrigern Grade, dieß leztere aber in seinem größten Umfang besitzet? Unstreitig ist jener ein weit thätigerer Mensch als dieser, und da nach Ihnen die Thätigkeit der Kräfte den moralischen Preis bestimmt, so würde also Ihr Urtheil für ihn ausfallen und mit dem gewöhnlichen Urtheil der Menschen in einem Widerspruche sich befinden.

„Es würde unfehlbar sehr übereinstimmend damit seyn. Ein Mensch, dessen Verstandeskräfte in einem hohen Grade thätig sind, wird eben so gewiß auch ein vortreffliches Herz besitzen, als er Das, was er an sich selbst liebet, an einem Andern nicht hassen kann. Wenn die Erfahrung dagegen zu streiten scheint, so hat man entweder zu freigebig von

seinem Verstande, oder von moralischer Güte zu eingeschränkt geurtheilt. Ein großer Geist mit einem empfindenden Herzen steht in der Ordnung der Wesen eben so hoch über dem geistreichen Bösewicht, als der Dummkopf mit einem weichen, man sagt besser weichlichen, Herzen unter diesem steht."

Aber ein Schwärmer und einer von der heftigen Art ist doch offenbar ein thätigeres Wesen, als ein Alltagsmensch mit phlegmatischem Blut und beschränkten Sinnen?

„Bei einem noch so phlegmatischen beschränkten Alltagsmenschen kommt doch jede Kraft zum Wirken, weil keine von der andern verdrängt wird. Er ist ein Mensch im gesunden Schlafe; der Schwärmer ist einem Phrenetischrasenden gleich, der sich in wüthenden Konvulsionen wirft, wenn die Lebenskraft bereits in den äußersten Arterien aufhört. — Haben Sie noch eine Einwendung?"

Ich bin mit Ihnen überzeugt, daß die Moralität des Menschen in dem Mehr oder Weniger seiner innern Thätigkeit enthalten ist.

„Erinnern Sie Sich nun, fuhr der Prinz fort, daß wir diese ganze Untersuchung im geschlossenen Bezirk der menschlichen Seele angestellt haben, daß wir sie von der äußern Reihe der Dinge durch eine Scheidewand getrennt und innerhalb dieses nie überschrittenen Kreises den ganzen Bau der Moralität aufgeführt haben. Wir haben zugleich gefunden, daß seine Glückseligkeit vollkommen mit seiner moralischen Vortrefflichkeit aufgehe, daß ihm also für die leztere eben so wenig Etwas zu fordern bleibe, daß ihm auf erst zu erreichende Vollkommenheit eben so wenig ein Genuß voraus zugetheilt werden könne, als daß eine Rose, die heute blühet, erst im folgenden Jahre dadurch schön sey, als

daß ein Mißgriff auf dem Klavier erst in das nächstkommende Spiel seinen Mißlaut einmischen kann. Es wäre eben so denkbar, daß der Glanz der Sonne in den heutigen Mittag und ihre Wärme in den folgenden fiele, als daß die Vortrefflichkeit des Menschen in diese Welt und seine Glückseligkeit in die andere fallen könnte. — Ist Ihnen Dieses erwiesen?“

Ich weiß Nichts dagegen zu antworten.

„Das moralische Wesen ist also in sich selbst vollendet und beschlossen, wie das, welches wir zum Unterschied davon das organische nennen, beschlossen durch seine Moralität, wie dieses durch seinen Bau, und diese Moralität ist eine Beziehung, die von Dem, was außer ihm vorgeht, durchaus unabhängig ist.“

Dieß ist erwiesen.

„Es umgebe mich also was da wolle, der moralische Unterschied bleibt.“

Ich ahne, wo Sie hinaus wollen, aber —

„Es sey also ein vernünftig geordnetes Ganze, eine unendliche Gerechtigkeit und Güte, eine Fortdauer der Persönlichkeit, ein ewiger Fortschritt — aus der moralischen Welt läßt sich Dieses wenigstens nicht mit größerer Bündigkeit erweisen, als aus der physischen. Um vollkommen zu seyn, um glücklich zu seyn, bedarf das moralische Wesen keiner neuen Instanz mehr — und wenn es eine erwartet, so kann sich Diese Erwartung wenigstens nicht mehr auf eine Forderung gründen. Was mit ihm werde, muß ihm für seine Vollkommenheit gleichviel seyn, so wie es der Rose — um schön zu seyn — gleichviel seyn muß, ob sie in einer Wüste oder in fürstlichen Gärten, ob dem Busen

eines lieblichen Mädchens, oder dem verzehrenden Wurm entgegen blühet."

Paßt diese Vergleichung?

„Vollkommen; denn ich sage hier ausdrücklich: um schön zu seyn, dort um glücklich zu seyn — nicht: um vorhanden zu seyn! Dieß Lezte gehört für eine neue Untersuchung, und ich will das Gespräch nicht verlängern."

Ich kann Sie doch noch nicht ganz losgeben, gnädigster Prinz. Sie haben — und mir däucht unumstößlich — bewiesen, daß der Mensch nur moralisch sey, insofern er in sich selbst thätig sey — aber Sie behaupteten vorhin, daß er nur Moralität habe, um außer sich zu wirken.

„Sagen Sie, nur außer sich wirksam sey, weil er Moralität hat. Ihre „Damit" verwirren uns. Ich kann Ihre Zwecke nicht leiden."

Hier kommt es auf Eins. Es hieße also, daß er nur insofern den Grund der meisten Wirkungen außer sich enthalte, insofern er den höchsten Grad seiner Moralität erreiche. Und diesen Beweis sind Sie mir noch schuldig.

„Können Sie ihn aus dem Bisherigen nicht selbst führen? Der Zustand der höchsten innern Wirksamkeit seiner Kräfte, ist es nicht derselbe, in welchem er auch die Ursache der meisten Wirkungen außer sich seyn kann?"

Seyn kann, aber nicht seyn muß — denn haben Sie nicht selbst zugestanden, daß eine unwirksam gebliebene gute That ihrem moralischen Werth Nichts benehme?

„Nicht bloß zugestanden, sondern als höchst nothwendig festgesezt! — Wie schwer sind Sie doch von einer irrigen Vorstellung zurückzubringen, die sich einmal Ihrer bemächtigt hat. Dieser anscheinende Widerspruch, daß die äußeren

Folgen einer moralischen That für ihren Werth höchst gleichgültig seyn, und daß der ganze Zweck seines Daseyns dennoch nur in seinen Folgen nach Außen liege, verwirrt Sie immer. Nehmen Sie an, ein großer Virtuose spiele vor einer zahlreichen, aber rohen Gesellschaft, ein Stümper komme dazwischen und entführe ihm seinen ganzen Hörsaal — Welchen werden Sie für den Nützlicheren erklären?"

Den Virtuosen, versteht sich; denn derselbe Künstler wird ein andermal feinere Ohren ergötzen.

„Und würde er Dieses wohl, wenn er die Kunst nicht besäße, die damals verloren ging, und die er damals übte?"

Schwerlich.

„Und wird sein Nebenbuhler jemals diejenige Wirkung hervorbringen, die er hervorbrachte?

Diejenige nicht, aber —

„Aber vielleicht eine größere bei seinem größern Haufen, wollen sie sagen? Können Sie im Ernste zweifelhaft seyn, ob ein Künstler, der einen Kreis fühlender Menschen und geistreicher Kenner zu bezaubern gewußt hat, mehr gethan habe, als jener Stümper in seinem ganzen Leben? Daß eine Empfindung vielleicht, die er erweckte, in einer feinen Seele sich zu Thaten erhöhte, die nachher für eine Million nützlich wurden? Daß sie sich vielleicht als das einzige noch fehlende Glied an eine wichtige Kette anschloß und einem herrlichen Vorhaben die Krone auffezte? — Auch jener Stümper, Das räume ich ein, kann fröhliche Menschen machen — auch der Mensch, der seine moralische Krone verlor, wird noch wirken, eben so wie eine Frucht, an welcher die Fäulniß nagt, noch ein Mahl für Vögel und Würmer seyn kann; aber sie wird nie mehr gewürdigt, einen reizenden Mund zu berühren."

Lassen Sie aber jenen Künstler in einer Wüste spielen, dort leben und sterben. Ich darf sagen, seine Kunst belohnt ihn; auch wo kein Ohr seine Töne auffängt, ist er sein eigner Hörer und genießt in den Harmonien, die er hervorbringt, die noch herrlichere Harmonie seines Wesens. Dieß dürfen Sie aber nicht sagen. Ihr Künstler muß Hörer haben, oder er ist umsonst da gewesen.

„Ich verstehe Sie“ — aber Ihr gegebener Fall kann nie Statt finden. Kein moralisches Wesen ist in einer Wüste; wo es lebt und webet, berührt es ein umgränzendes All. Die Wirkung, die es leistet, wär' es auch nur diese einzige, wissen wir, konnte nur dieses Wesen und kein anderes leisten, und es konnte diese Wirkung nur vermöge seiner ganzen Beschaffenheit leisten. Wenn unser Virtuose auch nur Einmal zum Spielen gelangte, so gestehen Sie mir doch ein, daß er gerade dieser Künstler seyn mußte, der er war, daß er, um Dieses zu seyn, gerade durch so viele Grade der Uebung und Kunstfertigkeiten gegangen seyn mußte, als er wirklich durchwandert hatte, und daß also sein ganzes vorhergegangenes Künstlerleben an diesem Augenblick des Triumphes Theil nimmt. War jener erste Brutus zwanzig Jahre unnützlich, weil er zwanzig Jahre den Blödsinnigen spielte? Seine erste That war die Gründung einer Republik, die noch jezt als die größte Erscheinung in der Weltgeschichte dasteht. Und so wäre es denkbar, daß meine Nothwendigkeit oder Ihre Vorsehung einen Menschen ein ganzes Menschenalter lang schweigend einer That zubereitet hätte, die sie ihm erst in seiner lezten Stunde abfordert.“

So scheinbar Dieses klingt — mein Herz kann sich nicht an die Idee gewöhnen, daß alle Kräfte, alle Bestrebungen des Menschen nur für seinen Einfluß in dieser Zeitlichkeit

arbeiten sollen. Der große patriotische erfahrene Staatsmann, der heute vom Ruder gestürzt wird, trägt alle seine erworbenen Kenntnisse, seine geübten Kräfte, seine zeitigenden Plane in sein vergessenes Privatleben hinein, worin er stirbt. Vielleicht hatte er nur noch den lezten Stein an die Pyramide zu setzen, die hinter ihm zusammenstürzt, die seine Nachfolger ganz von dem untersten Steine wieder anfangen müssen. Mußte er in fünfzig Lebensjahren, mußte er während seiner anstrengenden Reichsverwaltung nur für die unthätige Stille seines Privatlebens sammeln? Daß er durch diese Verwaltung seine Pflichten erfüllt habe, dürfen Sie mir nicht antworten. Wenn der Einfluß in diese Welt die ganze Bestimmung des Menschen erschöpft, so muß sein Daseyn zugleich mit seiner Wirkung aufhören.

„Ich verweise Sie an das sprechende Beispiel der physischen Natur, von der Sie mir doch einräumen müssen, daß sie nur für die Zeitlichkeit arbeite. Wie viele Keime und Embryonen, die sie mit so viel Kunst und Sorgfalt zum künftigen Leben zusammensezte, werden wieder in das Elementenreich aufgelöst, ohne je zur Entwicklung zu gedeihen. — Warum sezte sie sie zusammen? In jedem Menschenpaare schläft, wie in dem ersten, ein ganzes Menschengeschlecht; warum ließ sie aus so viel Millionen nur ein einziges werden? So gewiß sie auch diese verderbenden Keime verarbeitet, so gewiß werden auch alle moralischen Wesen, bei denen sie einen höhern Zweck zu verlassen schien, früher oder später in denselbigen eintreten. Ergründen zu wollen, wie sie eine einzelne Wirkung durch die ganze Kette fortpflanzt, würde eine kindische Anmaßung verrathen. Oft, sehen wir, läßt sie den Faden einer That, einer Begebenheit plötzlich fallen, den sie drei Jahrtausende nachher eben so

plötzlich wieder aufnimmt, versenkt in Calabrien die Künste und Sitten des achtzehnten Jahrhunderts, um sie vielleicht im dreißigsten dem verwandelten Europa wieder zu zeigen, ernährt viele Menschenalter lang gesunde Nomadenhorden auf den tartarischen Steppen, um sie einst dem ermattenden Süden als frisches Blut zuzusenden, wie sie auf ihrem physischen Gange das Meer über Hollands und Seelands Küsten wirft, um vielleicht eine Insel im fernen Amerika zu entblößen! Aber auch im Einzelnen und im Kleinen fehlt es an solchen Winken nicht ganz. Wie oft thut die Mäßigkeit eines Vaters, der längst nicht mehr ist, an einem genievollen Sohne Wunder! Wie oft ward ein ganzes Leben vielleicht nur gelebt, um eine Grabschrift zu verdienen, die in die Seele eines späten Nachkömmlings einen Feuerstrahl werfen soll! — Weil vor Jahrhunderten ein verscheuchter Vogel auf seinem Fluge einige Samenkörner da niederfallen ließ, blüht für ein landendes Volk auf einem wüsten Eiland eine Ernte — und ein moralischer Keim ging in einem so furchtbaren Erdreich verloren!"

O bester Prinz! Ihre Beredsamkeit begeistert mich zum Kampfe gegen Sie selber. So viel Vortrefflichkeit können Sie Ihrer fühllosen Nothwendigkeit gönnen, und wollen nicht lieber einen Gott damit glücklich machen? Sehen Sie in der ganzen Schöpfung umher. Wo irgend nur ein Genuß bereitet liegt, finden Sie ein genießendes Wesen — und dieser unendliche Genuß, dieses Mahl von Vollkommenheit sollte durch die ganze Ewigkeit leer stehen!

„Sonderbar!" sagte der Prinz nach einer tiefen Stille; „worauf Sie und Andere ihre Hoffnungen gründen, eben Das hat die meinigen umgestürzt — eben diese geahnete Vollkommenheit der Dinge. Wäre nicht Alles so in sich

beschlossen, säh' ich auch nur einen einzigen verunstalteten Splitter aus diesem schönen Kreise herausragen, so würde mir das die Unsterblichkeit beweisen. Aber Alles, was ich sehe und bemerke, fällt zu diesem sichtbaren Mittelpunkt zurück, und unsre edelste Geistigkeit ist eine so ganz unentbehrliche Maschine, dieses Rad der Vergänglichkeit zu treiben."

Ich begreife Sie nicht, gnädigster Prinz. Ihre eigne Philosophie spricht Ihnen das Urtheil; wahrlich, Sie sind dem reichen Manne gleich, der bei allen seinen Schätzen darbt. Sie gestehen, daß der Mensch Alles in sich schließe, um glücklich zu seyn, daß er seine Glückseligkeit nur allein durch Das erhalten könne was er besizt, und Sie selbst wollen die Quelle ihres Unglücks außer sich suchen. Sind Ihre Schlüsse wahr, so ist es ja nicht möglich, daß Sie auch nur mit einem Wunsche über diesen Ring hinausstreben, in welchem Sie den Menschen gefangen halten.

„Das eben ist das Schlimme, daß wir nur moralisch vollkommen. nur glückselig sind, um brauchbar zu seyn, daß wir unsern Fleiß, aber nicht unsre Werke genießen. Hunderttausend arbeitsame Hände trugen die Steine zu den Pyramiden zusammen — aber nicht die Pyramide war ihr Lohn. Die Pyramide ergözte das Auge der Könige, und die fleißigen Sklaven fand man mit dem Lebensunterhalt ab. Was ist man dem Arbeiter schuldig, wenn er nicht mehr arbeiten kann, oder nichts mehr für ihn zu arbeiten seyn wird? Was dem Menschen, wenn er nicht mehr zu brauchen ist?"

Man wird ihn immer brauchen.

„Auch immer als ein denkendes Wesen?"

Hier unterbrach uns ein Besuch — und spät genug werden Sie denken. Verzeihung, liebster O., für diesen ewig langen Brief. Sie wollten alle Kleinigkeiten des

Prinzen erfahren, und darunter kann ich doch wohl auch seine Moralphilosophie rechnen. Ich weiß, der Zustand seines Geistes ist Ihnen wichtig, und seine Handlungen, weiß ich, sind Ihnen nur wegen jenes wichtig. Darum schrieb ich Alles auch getreulich nieder, was mir aus dieser Unterredung im Gedächtniß geblieben ist.

Nachschrift.

Und auch ich bitte meine Leser um Verzeihung, daß ich dem guten Baron F*** so getreulich nachgeschrieben habe. Wenn mir schon die Entschuldigung, die Lezterer bei seinem Freund hatte, bei dem Leser nicht zu Gute kommt, so hab' ich dafür eine andere, die der Baron F*** nicht hatte, und die mir bei dem Leser Alles gelten muß. Der Baron F*** konnte nämlich nicht vorhersehen, was für Einfluß die Philosophie des Prinzen einmal auf sein künftiges Schicksal haben könnte, Das weiß ich aber; und darum ließ ich auch Alles weislich so stehen, wie ich's fand. Dem Leser, der Geister hier zu sehen gehofft hat, versichere ich, daß noch welche kommen; aber er sieht selbst, daß sie bei einem so ungläubigen Menschen, als der Prinz von *** dermalen noch ist, gar nicht angewandt seyn würden.

S.

Vom Erhabenen.

Zur weitern Ausführung einiger Kantischen Ideen.

Erhaben nennen wir ein Objekt, bei dessen Vorstellung unsere sinnliche Natur ihre Schranken, unsere vernünftige Natur aber ihre Ueberlegenheit, ihre Freiheit von Schranken fühlt; gegen das wir also physisch den Kürzern ziehen, über welches wir uns aber moralisch, d. i. durch Ideen, erheben.

Nur als Sinnenwesen sind wir abhängig, als Vernunftwesen sind wir frei.

Der erhabene Gegenstand gibt uns erstlich: als Naturwesen unsere Abhängigkeit zu empfinden, indem er uns zweitens mit der Unabhängigkeit bekannt macht, die wir als Vernunftwesen über die Natur sowohl in uns als außer uns behaupten.

Wir sind abhängig, in sofern Etwas außer uns den Grund enthält, warum Etwas in uns möglich wird.

So lange die Natur außer uns den Bedingungen conform ist, unter welchen Etwas in uns möglich wird, so lange können wir unsere Abhängigkeit nicht fühlen. Sollen wir uns derselben bewußt werden, so muß die Natur mit Dem, was uns Bedürfniß und doch nur durch ihre Mitwirkung möglich ist, als streitend vorgestellt werden, oder, was eben so viel sagt, sie muß sich mit unserm Treiben im Widerspruch befinden.

Nun lassen sich alle Triebe, die in uns als Sinnenwesen wirksam sind, auf zwei Grundtriebe zurückführen. Erstlich besitzen wir einen Trieb, unsern Zustand zu verändern, unsere Existenz zu äußern, wirksam zu seyn, was Alles

darauf hinausläuft, uns Vorstellungen zu erwerben, also Vorstellungstrieb, Erkenntnißtrieb heißen kann. Zweitens besitzen wir einen Trieb, unsern Zustand zu erhalten, unsere Existenz fortzusetzen, was Trieb der Selbsterhaltung genannt wird.

Der Vorstellungstrieb geht auf Erkenntniß, der Selbsterhaltungstrieb auf Gefühle, also auf unsere Wahrnehmungen der Existenz.

Wir stehen also durch diese zweierlei Triebe in zwiefacher Abhängigkeit von der Natur. Die erste wird uns fühlbar, wenn es die Natur an den Bedingungen fehlen läßt, unter welchen wir zu Erkenntnissen gelangen; die zweite wird uns fühlbar, wenn sie den Bedingungen widerspricht, unter welchen es uns möglich ist, unsere Existenz fortzusetzen. Ebenso behaupten wir durch unsre Vernunft eine zwiefache Unabhängigkeit von der Natur; erstlich: indem wir (im Theoretischen) über Naturbedingungen hinausgehen, und uns mehr denken können, als wir erkennen; zweitens: indem wir (im Praktischen) uns über Naturbedingungen hinwegsetzen und durch unsern Willen unsrer Begierde widersprechen können. Ein Gegenstand, bei dessen Wahrnehmung wir das Erste erfahren, ist theoretisch groß, ein Erhabenes der Erkenntniß; ein Gegenstand, der uns die Unabhängigkeit unsers Willens zu empfinden gibt, ist praktisch groß, ein Erhabenes der Gesinnung.

Bei dem Theoretisch-Erhabenen steht die Natur, als Objekt der Erkenntniß, im Widerspruch mit dem Vorstellungstriebe. Bei dem Praktisch-Erhabenen steht sie, als Objekt der Empfindung, im Widerspruch mit dem Erhaltungstriebe. Dort wurde sie bloß als ein Gegenstand betrachtet, der unsere Erkenntniß erweitern sollte; hier wird

sie als eine Macht vorgestellt, die unsern eigenen Zustand bestimmen kann. Kant nennt daher das Praktisch-Erhabene das Erhabene der Macht, oder das Dynamisch-Erhabene, im Gegensatz von dem Mathematisch-Erhabenen. Weil aber aus den Begriffen dynamisch und mathematisch gar nicht erhellen kann, ob die Sphäre des Erhabenen durch diese Eintheilung erschöpft sey oder nicht, so habe ich die Eintheilung in das Theoretisch- und Praktisch-Erhabene vorgezogen.

Auf was Art wir in Erkenntnissen von Naturbedingungen abhängig sind, und dieser Abhängigkeit uns bewußt werden, wird bei Entwickelung des Theoretisch-Erhabenen hinreichend ausgeführt werden.

Daß unsere Existenz, als Sinnenwesen, von Naturbedingungen außer uns abhängig gemacht ist, wird wohl kaum eines eigenen Beweises bedürfen. Sobald die Natur außer uns das bestimmte Verhältniß zu uns ändert, auf welches unser physischer Wohlstand gegründet ist, so wird auch sogleich unsere Existenz in der Sinnenwelt, die an diesem physischen Wohlstande haftet, angefochten und in Gefahr gesezt. Die Natur hat also die Bedingungen in ihrer Gewalt, unter denen wir existiren, und damit wir dieses zu unserm Daseyn so unentbehrliche Naturverhältniß in Acht nehmen sollen, so ist unserm physischen Leben an dem Selbsterhaltungstriebe ein wachsamer Hüter, diesem Triebe aber an dem Schmerze ein Warner gegeben worden. Sobald daher unser physischer Zustand eine Veränderung erleidet, die ihn zu seinem Gegentheil zu bestimmen droht, so erinnert der Schmerz an die Gefahr, und der Trieb der Selbsterhaltung wird durch ihn zum Widerstand aufgefordert.

Ist die Gefahr von der Art, daß unser Widerstand vergeblich seyn würde, so muß Furcht entstehen. Ein Objekt also, dessen Existenz den Bedingungen der unsrigen widerstreitet, ist, wenn wir uns ihm an Macht nicht gewachsen fühlen, ein Gegenstand der Furcht, furchtbar.

Aber es ist nur furchtbar für uns als Sinnenwesen, denn nur als solche hängen wir ab von der Natur. Dasjenige in uns, was nicht Natur, was dem Naturgesetz nicht unterworfen ist, hat von der Natur außer uns, als Macht betrachtet, Nichts zu befahren. Die Natur, vorgestellt als eine Macht, die zwar unsern physischen Zustand bestimmen kann, aber auf unsern Willen keine Gewalt hat, ist dynamisch oder praktisch erhaben.

Das Praktisch-Erhabene unterscheidet sich also darin von dem Theoretisch-Erhabenen, daß es den Bedingungen unserer Existenz, dieses nur den Bedingungen der Erkenntniß widerstreitet. Theoretisch-erhaben ist ein Gegenstand, in sofern er die Vorstellung der Unendlichkeit mit sich führt, deren Darstellung sich die Einbildungskraft nicht gewachsen fühlt. Praktisch-erhaben ist ein Gegenstand, in sofern er die Vorstellung einer Gefahr mit sich führt, welche zu besiegen sich unsere physische Kraft nicht vermögend fühlt. Wir erliegen an dem Versuch, uns der Gewalt des zweiten zu widersetzen. Ein Beispiel des Ersten ist der Ocean in Ruhe, der Ocean im Sturm ein Beispiel des Zweiten. Ein ungeheurer Thurm oder Berg kann ein Erhabenes der Erkenntniß abgeben. Bückt er sich zu uns herab, so wird er sich in ein Erhabenes der Gesinnung verwandeln. Beide haben aber wieder Das mit einander gemein, daß sie gerade durch ihren Widerspruch mit den Bedingungen unsers Daseyns und Wirkens diejenige Kraft in uns aufdecken, die an keine

dieser Bedingungen sich gebunden fühlt; eine Kraft also, die einerseits sich mehr denken kann, als der Sinn faßt, und die andrerseits für ihre Unabhängigkeit Nichts fürchtet und in ihren Aeußerungen keine Gewalt erleidet, wenn auch ihr sinnlicher Gefährte unter der furchtbaren Naturmacht erliegen sollte.

Ob aber gleich beide Arten des Erhabenen ein gleiches Verhältniß unserer Vernunftkraft haben, so stehen sie doch in einem ganz verschiedenen Verhältniß zu unsrer Sinnlichkeit, welches einen wichtigen Unterschied sowohl der Stärke als des Interesse zwischen ihnen begründet.

Das Theoretisch-Erhabene widerspricht dem Vorstellungstrieb, das Praktisch-Erhabene dem Erhaltungstrieb. Bei dem Ersten wird nur eine einzelne Aeußerung der sinnlichen Vorstellungskraft, bei dem Zweiten aber wird der lezte Grund aller möglichen Aeußerungen desselben, nämlich die Existenz, angefochten.

Nun ist zwar jedes mißlingende Bestreben nach Erkenntniß mit Unlust verbunden, weil einem thätigen Trieb dadurch widersprochen wird. Aber bis zum Schmerz kann diese Unlust nie steigen, so lange wir unsere Existenz von dem Gelingen oder Mißlingen einer solchen Erkenntniß unabhängig wissen, und unsere Selbstachtung nicht dabei leidet.

Ein Gegenstand aber, der den Bedingungen unsers Daseyns widerstreitet, der in der unmittelbaren Empfindung **Schmerz** erregen würde, erregt in der Vorstellung **Schrecken**; denn die Natur mußte zu Erhaltung der Kraft selbst ganz andere Anstalten treffen, als sie zu Unterhaltung der Thätigkeit nöthig fand. Unsere Sinnlichkeit ist also bei dem **furchtbaren** Gegenstand ganz anders interessirt als

bei dem unendlichen; denn der Trieb der Selbsterhaltung erhebt eine viel lautere Stimme als der Vorstellungstrieb. Es ist ganz etwas Anderes, ob wir um den Besitz einer einzelnen Vorstellung, oder ob wir um den Grund aller möglichen Vorstellungen unsre Existenz in der Sinnenwelt, ob wir für das Daseyn selbst oder für eine einzelne Aeußerung desselben zu fürchten haben.

Eben deßwegen aber, weil der furchtbare Gegenstand unsre sinnliche Natur gewaltsamer angreift als der unendliche, so wird auch der Abstand zwischen dem sinnlichen und übersinnlichen Vermögen dabei um so lebhafter gefühlt, so wird die Ueberlegenheit der Vernunft und die innere Freiheit des Gemüths desto hervorstechender. Da nun das ganze Wesen des Erhabenen auf dem Bewußtseyn dieser unsrer Vernunftfreiheit beruht, und alle Lust am Erhabenen gerade nur auf dieses Bewußtseyn sich gründet, so folgt von selbst (was auch die Erfahrung lehrt), daß das Furchtbare in der ästhetischen Vorstellung lebhafter und angenehmer rühren müsse, als das Unendliche, und daß also das Praktisch-Erhabene, der Stärke der Empfindung nach, einen sehr großen Vorzug vor dem Theoretischen voraus habe.

Das Theoretisch-Große erweitert eigentlich nur unsre Sphäre, das Praktisch-Große, das Dynamisch-Erhabene unsre Kraft. — Unsere wahre und vollkommene Unabhängigkeit von der Natur erfahren wir eigentlich nur durch das Leztere; denn es ist ganz etwas Anderes, in der bloßen Handlung des Vorstellens und in seinem ganzen innern Daseyn sich von Naturbedingungen unabhängig fühlen, als sich über das Schicksal, über alle Zufälle, über die ganze Naturnothwendigkeit hinweggesezt und erhaben fühlen. Nichts liegt dem Menschen als Sinnenwesen näher an, als die

Sorge für seine Existenz, und keine Abhängigkeit ist ihm drückender als diese, die Natur als diejenige Macht zu betrachten, die über sein Daseyn zu gebieten hat. Und von dieser Abhängigkeit fühlt er sich frei bei Betrachtung des Praktisch-Erhabenen.

„Die unwiderstehliche Macht der Natur," sagt Kant, „gibt uns, als Sinnenwesen betrachtet, zwar unsre Unmacht zu erkennen, aber entdeckt zugleich in uns ein Vermögen, uns als von ihr unabhängig zu beurtheilen, und eine Ueberlegenheit über die Natur, worauf sich eine Selbsterhaltung von ganz andrer Art gründet, als diejenige ist, die von der Natur außer uns angefochten und in Gefahr gebracht werden kann — dabei die Menschheit in unsrer Person unerniedrigt bleibt, obgleich der Mensch jener Gewalt unterliegen müßte. Auf solche Weise — fährt er fort — wird die furchtbare Macht der Natur ästhetisch von uns als erhaben beurtheilt, weil sie unsre Kraft, die nicht Natur ist, in uns aufruft, um alles Dasjenige, wofür wir als Sinnenwesen besorgt sind, Güter, Gesundheit und Leben als klein anzusehen, und deßwegen auch jene Macht der Natur — der wir in Ansehung dieser Güter allerdings unterworfen sind — für uns und unsre Persönlichkeit dennoch als keine Gewalt zu betrachten, unter die wir uns zu beugen hätten, wenn es auf unsere höchsten Grundsätze und deren Behauptung oder Veranlassung ankäme. Also — endigt er — heißt die Natur hier erhaben, weil sie die Einbildungskraft zu Darstellung derjenigen Fülle erhebt, in denen das Gemüth sich die eigene Erhabenheit seiner Bestimmung fühlbar machen kann.

Diese Erhabenheit unserer Vernunftbestimmung, diese unsre praktische Unabhängigkeit von der Natur, muß von

derjenigen Ueberlegenheit wohl unterschieden werden, die wir entweder durch unsere körperlichen Kräfte oder durch unsern Verstand über sie, als Macht, in einzelnen Fällen zu behaupten wissen, und welche zwar auch etwas Großes, aber gar nichts Erhabenes an sich hat. Ein Mensch z. B., der mit einem wilden Thiere streitet und es durch die Stärke seines Armes oder auch durch List überwindet; ein reißender Strom, wie der Nil, dessen Macht durch Dämme gebrochen wird, und den der menschliche Verstand aus einem schädlichen Gegenstand sogar in einen nützlichen verwandelt, indem er seinen Ueberfluß in Kanälen auffängt und dürre Felder damit wässert; ein Schiff auf dem Meere, das durch seine künstliche Einrichtung im Stande ist, allem Ungestüm des wilden Elements zu trotzen: kurz, alle diejenigen Fälle, wo der Mensch durch seinen erfinderischen Verstand die Natur auch da, wo sie ihm an Macht überlegen und zu seinem Untergang gewaffnet ist, gezwungen hat, ihm zu gehorchen und seinen Zwecken zu dienen — alle diese Fälle, sage ich, erwecken kein Gefühl des Erhabenen, ob sie gleich etwas Analoges damit haben, und deßwegen auch in der ästhetischen Beurtheilung gefallen. Warum sind sie aber nicht erhaben, da sie doch die Ueberlegenheit des Menschen über die Natur vorstellig machen?

Wir müssen hier zum Begriff des Erhabenen zurückgehen, worin sich der Grund leicht entdecken lassen wird. Zufolge dieses Begriffs ist nur derjenige Gegenstand, gegen den wir als Naturwesen erliegen, von dem wir uns aber als Vernunftwesen, als nicht zur Natur gehörige Wesen, absolut unabhängig fühlen, erhaben. Alle natürlichen Mittel also, die der Mensch anwendet, um der Naturmacht zu widerstehen, sind durch diesen Begriff des Erhabenen

ausgeschlossen; denn dieser Begriff verlangt schlechterdings, daß wir dem Gegenstande als Naturwesen nicht gewachsen seyn sollen, daß wir uns aber durch Das, was in uns nicht Natur ist (und Dieß ist nichts Anderes als reine Vernunft) als von ihm unabhängig fühlen sollen. Nun sind aber alle jene angeführten Mittel, durch welche der Mensch der Natur überlegen wird (Geschicklichkeit, List und physische Stärke), aus der Natur genommen, kommen ihm also als Naturwesen zu; er widersteht also diesen Gegenständen nicht als Intelligenz, sondern als Sinnenwesen, nicht moralisch durch seine innere Freiheit, sondern physisch durch Anwendung natürlicher Kräfte. Er unterliegt auch deßwegen diesen Gegenständen nicht, sondern er ist ihnen schon als Sinnenwesen überlegen. Wo er aber mit seinen physischen Kräften ausreicht, da ist Nichts da, was ihn nöthigen könnte, zu seinem intelligenten Selbst, zu der innern Selbstthätigkeit seiner Vernunftkräfte, seine Zuflucht zu nehmen.

Zum Gefühl des Erhabenen wird also schlechterdings erfordert, daß wir uns von jedem physischen Widerstehungsmittel völlig verlassen sehen, und in unserem nichtphysischen Selbst dagegen Hülfe suchen. Furchtbar muß also ein solcher Gegenstand für unsre Sinnlichkeit seyn, und Das ist er nicht mehr, sobald wir uns ihm durch natürliche Kräfte gewachsen fühlen.

Auch wird Dieses von der Erfahrung bestättigt. Die mächtigste Naturkraft ist in eben dem Grade weniger erhaben, als sie von dem Menschen gebändigt erscheint, und sie wird wieder schnell erhaben, sobald sie die Kunst des Menschen zu Schanden macht. Ein Pferd, das noch frei und ungebändigt in den Wäldern herum läuft, ist uns, als eine uns überlegene Naturkraft, furchtbar, und kann einen

Gegenstand für eine erhabene Schilderung abgeben. Eben dieses Pferd, gezähmt, an das Joch oder vor den Wagen gespannt, verliert seine Furchtbarkeit, und mit ihm auch alles Erhabene. Zerreißt aber dieses gebändigte Pferd seine Zügel, bäumt es sich entrüstet unter seinem Reiter, gibt es sich seine Freiheit gewaltsam wieder, so ist seine Furchtbarkeit wieder da, und es wird aufs Neue erhaben.

Die physische Ueberlegenheit des Menschen über die Naturkräfte ist also so wenig ein Grund des Erhabenen, daß sie fast überall, wo sie angetroffen wird, die Erhabenheit des Gegenstandes schwächt und ganz vernichtet. Zwar können wir uns mit merklichem Vergnügen bei der Betrachtung der menschlichen Geschicklichkeit verweilen, die sich die wildesten Naturkräfte zu unterwerfen gewußt hat; aber die Quelle dieses Vergnügens ist logisch und nicht ästhetisch; es ist eine Wirkung des Nachdenkens, und wird nicht durch unmittelbare Vorstellung eingeflößt.

Praktisch-erhaben ist also die Natur nirgends, als wo sie furchtbar ist. Aber nun entsteht die Frage: Ist Dieß auch umgekehrt so? Ist sie überall, wo sie furchtbar ist, auch praktisch-erhaben?

Hier müssen wir abermals zum Begriff des Erhabenen zurückgehen. So ein wesentliches Erforderniß es dazu ist, daß wir uns als Sinnenwesen von dem Gegenstande abhängig fühlen, so wesentlich gehört auf der andern Seite dazu, daß wir uns als Vernunftwesen von demselben unabhängig fühlen. Wo das Erste nicht ist, wo der Gegenstand gar nichts Furchtbares für unsere Sinnlichkeit hat, da ist keine Erhabenheit möglich. Wo das Zweite fehlt, wo er bloß furchtbar ist, wo wir uns ihm als Vernunftwesen nicht überlegen fühlen, da ist sie eben so wenig möglich.

Innere Gemüthsfreiheit gehört schlechterdings dazu, um das Furchtbare erhaben zu finden und Wohlgefallen daran zu haben; denn es kann ja bloß dadurch erhaben seyn, daß es unsre Unabhängigkeit, unsre Gemüthsfreiheit zu empfinden gibt. Nun hebt aber die wirkliche und ernstliche Furcht alle Gemüthsfreiheit auf.

Das erhabene Objekt muß also zwar furchtbar seyn, aber wirkliche Furcht darf es nicht erregen. Furcht ist ein Zustand des Leidens und der Gewalt; das Erhabene kann allein in der freien Betrachtung und durch das Gefühl innerer Thätigkeit gefallen. Entweder darf also das furchtbare Objekt seine Macht gar nicht gegen uns richten, oder wenn Dieß geschieht, so muß unser Geist frei bleiben, indem unsre Sinnlichkeit überwältigt wird. Dieser leztere Fall ist aber höchst selten und erfordert eine Erhebung der menschlichen Natur, die kaum in einem Subjekte als möglich gedacht werden kann. Denn da, wo wir uns wirklich in Gefahr befinden, wo wir selbst der Gegenstand einer feindseligen Naturmacht sind, da ist es um die ästhetische Beurtheilung geschehen. So erhaben ein Meersturm, vom Ufer aus betrachtet, seyn mag, so wenig mögen Die, welche auf dem Schiffe sich befinden, das von demselben zertrümmert wird, aufgelegt seyn, dieses ästhetische Urtheil darüber zu fällen.

Wir haben es also bloß mit dem ersten Fall zu thun, wo das furchtbare Objekt uns zwar seine Macht sehen läßt, aber sie nicht gegen uns richtet, wo wir uns vor demselben sicher wissen. Wir versetzen uns alsdann bloß in der Einbildung in den Fall, wo diese Macht uns selbst treffen könnte, und aller Widerstand vergeblich seyn würde. Das Schreckliche ist also bloß in der Vorstellung. Aber auch

schon die bloße Vorstellung der Gefahr bringt, wenn sie einigermaßen lebhaft ist, den Erhaltungstrieb in Bewegung, und es erfolgt etwas Dem Analoges, was die wirkliche Empfindung hervorbringen würde. Ein Schauer ergreift uns, ein Gefühl von Bangigkeit regt sich, unsere Sinnlichkeit wird empört. Und ohne diesen Anfang des wirklichen Leidens, ohne diesen ernstlichen Angriff auf unsre Existenz würden wir bloß mit dem Gegenstande spielen; und es muß Ernst seyn, wenigstens in der Empfindung, wenn die Vernunft zur Idee ihrer Freiheit ihre Zuflucht nehmen soll. Auch kann das Bewußtseyn unsrer innern Freiheit nur insofern einen Werth haben und Etwas gelten, als es damit Ernst ist; es kann aber nicht damit Ernst seyn, wenn wir mit der Vorstellung der Gefahr bloß spielen.

Ich habe gesagt, daß wir uns in Sicherheit befinden müssen, wenn das Furchtbare uns gefallen soll. Nun gibt es aber Unglücksfälle und Gefahren, vor denen sich der Mensch niemals sicher wissen kann, und die in der Vorstellung doch erhaben seyn können, und es auch wirklich sind. Der Begriff der Sicherheit kann also nicht darauf eingeschränkt werden, daß man sich der Gefahr physisch entzogen weiß, wie z. B. wenn man von einem hohen und wohl befestigten Geländer in eine große Tiefe, oder von einer Anhöhe auf die stürmende See hinab sieht. Hier freilich gründet sich die Furchtlosigkeit auf die Ueberzeugung von der Unmöglichkeit, daß man getroffen werden kann. Aber worauf wollte man seine Sicherheit vor dem Schicksal, vor der allgegenwärtigen Macht der Gottheit, vor schmerzhaften Krankheiten, vor empfindlichen Verlusten, vor dem Tode gründen? Hier ist gar kein physischer Grund der Beruhigung vorhanden; und wenn wir uns das Schicksal in seiner

Furchtbarkeit denken, so müssen wir uns zugleich sagen, daß wir derselben nichts weniger als entzogen sind.

Es gibt also einen zwiefachen Grund der Sicherheit. Vor solchen Uebeln, denen zu entfliehen in unserem physischen Vermögen steht, können wir äußere physische Sicherheit haben; vor solchen Uebeln aber, denen wir auf natürlichem Wege nicht zu widerstehen, noch auszuweichen im Stande sind, können wir bloß innere oder moralische Sicherheit haben. Dieser Unterschied ist ein unmittelbarer Beruhigungsgrund für unsre Sinnlichkeit, ohne alle Beziehung auf unsern innern oder moralischen Zustand. Es wird daher auch gar Nichts dazu erfordert, ein Objekt ohne Furcht zu betrachten, vor welchem man sich in dieser physischen Sicherheit befindet. Daher bemerkt man auch unter den Menschen eine bei weitem größere Einstimmigkeit der Urtheile über das Erhabene *solcher* Objekte, deren Anblick mit dieser physischen Sicherheit verbunden ist, als derjenigen, vor denen man nur moralische Sicherheit hat. Die Ursache ist in die Augen fallend. Physische Sicherheit kommt Jedem auf gleiche Art zu gut; moralische hingegen sezt einen Gemüthszustand voraus, der nicht in allen Subjekten sich findet. Aber weil diese physische Sicherheit bloß für die Sinnlichkeit gilt, so hat sie für sich selbst Nichts, was der Vernunft gefallen könnte, und ihr Einfluß ist bloß negativ, indem sie bloß verhindert, daß der Selbsterhaltungstrieb nicht aufgeschreckt und die Gemüthsfreiheit aufgehoben wird.

Ganz anders ist es mit der innern oder *moralischen Sicherheit*. Diese ist zwar auch ein Beruhigungsgrund für die Sinnlichkeit (sonst wäre sie selbst erhaben), aber sie ist es nur mittelbar durch Ideen der Vernunft.

Wir sehen das Furchtbare ohne Furcht an, weil wir

uns der Macht desselben über uns, als Naturwesen, entweder durch das Bewußtseyn unsrer Unschuld oder durch den Gedanken an die Unzerstörbarkeit unsers Wesens entzogen fühlen. Diese moralische Sicherheit postulirt also, wie wir sehen, Religionsideen, denn nur die Religion, nicht aber die Moral, stellt Beruhigungsgründe für unsre Sinnlichkeit auf. Die Moral verfolgt die Vorschrift der Vernunft unerbittlich und ohne alle Rücksicht auf das Interesse unsrer Sinnlichkeit; die Religion aber ist es, die zwischen den Forderungen der Vernunft und dem Anliegen der Sinnlichkeit eine Aussöhnung, eine Uebereinkunft zu stiften sucht. Zur moralischen Sicherheit reicht es also gar nicht hin, daß wir eine moralische Gesinnung besitzen, sondern es wird noch dazu erfordert, daß wir die Natur in Einstimmung mit dem Moralgesetz, oder was hier einerlei ist, daß wir sie uns unter dem Einfluß eines reinen Vernunftwesens denken. Der Tod z. B. ist ein solcher Gegenstand, vor dem wir nur moralische Sicherheit haben. Die lebhafte Vorstellung aller Schrecknisse des Todes, verbunden mit der Gewißheit, ihm nicht entfliehen zu können, würde es den meisten Menschen, weil die meisten doch weit mehr Sinnenwesen als Vernunftwesen sind, durchaus unmöglich machen, mit dieser Vorstellung so viel Ruhe zu verbinden, als zu einem ästhetischen Urtheil erfordert wird — wenn nicht der Vernunftglaube an eine Unsterblichkeit, auch noch selbst für die Sinnlichkeit, eine leidliche Auskunft wüßte.

Aber man muß Dieß nicht so verstehen, als ob die Vorstellung des Todes, wenn sie mit Erhabenheit verbunden ist, diese Erhabenheit durch die Idee der Unsterblichkeit erhielte. — Nichts weniger! — Die Idee der Unsterblichkeit,

so wie ich sie hier annehme, ist ein Beruhigungsgrund für unsern Trieb nach Fortdauer, also für unsre Sinnlichkeit, und ich muß einmal für allemal bemerken, daß bei Allem, was einen erhabenen Eindruck machen soll, die Sinnlichkeit mit ihren Forderungen schlechterdings abgewiesen worden seye, und aller Beruhigungsgrund nur in der Vernunft zu suchen seyn müsse. Diejenige Idee der Unsterblichkeit also, wobei die Sinnlichkeit gewissermaßen noch ihre Rechnung findet (wie sie in allen positiven Religionen aufgestellt ist), kann gar nichts dazu beitragen, die Vorstellung des Todes zu einem erhabenen Gegenstand zu machen. Vielmehr muß diese Idee nur gleichsam im Hintergrunde stehen, um bloß der Sinnlichkeit zu Hülfe zu kommen, wenn diese sich allen Schreknissen der Zernichtung trost- und wehrlos bloßgestellt fühlte und unter diesem heftigen Angriff zu erliegen drohte. Wird diese Idee der Unsterblichkeit aber die herrschende im Gemüth, so verliert der Tod das Furchtbare, und das Erhabene verschwindet. Die Gottheit, vorgestellt in ihrer Allwissenheit, die alle Krümmungen des menschlichen Herzens durchleuchtet, in ihrer Heiligkeit, die keine unreine Regung duldet, und in ihrer Macht, die unser physisches Schicksal in ihrer Gewalt hat, ist eine furchtbare Vorstellung und kann deßhalb zu einer erhabenen Vorstellung werden. Vor den Wirkungen dieser Macht können wir keine physische Sicherheit haben, weil es uns gleich unmöglich ist, derselben auszuweichen und Widerstand zu thun. Also bleibt uns nur moralische Sicherheit übrig, die wir auf die Gerechtigkeit dieses Wesens und auf unsre Unschuld gründen. Wir sehen die schreckhaften Erscheinungen, durch welche sie ihre Macht zu erkennen gibt, ohne Schrecken an, weil das Bewußtseyn unsrer Schuldlosigkeit uns davor

sicher stellt. Diese moralische Sicherheit macht es uns möglich, bei der Vorstellung dieser grenzenlosen, unwiderstehlichen und allgegenwärtigen Macht unsre Gemüthsfreiheit nicht völlig zu verlieren, denn wo diese dahin ist, da ist das Gemüth zu keiner ästhetischen Beurtheilung aufgelegt. Sie kann aber die Ursache des Erhabenen nicht seyn, weil dieses Gefühl der Sicherheit, ob es gleich auf moralischen Gründen beruht, doch zulezt nur einen Beruhigungsgrund für die Sinnlichkeit abgibt, und den Trieb der Selbsterhaltung befriedigt, das Erhabene aber niemals auf Befriedigung unserer Triebe sich gründet. Soll die Vorstellung der Gottheit praktisch (dynamisch) erhaben werden, so dürfen wir das Gefühl unserer Sicherheit nicht auf unser Daseyn, sondern auf unsre Grundsätze beziehen. Es muß uns gleichgültig seyn, wie wir als Naturwesen dabei fahren, wenn wir uns nur als Intelligenzen von den Wirkungen ihrer Macht unabhängig fühlen. Wir fühlen uns aber als Vernunftwesen selbst von der Allmacht unabhängig, insofern selbst die Allmacht unsre Autonomie nicht aufheben, unsern Willen nicht gegen unsre Grundsätze bestimmen kann. Nur insofern also, als wir der Gottheit allen Natureinfluß auf unsre Willensbestimmungen absprechen, ist die Vorstellung ihrer Macht dynamisch-erhaben.

In seinen Willensbestimmungen sich von der Gottheit unabhängig fühlen, heißt aber nichts Anderes, als sich bewußt seyn, daß die Gottheit nie als eine Macht auf unsern Willen wirken könne. Weil aber der reine Wille jederzeit mit dem Willen der Gottheit coincidiren muß, so kann der Fall nie eintreten, daß wir uns aus reiner Vernunft gegen den Willen der Gottheit bestimmen. Wir sprechen ihr also insofern bloß den Einfluß auf unsern Willen ab,

als wir uns bewußt sind, daß sie durch nichts Anderes, als durch ihre Einstimmigkeit mit dem reinen Vernunftgesetz in uns, also nicht durch die Autorität, nicht durch Belohnung oder Strafe, nicht durch Hinsicht auf ihre Macht in unsere Willensbestimmungen einfließen könne. Unsere Vernunft verehrt in der Gottheit Nichts als ihre Heiligkeit und fürchtet auch Nichts von ihr als ihre Mißbilligung — und auch diese nur insofern, als sie in der göttlichen Vernunft ihre eigenen Gesetze erkennt. Es steht aber nicht in der göttlichen Willkür, unsere Gesinnungen zu mißbilligen oder zu billigen, sondern Das wird durch unser Betragen bestimmt. In dem einzigen Falle also, wo die Gottheit für uns furchtbar werden könnte, nämlich in ihrer Mißbilligung, hangen wir nicht von ihr ab. Die Gottheit also, vorgestellt als eine Macht, die unsere Existenz zwar aufheben, aber so lange wir diese Existenz noch haben, auf die Handlungen unserer Vernunft keinen Einfluß äußern kann, ist dynamisch-erhaben — und auch nur diejenige Religion, welche uns diese Vorstellung von der Gottheit gibt, trägt das Siegel der Erhabenheit in sich. *

---

* „Wider diese Auflösung des Begriffs vom Dynamisch-Erhabenen," sagt Kant, „scheint zu streiten, daß wir Gott im Ungewitter, Erdbeben u. s. f. als eine zürnende Macht und dennoch als erhaben vorzustellen pflegen, wobei es von unserer Seite Thorheit sowohl als Frevel seyn würde, uns eine Ueberlegenheit des Gemüths über die Wirkungen einer solchen Macht einzubilden. Hier scheint kein Gefühl der Erhabenheit unsrer eigenen Natur, sondern vielmehr Niedergeschlagenheit und Unterwerfung die Gemüthsstimmung zu seyn, die sich für die Erscheinung eines solchen Gegenstandes schickt. In der Religion überhaupt scheint Niederwerfen, Anbetung mit zerknirschten angstvollen

Der Gegenstand des Praktisch-Erhabenen muß für die Sinnlichkeit furchtbar seyn; unserem physischen Zustand muß ein Uebel drohen, und die Vorstellung der Gefahr muß den Selbsterhaltungstrieb in Bewegung setzen.

Unser intelligibles Selbst, dasjenige in uns, was nicht Natur ist, muß sich bei jeder Affektion des Erhaltungstriebs von dem sinnlichen Theil unsers Wesens unterscheiden, und seiner Selbstständigkeit, seiner Unabhängigkeit von Allem, was die physische Natur treffen kann, kurz seiner Freiheit sich bewußt werden.

Diese Freiheit ist aber schlechterdings nur moralisch, nicht physisch. Nicht durch unsere natürlichen Kräfte, nicht durch unsern Verstand, nicht als Sinnenwesen, dürfen wir uns dem furchtbaren Gegenstand überlegen fühlen; denn da würde unsere Sicherheit immer nur durch physische Ursachen, also empirisch, bedingt seyn, und also immer noch eine

---

Gebärden das einzig schickliche Benehmen in Gegenwart der Gottheit zu seyn, welches daher auch die meisten Völker angenommen haben. Aber" — fährt er fort — „diese Gemüthsstimmung ist mit der Idee der Erhabenheit einer Religion bei Weitem nicht so nothwendig verbunden. Der Mensch, der sich seiner Schuld bewußt ist, und also Ursache hat, sich zu fürchten, ist in gar keiner Gemüthsstimmung, um eine göttliche Größe zu bewundern — nur alsdann, wenn sein Gewissen rein ist, dienen jene Wirkungen der göttlichen Macht dazu, ihm eine erhabene Idee von der Gottheit zu geben, sofern er durch das Gefühl seiner eigenen erhabenen Gesinnung über die Furcht vor den Wirkungen dieser Macht erhoben wird. Er hat Ehrfurcht, nicht Furcht, vor der Gottheit, da hingegen die Superstition bloße Furcht und Angst vor der Gottheit fühlt, ohne sie hochzuschätzen, woraus nie eine Religion des guten Wandels, bloß Gunstbewerbung und Einschmeichlung entstehen kann." (Kants Kritik der ästhetischen Urtheilskraft. Analytik des Erhabenen.)

Abhängigkeit von der Natur übrig bleiben. Es muß uns vielmehr völlig gleichgültig seyn, wie wir als Sinnenwesen dabei fahren, und bloß darin muß unsere Freiheit bestehen, daß wir unsern physischen Zustand, der durch die Natur bestimmt werden kann, gar nicht zu unserm Selbst rechnen, sondern als etwas Auswärtiges und Fremdes betrachten, was auf unsere moralische Person keinen Einfluß hat.

Groß ist, wer das Furchtbare überwindet; erhaben ist, wer es, auch selbst unterliegend, nicht fürchtet.

Hannibal war theoretisch-groß, da er sich über die unwegsamen Alpen den Durchgang nach Italien bahnte; praktisch-groß oder erhaben war er nur im Unglück.

Groß war Herkules, da er seine zwölf Arbeiten unternahm und beendigte.

Erhaben war Prometheus, da er, am Kaukasus angeschmiedet, seine That nicht bereute, und sein Unrecht nicht eingestand.

Groß kann man sich im Glück, erhaben nur im Unglück zeigen.

Praktisch-erhaben ist also jeder Gegenstand, der uns zwar unsere Unmacht, als Naturwesen, zu bemerken gibt — zugleich aber ein Widerstehungsvermögen von ganz anderer Art in uns aufdeckt, welches zwar von unserer physischen Existenz die Gefahr nicht entfernt, aber (was unendlich mehr ist) unsere physische Existenz selbst von unserer Persönlichkeit absondert. Es ist also keine materiale und bloß einen einzelnen Fall betreffende, sondern eine idealische, und über alle möglichen Fälle sich erstreckende Sicherheit, deren wir uns bei Vorstellung des Erhabenen bewußt werden. Dieses gründet sich also ganz und gar nicht auf Ueberwindung oder Aufhebung einer uns drohenden

Gefahr, sondern auf Wegräumung der leztern Bedingung, unter der es allein Gefahr für uns geben kann, indem es uns den sinnlichen Theil unsers Wesens, der allein der Gefahr unterworfen ist, als ein auswärtiges Naturding betrachten lehrt, das unsere wahre Person, unser moralisches Selbst, gar nichts angeht.

Nach Festsetzung des Begriffs vom Praktisch-Erhabenen sind wir im Stande, es nach Verschiedenheit der Gegenstände, durch die es erregt wird, und nach Verschiedenheit der Verhältnisse, in welchen wir zu diesen Gegenständen stehen, unter Klassen zu bringen.

In der Vorstellung des Erhabenen unterscheiden wir Dreierlei. Erstlich: einen Gegenstand der Natur, als Macht; zweitens: eine Beziehung dieser Macht auf unser physisches Widerstehungsvermögen; drittens: eine Beziehung derselben auf unsere moralische Person. Das Erhabene ist also die Wirkung dreier auf einander folgender Vorstellungen: 1) einer objektiven physischen Macht, 2) unserer subjektiven physischen Macht, 3) unserer subjektiven moralischen Uebermacht. Ob aber gleich bei jeder Vorstellung des Erhabenen diese drei Bestandtheile wesentlich und nothwendig sich vereinigen müssen, so ist es dennoch zufällig, wie wir zu der Vorstellung derselben gelangen, und darauf gründet sich nun ein zwiefacher Hauptunterschied des Erhabenen der Macht.

1) Entweder wird bloß ein Gegenstand als Macht die objektive Ursache des Leidens, aber nicht das Leiden selbst in der Anschauung gegeben, und es ist das urtheilende Subjekt, welches die Vorstellung des Leidens in sich erzeugt und den gegebenen Gegenstand, durch Beziehung auf den Erhaltungstrieb, in ein Objekt der Furcht und durch

Beziehung auf seine moralische Person in ein Erhabenes verwandelt;

2) Oder außer dem Gegenstand als Macht wird zugleich seine Furchtbarkeit für den Menschen, das Leiden selbst objektiv vorgestellt, und dem beurtheilenden Subjekt bleibt nichts übrig, als die Anwendung davon auf seinen moralischen Zustand zu machen, und aus dem Furchtbaren das Erhabene zu erzeugen.

Ein Objekt der ersten Klasse ist contemplativ, ein Objekt der zweiten pathetisch-erhaben.

I. Das Kontemplativ-Erhabene der Macht.

Gegenstände, welche uns weiter nichts als eine Macht der Natur zeigen, die der unserigen weit überlegen ist, im Uebrigen aber es uns selbst anheim stellen, ob wir eine Anwendung davon auf unsern physischen Zustand oder auf unsere moralische Person machen wollen, sind bloß kontemplativ-erhaben. Ich nenne sie deßwegen so, weil sie das Gemüth nicht so gewaltsam ergreifen, daß es nicht in einem Zustande ruhiger Betrachtung dabei verharren könnte. Bei dem Contemplativ-Erhabenen kommt auf die Selbstthätigkeit des Gemüths das Meiste an, weil von Außen nur Eine Bedingung gegeben wird, die zwei anderen aber von dem Subjekt selbst erfüllt werden müssen. Aus diesem Grunde ist das Contemplativ-Erhabene weder von so intensiv starker, noch von so ausgebreiteter Wirkung als das Pathetisch-Erhabene. Nicht von so ausgebreiteter: weil nicht alle Menschen Einbildungskraft genug haben, um eine lebhafte Vorstellung der Gefahr in sich hervorzubringen, nicht Alle selbstständige moralische Kraft genug haben, um

einer solchen Vorstellung nicht lieber auszuweichen. Nicht von so starker Wirkung, weil die Vorstellung der Gefahr, auch wenn sie noch so lebhaft erweckt wird, in diesem Falle doch immer freiwillig ist, und das Gemüth leichter über eine Vorstellung Meister bleibt, die es selbstthätig erzeugte. Das Contemplativ-Erhabene verschafft daher einen geringern, aber auch weniger gemischten Genuß.

Die Natur gibt zum Contemplativ-Erhabenen Nichts her, als einen Gegenstand der Macht, aus dem etwas Furchtbares für die Menschheit zu machen der Einbildungskraft überlassen bleibt. Je nachdem nun der Antheil groß oder klein ist, den die Phantasie an Hervorbringung dieses Furchtbaren hat, je nachdem sie ihr Geschäft aufrichtiger oder verdeckter verwaltet, muß auch das Erhabene verschieden ausfallen.

Ein Abgrund, der sich zu unsern Füßen aufthut, ein Gewitter, ein brennender Vulkan, eine Felsenmasse, die über uns herabhangt, als wenn sie eben niederstürzen wollte, ein Sturm auf dem Meer, ein rauher Winter der Polargegend, ein Sommer der heißen Zone, reißende oder giftige Thiere, eine Ueberschwemmung und dergleichen, sind solche Mächte der Natur, gegen welche unser widerstehendes Vermögen für Nichts zu rechnen ist, und die mit unserer physischen Existenz doch im Widerspruche stehen. Selbst gewisse idealische Gegenstände, wie z. B. die Zeit, als eine Macht betrachtet, die still, aber unerbittlich wirkt, die Nothwendigkeit, deren strengem Gesetze kein Naturwesen sich entziehen kann, selbst die moralische Idee der Pflicht, die sich nicht selten gegen unsere physische Existenz als eine feindliche Macht verhält, sind furchtbare Gegenstände, sobald die Einbildungskraft sie auf den Erhaltungstrieb bezieht; und sie werden erhaben, sobald die

Vernunft sie auf ihre höchsten Gesetze anwendet. Weil aber in allen diesen Fällen die Phantasie erst das Furchtbare hinzuthut, und es ganz bei uns steht, eine Idee zu unterdrücken, die unser eignes Werk ist, so gehören diese Gegenstände in die Klasse des Contemplativ-Erhabenen.

Aber die Vorstellung der Gefahr hat hier doch einen realen Grund, und es bedarf bloß der einfachen Operation: die Existenz dieser Dinge mit unserer physischen Existenz in eine Vorstellung zu verknüpfen, so ist das Furchtbare da. Die Phantasie braucht aus ihren eigenen Mitteln Nichts hineinzulegen, sondern sie hält sich nur an Das, was ihr gegeben ist.

Aber nicht selten werden an sich gleichgültige Gegenstände der Natur, durch Dazwischenkunft der Phantasie, subjektiv in furchtbare Mächte verwandelt, und es ist die Phantasie selbst, die das Furchtbare nicht bloß durch Vergleichung entdeckt, sondern es, ohne einen hinreichenden objektiven Grund dazu zu haben, eigenmächtig erschafft. Dieß ist der Fall beim Außerordentlichen und beim Unbestimmten.

Dem Menschen, im Zustand der Kindheit, wo die Einbildungskraft am ungebundensten wirkt, ist Alles schreckhaft, was ungewöhnlich ist. In jeder unerwarteten Erscheinung der Natur glaubt er einen Feind zu erblicken, der gegen sein Daseyn gerüstet ist, und der Erhaltungstrieb ist in dieser Periode sein unumschränkter Gebieter, und weil dieser Trieb ängstlich und feig ist, so ist die Herrschaft desselben ein Reich des Schreckens und der Furcht. Der Aberglaube, der in dieser Epoche sich bildet, ist daher schwarz und fürchterlich, und auch die Sitten tragen diesen feindseligen finstern Charakter. Man findet den Menschen früher

bewaffnet als bekleidet, und sein erster Griff ist an das Schwert, wenn er einem Fremdling begegnet. Die Gewohnheit der alten Taurier, jeden Ankömmling, den das Unglück an ihre Küste führte, der Diana zu opfern, hat schwerlich einen andern Ursprung als die Furcht; denn so verwildert ist nur der schief gebildete, nicht der ungebildete Mensch, daß er gegen Dasjenige wüthete, was ihm nicht schaden kann.

Diese Furcht vor Allem, was außerordentlich ist, verliert sich nun zwar im Zustande der Kultur, aber nicht so ganz, daß in der ästhetischen Betrachtung der Natur, wo sich der Mensch dem Spiel der Phantasie freiwillig hingibt, nicht eine Spur davon übrig bleiben sollte. Das wissen die Dichter sehr gut, und unterlassen daher nicht, das Außerordentliche wenigstens als ein Ingrediens des Furchtbaren zu gebrauchen. Eine tiefe Stille, eine große Leere, eine plötzliche Erhellung der Dunkelheit sind an sich sehr gleichgültige Dinge, die sich durch Nichts als das Außerordentliche und Ungewöhnliche auszeichnen. Dennoch erregen sie ein Gefühl des Schreckens, oder verstärken wenigstens den Eindruck desselben, und sind daher tauglich zum Erhabenen.

Wenn uns Virgil mit Grausen über das Höllenreich erfüllen will, so macht er uns vorzüglich auf die Leerheit und Stille desselben aufmerksam. Er nennt es loca nocte late tacentia, stillschweigende Gefilde der Nacht, domos vacuas Ditis et inania Regna — leere Behausungen und hohle Reiche des Pluto.

Bei den Einweihungen in die Mysterien der Alten wurde vorzüglich auf einen furchtbaren, feierlichen Eindruck gesehen, und dazu bediente man sich besonders auch des Stillschweigens. Eine tiefe Stille gibt der Einbildungskraft

einen freien Spielraum und spannt die Erwartung auf etwas Furchtbares, welches kommen soll. Bei Uebungen der Andacht ist das Stillschweigen einer ganzen versammelten Gemeine ein sehr wirksames Mittel, der Phantasie einen Schwung zu geben und das Gemüth in eine feierliche Stimmung zu setzen. Selbst der Volksaberglaube macht bei seinen Träumereien davon Gebrauch, denn bekanntlich muß eine tiefe Stille beobachtet werden, wenn man einen Schatz zu erheben hat. In den bezauberten Palästen, die in Feenmährchen vorkommen, herrscht ein todtes Schweigen, welches Grauen erweckt, und es gehört zur Naturgeschichte der bezauberten Wälder, daß nichts Lebendiges sich darin regt. Auch die Einsamkeit ist etwas Furchtbares, sobald sie anhaltend und unfreiwillig ist, wie z. B. die Verbannung auf eine unbewohnte Insel. Eine weit ausgebreitete Wüste, ein einsamer, viele Meilen langer Wald, das Herumirren auf der grenzenlosen See sind lauter Vorstellungen, welche Grauen erregen und in der Dichtkunst zum Erhabenen zu gebrauchen sind. Hier aber (bei der Einsamkeit) ist doch schon ein objektiver Grund der Furcht, weil die Idee einer großen Einsamkeit auch die Idee der Hülflosigkeit mit sich führt.

Noch weit geschäftiger beweist sich die Phantasie, aus dem Geheimen, Unbestimmten und Undurchdringlichen einen Gegenstand des Schreckens zu machen. Hier ist sie eigentlich in ihrem Elemente, denn da ihr die Wirklichkeit keine Grenze sezt und ihre Operationen auf keinen besondern Fall eingeschränkt werden, so steht ihr das weite Reich der Möglichkeit offen. Daß sie sich aber gerade zum Schrecklichen hinneigt und von dem Unbekannten mehr fürchtet als hofft, liegt in der Natur des Erhaltungstriebs,

der sie leitet. Die Verabscheuung wirkt ungleich schneller und mächtiger als die Begierde, und daher kömmt es, daß wir hinter dem Unbekannten mehr Schlimmes vermuthen, als Gutes erwarten.

Die **Finsterniß** ist schrecklich und eben darum zum Erhabenen tauglich. Sie ist aber nicht an sich selbst schrecklich, sondern weil sie uns die Gegenstände verbirgt und uns also der ganzen Gewalt der Einbildungskraft überliefert. Sobald die Gefahr deutlich ist, verschwindet ein großer Theil der Furcht. Der Sinn des Gesichts, der erste Wächter unsers Daseyns, versagt uns in der Dunkelheit seine Dienste, und wir fühlen uns der verborgenen Gefahr bloßgestellt. Darum sezt der Aberglaube alle Geistererscheinungen in die Mitternachtsstunde, und das Reich des Todes wird vorgestellt als ein Reich der ewigen Nacht. In den Dichtungen **Homers**, wo die Menschheit noch ihre natürlichste Sprache redet, wird die Dunkelheit als eines der größten Uebel dargestellt.

Allda liegt das Land und die Stadt der cimmerischen Männer,
Diese tappen beständig in Nacht und Nebel, und niemals
Schauet strahlend auf sie der Gott der leuchtenden Sonne,
Sondern schreckliche Nacht umhüllt die elenden Menschen.

„Jupiter,“ ruft der tapfre **Ajax** im Dunkel der Schlacht aus, „befreie die Griechen von dieser Finsterniß. Laß es Tag werden, laß diese Augen sehen, und dann, und dann, wenn du willst, laß mich im Lichte fallen.“

Ilias.

Auch das **Unbestimmte** ist ein Ingrediens des Schrecklichen, und aus keinem andern Grunde, als weil es der Einbildungskraft Freiheit gibt, das Bild nach ihrem eignen Gutdünken auszumalen. Das Bestimmte hingegen führt

zu deutlicher Erkenntniß und entzieht den Gegenstand dem willkürlichen Spiel der Phantasie, indem es ihn dem Verstande unterwirft.

Homers Darstellung der Unterwelt wird eben dadurch, daß sie gleichsam in einem Nebel schwimmt, desto furchtbarer, und die Geistergestalten im Ossian sind Nichts als luftige Wolkengebilde, denen die Phantasie nach Willkür den Umriß gibt.

Alles, was verhüllt ist, alles Geheimnißvolle trägt zum Schrecklichen bei und ist deßwegen der Erhabenheit fähig. Von dieser Art ist die Aufschrift, welche man zu Sais in Egypten über dem Tempel der Isis las: „Ich bin Alles, was ist, was gewesen ist und was seyn wird. Kein sterblicher Mensch hat meinen Schleier aufgehoben.“ Eben dieses Ungewisse und Geheimnißvolle gibt den Vorstellungen der Menschen von der Zukunft nach dem Tode etwas Grauenvolles; diese Empfindungen sind in dem bekannten Selbstgespräch Hamlets sehr glücklich ausgedrückt.

Die Beschreibung, die uns Tacitus von dem feierlichen Aufzug der Göttin Hertha macht, wird durch das Dunkel, das er darüber verbreitet, furchtbar-erhaben. Der Wagen der Göttin verschwindet im Innersten des Waldes, und keiner von Denen, die zu diesem geheimnißvollen Dienste gebraucht werden, kommt lebend zurück. Mit Schauder fragt man sich, was Das wohl seyn möge, welches Dem, der es sieht, das Leben kostet, quod tantum morituri vident.

Alle Religionen haben ihre Mysterien, welche ein heiliges Grauen unterhalten, und so wie die Majestät der Gottheit hinter dem Vorhang im Allerheiligsten wohnet, so pflegt sich auch die Majestät der Könige mit Geheimniß zu umgeben, um die Ehrfurcht ihrer Unterthanen durch diese

künstliche Unsichtbarkeit in fortdauernder Spannung zu erhalten.

Dieß sind die vorzüglichsten Unterarten des Contemplativ-Erhabenen der Macht, und da sie in der moralischen Bestimmung des Menschen gegründet sind, welche allen Menschen gemein ist, so ist man berechtigt, eine Empfänglichkeit dafür bei allen menschlichen Subjekten vorauszusetzen, und der Mangel derselben kann nicht wie bei bloß sinnlichen Rührungen durch ein Spiel der Natur entschuldigt, sondern darf als eine Unvollkommenheit dem Subjekt zugerechnet werden. Zuweilen findet man das Erhabene der Erkenntniß mit dem Erhabenen der Macht verbunden, und die Wirkung ist um so größer, wenn nicht bloß das sinnliche Widerstehungsvermögen, sondern auch selbst das Darstellungsvermögen an einem Objekt seine Schranken findet und die Sinnlichkeit mit ihrer doppelten Forderung abgewiesen wird.

II. Das Pathetisch-Erhabene.

Wenn uns ein Gegenstand nicht bloß als Macht überhaupt, sondern zugleich als eine den Menschen verderbliche Macht objektiv gegeben wird — wenn er also seine Gewalt nicht bloß **zeigt**, sondern sie wirklich feindlich **äußert**, so steht es der Einbildungskraft nicht mehr frei, ihn auf den Erhaltungstrieb zu beziehen, sondern sie **muß**, sie wird objektiv dazu genöthigt. Wirkliches Leiden aber gestattet kein ästhetisches Urtheil, weil es die Freiheit des Geistes aufhebt. Also darf es nicht das urtheilende Subjekt seyn, an welchem der furchtbare Gegenstand seine zerstörende Macht beweist, d. h. wir dürfen nicht **selbst**, sondern bloß **sympathetisch** leiden. Aber auch das sympathetische Leiden ist für die

Sinnlichkeit schon zu angreifend, wenn das Leiden außer uns Existenz hat. Der theilnehmende Schmerz überwiegt den ästhetischen Genuß. Nur alsdann, wenn das Leiden entweder bloße Illusion und Erdichtung ist, oder (im Fall, daß es in der Wirklichkeit statt gefunden hätte) wenn es nicht unmittelbar den Sinnen, sondern der Einbildungskraft vorgestellt wird, kann es ästhetisch werden und ein Gefühl des Erhabenen erregen. Die Vorstellung eines fremden Leidens, verbunden mit Affekt und mit dem Bewußtseyn unsrer innern moralischen Freiheit, ist pathetisch-erhaben.

Die Sympathie oder der theilnehmende (mitgetheilte) Affekt ist keine freie Aeußerung unsres Gemüths, die wir erst selbstthätig hervorbringen müßten, sondern eine unwillkürliche, durch das Naturgesetz bestimmte Affektion des Gefühlvermögens. Es kommt gar nicht auf unsern Willen an, ob wir das Leiden eines Geschöpfs mitempfinden wollen. Sobald wir eine Vorstellung davon haben, müssen wir es. Die Natur, nicht unsre Freiheit handelt, und die Gemüthsbewegung eilt dem Entschluß zuvor.

Sobald wir also objektiv die Vorstellung eines Leidens erhalten, so muß, vermöge des unveränderlichen Naturgesetzes der Sympathie, in uns selbst ein Nachgefühl dieses Leidens erfolgen. Dadurch machen wir es gleichsam zu dem unsrigen. Wir leiden mit. Nicht bloß die theilnehmende Betrübniß, das Gerührtseyn über fremdes Unglück, heißt Mitleiden, sondern jeder traurige Affekt ohne Unterschied, den wir einem Andern nachempfinden; also gibt es so viele Arten des Mitleidens, als es verschiedene Arten des ursprünglichen Leidens gibt, mitleidende Furcht, mitleidendes

Schrecken, mitleidende Angst, mitleidende Entrüstung, mitleidende Verzweiflung.

Wenn aber das Effekt Erregende (oder Pathetische) einen Grund des Erhabenen abgeben soll, so darf es nicht bis zum wirklichen Selbstleiden getrieben werden. Auch mitten im heftigsten Affekt müssen wir uns von dem selbst leidenden Subjekt unterscheiden, denn es ist um die Freiheit des Geistes geschehen, sobald die Täuschung sich in völlige Wahrheit verwandelt.

Wird das Mitleiden zu einer solchen Lebhaftigkeit erhöht, daß wir uns mit dem Leidenden ernstlich verwechseln, so beherrschen wir den Affekt nicht mehr, sondern er beherrscht uns. Bleibt hingegen die Sympathie in ihren ästhetischen Gränzen, so vereinigt sie zwei Hauptbedingungen des Erhabenen: sinnlich-lebhafte Vorstellung des Leidens mit dem Gefühl eigener Sicherheit verbunden.

Aber dieses Gefühl der Sicherheit bei der Vorstellung fremder Leiden ist ganz und gar nicht der Grund des Erhabenen und überhaupt nicht die Quelle des Vergnügens, das wir aus dieser Vorstellung schöpfen. Erhaben wird das Pathetische allein durch das Bewußtseyn unsrer moralischen, nicht unsrer physischen Freiheit. Nicht weil wir uns durch unser gutes Geschick diesem Leiden entzogen sehen (denn da würden wir noch immer einen schlechten Gewährsmann für unsre Sicherheit haben), sondern weil wir unser moralisches Selbst der Kausalität dieses Leidens, nämlich seinem Einfluß auf unsre Willensbestimmung entzogen fühlen, erhebt es unser Gemüth und wird pathetisch-erhaben.

Es ist schlechterdings nöthig, daß man die Seelenstärke wirklich in sich fühle, bei ernstlich eintretender Gefahr seine moralische Freiheit zu behaupten. Nicht von Dem, was

geschieht, sondern von Dem, was geschehen soll und kann, ist hier die Rede; von unsrer Bestimmung, nicht von unserm wirklichen Thun, von der Kraft, nicht von Anwendung derselben. Indem wir ein schwerbeladenes Frachtschiff im Sturm untergehen sehen, können wir uns an der Stelle des Kaufmanns, dessen ganzer Reichthum hier von dem Wasser verschlungen wird, recht sehr unglücklich fühlen. Aber zugleich fühlen wir doch auch, daß dieser Verlust nur zufällige Dinge betrifft, und daß es Pflicht ist, sich darüber zu erheben. Es kann aber Nichts Pflicht seyn, was unerfüllbar ist, und was geschehen soll, muß nothwendig geschehen können. Daß wir uns aber über einen Verlust hinweg setzen können, der uns als Sinnenwesen mit Recht so empfindlich ist, beweist ein Vermögen in uns, welches nach ganz anderen Gesetzen handelt, als das sinnliche, und mit dem Naturtrieb Nichts gemein hat. Erhaben aber ist Alles, was dieses Vermögen in uns zum Bewußtseyn bringt.

Man kann sich also recht gut sagen, daß man den Verlust dieser Güter nichts weniger als gelassen ertragen werde, — Dieß hindert das Gefühl des Erhabenen gar nicht — wenn man nur fühlt, daß man sich darüber hinwegsetzen sollte, und daß es Pflicht ist, ihnen keinen Einfluß auf die Selbstbestimmung der Vernunft zu gestatten. Wer freilich auch nicht einmal dafür Sinn hat, an dem ist alle ästhetische Kraft des Großen und Erhabenen verloren.

Es erfordert doch also wenigstens eine Fähigkeit des Gemüths, sich seiner Vernunftbestimmung bewußt zu werden, und eine Empfänglichkeit für die Idee der Pflicht, wenn man auch gleich die Schranken erkennt, welche die schwache Menschheit ihrer Ausübung setzen dürfte. Es würde

überhaupt um das Wohlgefallen am Guten sowohl als am Erhabenen mißlich stehen, wenn man nur Sinn für Das haben könnte, was man selber erreicht hat, oder zu erreichen sich zutraut.

Aber es ist ein achtungswerther Charakterzug der Menschheit, daß sie sich wenigstens in ästhetischen Urtheilen zu der guten Sache bekennt, auch wenn sie gegen sich selbst sprechen müßte, und daß sie den reinen Ideen der Vernunft, in der Empfindung wenigstens, huldigt, wenn sie gleich nicht immer Stärke genug hat, wirklich darnach zu handeln.

Zum Pathetisch-Erhabenen werden also zwei Hauptbedingungen erfordert; Erstlich eine lebhafte Vorstellung des Leidens, um den mitleidenden Affekt in der gehörigen Stärke zu erregen; Zweitens eine Vorstellung des Widerstandes gegen das Leiden, um die innere Gemüthsfreiheit ins Bewußtseyn zu rufen. Nur durch das Erste wird der Gegenstand pathetisch, nur durch das Zweite wird das Pathetische zugleich erhaben.

Aus diesem Grundsatz fließen die beiden Fundamentalgesetze der tragischen Kunst. Diese sind erstlich: Darstellung der leidenden Natur; zweitens: Darstellung der moralischen Selbstständigkeit im Leiden.

Zerstreute Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände.

Die Einbildungskraft, als Spontaneität des Gemüths, verrichtet bei Vorstellung der Größen ein doppeltes Geschäft. Sie faßt erstlich jedweden Theil des gegebenen Quantums in einem empirischen Bewußtseyn auf, welches die Apprehension ist; zweitens faßt sie die nach einander aufgefaßten Theile in einem reinen Selbstbewußtseyn zusammen, in welchem lezten Geschäft, der Comprehension, sie ganz als reiner Verstand wirkt. Mit jedem Theile des Quantums nämlich verbindet sich die Vorstellung meines Ichs (empirisches Bewußtseyn); und durch Reflexion über diese successiv angestellten Synthesen erkenne ich die Identität meines Ichs in der ganzen Reihe derselben (reines Selbstbewußtseyn): dadurch erst wird das Quantum ein Gegenstand für mich. Ich reihe A an B und B an C u. s. f., und indem ich diesem meinem Geschäft gleichsam zusehe, sage ich mir: sowohl in A als in B und in C bin Ich das handelnde Subjekt.

Die Auffassung geschieht successiv, und ich ergreife eine Theilvorstellung nach der andern. Da nun nach jedem Zeitmoment stets wieder ein anderes folgt, und so fort bis ins Unendliche, so ist auf diesem Wege keine Gefahr, daß ich nicht auch das zahlreichste Quantum zu Ende bringen könnte. Man gebe mir bloß Zeit, so soll keine Zahl für mich, in der Apprehension, überschwenglich seyn. Die Zusammenfassung hingegen geschieht simultan, und durch die Vorstellung der Identität meines Ichs in allen vorhergegangenen Synthesen hebe ich die Zeitbedingung wieder auf,

unter welcher sie vor sich gegangen waren. Alle jene verschiedenen empirischen Vorstellungen meines Ichs verlieren sich in das einzige reine Selbstbewußtseyn: das Subjekt, welches in A und B und C u. s. f. gehandelt hat, bin Ich, das ewig identische Selbst.

Für diese zweite Handlung, nämlich für die Reduktion der verschiedenen empirischen Apperceptionen auf das reine Selbstbewußtseyn, ist es nun ganz und gar nicht gleichgültig, wie viele solcher empirischen Apperceptionen es sind, die in das reine Selbstbewußtseyn sich auflösen sollen. Die Erfahrung wenigstens lehrt, daß die Einbildungskraft hier eine Grenze hat, wie schwer auch der nothwendige Grund derselben sich möchte auffinden lassen. Diese Grenze kann in verschiedenen Subjekten verschieden und vielleicht durch Uebung und Anstrengung zu erweitern seyn, aber nie wird sie aufgehoben werden. Wenn das Reflexionsvermögen diese Grenze überschreitet und Vorstellungen, welche schon darüber hinaus liegen, in Ein Selbstbewußtseyn versammeln will, so verliert es eben so viel an Klarheit, als es an Ausbreitung gewinnt. Zwischen dem Umfang des Ganzen einer Vorstellung und der Deutlichkeit ihrer Theile ist ein ewig unüberschreitbares, bestimmtes Verhältniß, daher wir bei jeder Aufnehmung eines großen Quantums in die Einbildungskraft eben so viel rückwärts verlieren, als wir vorwärts gewinnen, und, wenn wir nun das Ende erreicht haben, den Anfang verschwunden sehen.

Diejenige Anzahl von Vorstellungen, mit welcher die Deutlichkeit der einzelnen Theile noch vollkommen bestehen kann, wäre also das Maximum des menschlichen Comprehensionsvermögens. Es kann, und zwar sehr beträchtlich, von der Einbildungskraft überschritten werden, aber jederzeit

auf Kosten der Deutlichkeit und zum Nachtheile des Verstandes, der sich streng darin halten muß. Weniger als Drei kann diese Zahl nicht wohl seyn, weil der ursprüngliche Akt des Entgegensetzens, auf dem doch alles bestimmte Denken ruht, diese Dreiheit nothwendig macht. Ob es über diese Dreiheit hinausgehe, läßt sich bezweifeln, und die Erfahrung liefert wenigstens Nichts, woraus es bewiesen werden könnte. Und so könnte denn allerdings die Zahl Drei die heilige Zahl genannt werden, weil uns durch sie unser ganzer Denkkreis bestimmt seyn würde.

Nach diesem logischen Grundmaße richtet sich nun auch das ästhetische in Schätzung der Größen, welches zwar nicht ganz so eng kann angenommen werden. Es ist ausgemacht, daß wir wenigstens mehr als drei Einheiten zugleich übersehen und unterscheiden können, wenn gleich, je weiter wir die Zusammenfassung treiben, je mehr und mehr die Deutlichkeit abnimmt. Weil aber bei der Größenschätzung alle Theile als gleichartig angenommen werden, so ist hier die Forderung der Deutlichkeit auch schon etwas weniger strenge. Wir werden vielleicht mit Einem Blick zwanzig Personen übersehen können, aber mehr als drei darunter in Einem Zeitmoment zu erkennen, wird schwer seyn. Ueberhaupt müssen wir uns hier in Acht nehmen, daß wir Das nicht für simultan halten, was bloß eine schnelle Succession ist. Die Rapidität, womit der Verstand aus dreimal drei neune machte, läßt uns nicht mehr unterscheiden, ob diese neun Einheiten auf Einmal oder in einer Folge von drei Momenten vor unsrer Seele schweben. Wir bilden uns oft ein, mit dem Sinn zu fassen, wo wir bloß mit dem Verstande begreifen. Aber wir dürfen bloß das Experiment machen, ob Das, was wir bei einer geschickten Anordnung

auf Einmal übersehen, auch noch dann, wenn es in Unordnung ist, diese Wirkung thut. Eintheilung und Ordnung können nur den Verstand, aber nie die Einbildungskraft unterstützen; was wir also nur unter dieser Bedingung leicht übersehen, das haben wir nicht auf Einmal angeschaut, sondern gezählt oder gemessen.

Dieses durch die Schranken unsers Subjekts bestimmte Maximum der Comprehension ist es, was uns bei aller Größenschätzung, auch der mathematischen, als leztes Grundmaß leitet. Weil jede Größe nur komparativ zu bestimmen ist, so würde es dem Verstand ohne ein solches äußerstes Grundmaß an einem festen Punkte fehlen, auf welchem er zulezt nothwendig ruhen muß, um nur irgend eine Größe bestimmen zu können. Nach diesem subjektiven Grundmaße nun wird jedes Quantum in der Natur geschäzt, und die Einerleiheit desselben in allen Menschen ist auch allein Ursache, daß in den Urtheilen der Menschen über Größe eine Uebereinstimmung stattfinden kann. Würde dieses Grundmaß erweitert, so würden alle Gegenstände, wenigstens ästhetisch, in ein anderes Größenverhältniß zu uns treten, Berechnungen, die jezt nur diskursiv nach Begriffen von Statten gehen, würden das Werk eines Blickes seyn, und Objekte, die uns jezt durch Erhabenheit rühren, würden ihren ganzen Zauber ablegen und in der gemeinen Klasse verschwinden.

Man nehme einstweilen an, daß dieses Maximum der sinnlichen Zusammenfassung zehn sey. Zehn Einheiten kann also die Einbildungskraft in Eine begreifen, ohne daß eine einzige darunter fehlte. Nun sind aber in einer gegebenen Größe tausend solcher Einheiten enthalten, und das ganze Tausend soll in das Bewußtseyn aufgenommen werden. Das

Quantum zu apprehendiren, d. h. jede dieser tausend Einheiten ins Bewußtseyn einzeln aufzunehmen, hat ganz und gar keine Schwierigkeit, weil dazu nichts als Zeit erfordert wird; aber es zu comprehendiren, d. h. das in allen diesen tausend vorgestellten Einheiten zerstreute Bewußtseyn als identisch zu erkennen, tausend verschiedene Apperceptionen in einer einzigen zu begreifen, das ist die schwere Aufgabe, die gelöst werden soll. Nun gibt es dazu keinen andern Ausweg, als diesen, diese tausend Einheiten auf zehn zu reduciren, weil Zehn das Höchste ist, was die Einbildungskraft zusammenfassen kann.

Wie können aber tausend Einheiten durch zehn repräsentirt werden? Nicht anders als durch Begriffe, welche die einzigen und beständigen Repräsentanten der Anschauungen sind. Die Einbildungskraft legt also ihr intuitives Geschäft nieder, und der Verstand fängt sein diskursives (hier eigentlich symbolisches) an. Die Zahl muß aushelfen, wo die Anschauung nicht mehr zureicht, und der Gedanke sich unterwerfen, worüber der Blick nicht mehr Meister werden kann.

Aus jenen zehn Einheiten, welche das Maximum sinnlicher Zusammenfassung sind, bildet der Verstand eine neue logische Einheit, den Zahlbegriff 10. Nun kann aber, wie wir annehmen, die Einbildungskraft zehn Einheiten zugleich zusammenfassen; jener Zahlbegriff 10, als Einheit gedacht, kann also, zehnmal genommen, in eine Intuition der Einbildungskraft zusammenfließen. Freilich werden jene logischen Einheiten, die der Verstand bildet, in dieser zweiten Comprehension nicht als Vielheiten, sondern als Einheiten aufgenommen, und die zehn Einheiten, welche jede derselben in sich begreift, kommen einzeln nicht mehr in

Betrachtung. Bloß der Begriff als Repräsentant gilt, und das Repräsentirte verliert sich in Dunkelheit oder verschwindet. Diese zehn logischen Einheiten faßt nun der Verstand in eine neue Einheit, die Zahl 100, zusammen, welche, zehnmal wiederholt, von der Einbildungskraft abermals zugleich vorgestellt werden kann und die Zahl 1000 gibt, die das gegebene Quantum vollständig ausmißt. Bei diesem dritten Akt der Comprehension müssen nun jene ursprünglichen Einheiten noch weit mehr erlöschen, weil selbst ihre unmittelbaren Repräsentanten, die Zahlbegriffe 10 durch andere repräsentirt worden sind und selbst in Dunkelheit verschwinden.

Bei dieser ganzen Operation hat die Einbildungskraft das Maß ihrer Zusammenfassung keineswegs erweitert, und es war immer nur dasselbe Quantum von zehn Einheiten, welches ihr in Einem Zeitmoment vorschwebte. Dadurch aber, daß der Verstand, in drei successiven Operationen, jene sinnlichen Einheiten mit logischen austauschte, und diese immer wieder unter andere und höhere logische brachte, unterwarf er der Einbildungskraft das ganze Quantum jener 1000, und verbarg ihr auf diese Art ihre ästhetische Armuth in einem logischen Reichthum.

Um jedoch zu wissen, daß man nicht zehn, sondern tausend zählt, und daß jede der lezten zehn Einheiten hundert andere in sich faßt, muß das Gemüth sich mit Schnelligkeit der vorhergegangenen Synthesen erinnern, durch welche es diese Einheiten erzeugt. Wenigstens eine dunkle Intuition des Gehaltes, der in diesen Zahlbegriffen liegt, muß die fortschreitende Synthesis begleiten, wie auch Jeder, der sich beim Rechnen beobachtet, in sich wahrnehmen kann. Nun kann es nicht fehlen, daß, je mehr die Zahlbegriffe wachsen, das Verfahren des Gemüths immer mehr logisch werden

und die Anschaulichkeit abnehmen muß, daher es auch kommt, daß uns die höchsten Zahlbegriffe zulezt weit weniger sagen als die niedrigern, weil wir mit diesen doch noch einen Gehalt verbinden. Um von dem Begriff einer Million Goldstücke gerührt zu werden, muß man sich wenigstens dunkel erinnern, was für ein großer Gehalt schon in der Zahl Tausend liegt, und wie viele Scheidemünzen schon ein einzelnes Goldstück enthalte.

Ein Regiment von 2000 Mann steht in langer Fronte drei Mann hoch da, und von der Größe desselben wollen wir uns schnell eine Vorstellung machen. Ich will zu Erleichterung der Uebersicht annehmen, daß Alles nach der Dekadik gestellt sey. Ein kleiner Abschnitt a soll also nach jedem 10, ein größerer aa nach jedem 100 angebracht seyn, und unser Auge soll durch die ganze Länge der Fronte tragen. Den ersten Abschnitt bis a werden wir also, der Annahme gemäß, in Einem simultanen Blick übersehen, worin noch jeder einzelne Mann unterschieden werden kann. Dieser Abschnitt nun ist zugleich eine Einheit für den reflektirenden Verstand; und wenn also der Blick an zehn solchen Abschnitten hinunter gegleitet ist, und die Einbildungskraft ihre Comprehension zehnmal nach einander verrichtet hat, so versucht der Verstand abermals, sich die Identität des Bewußtseyns in diesen zehn Comprehensionen zu denken, d. h. aus diesen zehn logischen Einheiten eine neue zu machen. Es gelingt ihm auch, aber auf Kosten der ersten Intuition, welche in demselben Verhältniß ihre Theile verbirgt, als sie sich selbst in den Theil eines andern Ganzen verwandelt. So wie die successiven Zusammenfassungen durch den reflektirenden Verstand simultan gemacht werden, so verlieren die simultanen Intuitionen der

Einbildungskraft ihre Deutlichkeit, und schweben nun bloß noch als Massen vor der Seele. Wird nun diese Synthesis noch höher gesteigert und aus den erzeugten Einheiten wieder neue erzeugt, so verschwindet das Einzelne ganz, und die ganze Fronte verliert sich bloß in eine stetige Länge, worin sich nicht einmal mehr ein Abschnitt, viel weniger ein einzelner Kopf unterscheiden läßt. Es ergibt sich also daraus, daß die Deutlichkeit der Intuition immer nur in eine bestimmte Zahl eingeschlossen bleibt, daß bei allem diskursiven Fortschritt des Verstandes die Einbildungskraft ihren realen Reichthum (was die Simultaneität der Anschauung betrifft) niemals erweitert, und daß, wenn auch die Berechnung in Millionen geht, immer nur eine bestimmte Zahl darin die herrschende seyn wird, in welcher die übrigen gleichsam untergehen. Will man nun von einem großen Quantum einen ästhetischen Eindruck erhalten, so muß man die ursprünglichen Einheiten aus dem sie repräsentirenden Begriff schnell wieder herzustellen suchen, was in dem angeführten Fall z. B. dadurch geschehen wird, daß man immer den ersten Abschnitt in dem Auge zu behalten sucht, während man an der ganzen Fronte hinunter siehet.

Eben hier aber, bei diesem Versuche der Einbildungskraft, die Sinnlichkeit der Vorstellung aus der logischen Repräsentation durch Zahlbegriffe wieder herzustellen, und so die Länge mit der Breite, die Simultaneität mit der Succession in Eine Intuition zu begreifen, kommt die Gränze dieses Vermögens, zugleich aber auch die Stärke eines andern an das Licht, durch welche leztere Entdeckung uns jener Mangel überwiegend ersezt wird.

Die Vernunft dringt, ihren nothwendigen Gesetzen nach, auf absolute Totalität der Anschauung, und ohne sich durch

die nothwendige Begränzung der Einbildungskraft abweisen zu lassen, fordert sie von ihr eine vollständige Comprehension aller Theile des gegebenen Quantums in eine simultane Vorstellung. Die Einbildungskraft wird also genöthigt, das ganze Maß ihres comprehensiven Vermögens auszubieten; aber weil sie mit dieser Aufgabe dennoch nicht zu Stande kommen, dennoch aller Anstrengung ungeachtet ihren Kreis nicht erweitern kann, sinkt sie erschöpft in sich selbst zurück, und der sinnliche Mensch empfindet mit peinlicher Unruhe seine Schranken.

Aber ist es eine äußere Gewalt, die ihm diese Erfahrung seiner Schranken gibt? Ist der unmeßbare Ocean oder der sternenbesäete unendliche Himmel Schuld, daß ich mir meiner Unmacht bei Darstellung ihrer Größe bewußt werde? Woher weiß ich denn, daß sie für meine Darstellung überschwengliche Größen sind, und daß ich mir keine Totalität ihres Bildes verschaffen kann? Weiß ich es etwa von diesen Objekten, daß sie ein Ganzes der Vorstellung ausmachen sollten; ich könnte Dieß ja nicht anders als durch meine Vorstellung von ihnen wissen, und doch wird vorausgesezt, daß ich mir dieselbe nicht als ein Ganzes vorstellen kann? Sie sind mir also nicht gegeben als ein Ganzes, und ich selbst bin es, der den Begriff der Totalität zuerst in sie hineinlegt. Ich habe also diesen Begriff schon in mir, und ich selbst, das denkende Wesen, bin es, an dem ich, das darstellende Wesen, erliege. Ich erfahre zwar bei Betrachtung dieser großen Gegenstände meine Unmacht, aber ich erfahre sie durch meine Kraft. Ich bin nicht durch die Natur, ich bin durch mich selbst überwunden.

Indem ich alle einzelnen Theile eines aufgesezten Quantums zumal zusammenfassen will, was will ich eigentlich

thun? Ich will die Identität meines Selbstbewußtseyns in allen diesen Theilvorstellungen erkennen, ich will in allen mich selbst finden. Ich will zu mir sagen: „Alle diese Theile sind vorgestellt worden durch mich, das immer einerlei bleibende Subjekt.“ Man muß sich wohl erinnern, daß die Vernunft immer nur Zusammenfassung derjenigen Theile fordert, die schon aufgefaßt, also schon im empirischen Bewußtseyn vorgestellt sind; denn nur alsdann fängt eine Größe an mich zu rühren, wenn ich sie mit meiner Einbildungskraft durchlaufen, also ihre Theile aufgefaßt habe, aber sie nicht zusammenfassen kann.

Ich will also Vorstellungen, die ich schon gehabt, in eine einzige auflösen, und Dieß kann ich nicht, und peinlich empfinde ich, daß ich es nicht kann. Um aber zu empfinden, daß ich eine Forderung nicht erfüllen kann, muß ich zugleich die Vorstellung dieser Forderung und die meines Unvermögens haben. Diese Forderung aber ist hier: Allheit der Theile in der Comprehension, oder Einheit meines Ichs in einer gewissen Reihe von Veränderungen meines Ichs. Ich muß mir also vorstellen, daß ich die Einheit meines Ichs in allen diesen Veränderungen nicht zur Vorstellung bringen kann; aber eben dadurch stelle ich mir ja dieselbe vor. Eben dadurch denke ich mir ja schon die Totalität der ganzen Reihe, daß ich sie denken will, da ich Nichts wollen kann, als wovon ich schon eine Vorstellung habe. Ich trage also schon diese Allheit in mir, die ich darzustellen suche, eben weil ich sie darzustellen suche. Das Große also ist in mir, nicht außer mir. Es ist mein ewig identisches, in jedem Wechsel bestehendes, in jeder Verwandlung sich selbst wiederfindendes Subjekt. Ich kann die Auffassung ins

Unendliche fortsetzen, heißt also nichts Anderes, als in unendlichen Veränderungen meines Bewußtseyns ist mein Bewußtseyn identisch, die ganze Unendlichkeit liegt in der Einheit meines Ichs.

Die Auflösung läßt sich noch in eine andere Formel fassen. Bei allen Vorstellungen von Objekten, mithin auch der Größe, ist das Gemüth nie bloß Das, was bestimmt wird, sondern es ist immer zugleich Das, was bestimmt. Es ist zwar das Objekt, welches mich verändert, aber Ich, das vorstellende Subjekt, bin es, der das Objekt zum Objekte macht, und durch sein Produkt also sich selbst verändert. In allen diesen Veränderungen aber muß Etwas seyn, was sich nicht verändert, und dieses ewig unwandelbare Principium ist eben das reine und identische Ich, der Grund der Möglichkeit aller Objekte, in sofern sie vorgestellt werden. Was also nur immer in den Vorstellungen Großes liegt, liegt in uns, die wir diese Vorstellungen erzeugen. Welches Gesetz uns auch für unser Denken oder Handeln gegeben werden mag, es wird uns gegeben durch uns; und auch wenn wir als sinnlich beschränkte Wesen es unerfüllt lassen müssen, wie hier im Theoretischen das Gesetz der Totalität in der Größendarstellung, oder wenn wir als freie Wesen mit Willen es brechen, wie das Gesetz der Sitten im Praktischen, so sind wir es doch immer, die es aufgestellt haben. Ich mag also in der schwindelnden Vorstellung des allgegenwärtigen Raums oder der nimmer-endenden Zeit mich verlieren, oder ich mag in der Vorstellung der absoluten Vollkommenheit meine eigene Nichtigkeit fühlen — ich selbst bin es doch nur, der dem Raum seine unendliche Weite und der Zeit ihre ewige Länge gibt, ich selbst bin es, der die

Idee des Allheiligen in sich trägt, weil ich sie aufstelle, und die Gottheit, die ich mir vorstelle, ist meine Schöpfung, so gewiß mein Gedanke der meinige ist.

Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen.

Motto:

Si c'est la raison, qui fait l'homme,
C'est le sentiment, qui le conduit.

Rousseau.

Zum ersten Briefe.

Diese Briefe sind wirklich geschrieben; an Wen? thut hier Nichts zur Sache, und wird dem Leser vielleicht zu seiner Zeit bekannt gemacht werden. Da man Alles, was darin eine lokale Beziehung hatte, für nöthig fand zu unterdrücken, und doch nicht gern etwas Anderes an die Stelle setzen mochte, so haben sie von der epistolarischen Form fast Nichts als die äußere Abtheilung beibehalten; eine Unschicklichkeit, welche leicht zu vermeiden war, wenn man es mit ihrer Aechtheit weniger streng nehmen wollte.

Zum zwölften Briefe.

Ich trage kein Bedenken diesen Ausdruck * sowohl von Demjenigen, was nach Befolgung eines Gesetzes, als von

* Triebe. In den „Horen" nennt Schiller Das, was später „sinnlicher Trieb" bei ihm heißt, „Sachtrieb." A. d. H.

Dem, was nach Befriedigung eines Bedürfnisses strebt, gemeinschaftlich zu gebrauchen, wiewohl man ihn sonst nur auf das Leztere einzuschränken pflegt. So wie nämlich Vernunftideen zu Imperativen oder Pflichten werden, sobald man sie überhaupt in die Schranken der Zeit sezt, so werden aus diesen Pflichten Triebe, sobald sie auf etwas Bestimmtes und Wirkliches bezogen werden. Die Wahrhaftigkeit z. B. als ein Absolutes und Nothwendiges, welches die Natur allen Intelligenzen vorschreibt, ist in dem höchsten Wesen wirklich, weil sie möglich ist; denn Dieß folgt aus dem Begriff eines nothwendigen Wesens. Eben diese Idee, in die Schranken der Menschheit gesezt, ist zwar noch immer, aber moralischerweise, nothwendig, und *soll* erst wirklich gemacht werden, weil bei einem zufälligen Wesen durch die Möglichkeit allein die Wirklichkeit noch nicht gesezt ist. Liefert nun die Erfahrung einen Fall, auf den dieser Imperativ der Wahrhaftigkeit sich beziehen läßt, so erweckt er einen Trieb, ein Streben nämlich, jenes Gesetz in Ausübung zu bringen, und die durch Vernunft vorgeschriebene Uebereinstimmung mit sich selbst zu bewirken. Dieser Trieb entsteht nothwendig und fehlt auch bei Demjenigen nicht, der ihm gerade entgegen handelt. Ohne ihn würde es keinen moralisch bösen, folglich auch keinen moralisch guten Willen geben.

Zum vierzehnten Briefe.

In demselben Maße, als er (der Spieltrieb nämlich) *den Gesetzen der Vernunft ihre moralische Nöthigung benimmt, wird er sie mit dem Interesse der Sinne versöhnen* (Schillers sämmtl. Werke,

neue 12bändige Taschenausgabe. Bd. 2, S. 60.). Unter seiner Herrschaft wird das Angenehme zu einem Objekt, und das Gute zu einer Macht werden. Er wird in seinem Objekte die Materie mit der Form und die Form mit der Materie auswechseln, er wird in seinem Subjekte Nothwendigkeit in Freiheit und Freiheit in Nothwendigkeit verwandeln, und auf diese Art beide Naturen in dem Menschen in die innigste Gemeinschaft setzen.

Es gibt ein Kartenspiel und gibt ein Trauerspiel, aber offenbar ist das Kartenspiel viel zu ernsthaft für diesen Namen.

Je nachdem sich der Spieltrieb entweder dem Sachtriebe oder dem Formtriebe nähert, wird auch das Schöne entweder mehr an das bloße Leben oder an die bloße Gestalt grenzen, und man wird niemals irren, wenn man das Schönheitsideal eines Menschen auf dem nämlichen Wege sucht, auf dem er seinen Spieltrieb befriedigt. (S. Schillers Werke, neue 12bändige Taschenausgabe Bd. 12, S. 64.)

Die schmelzende Schönheit.

Fortsetzung der Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen.

Zum siebenzehnten Briefe.

Der vortreffliche Verfasser der Schrift: „Grundsätze der Aesthetik u. s. f. Erfurt 1791.“ unterscheidet in der Schönheit die zwei Grundprinzipien Anmuth und Kraft, und

sezt die Schönheit in die vollkommenste Vereinigung beider, welches mit der hier gegebenen Erklärung aufs Genaueste zusammentrifft. Auch in seiner Definition liegt also schon der Grund der Eintheilung in eine schmelzende, worin die Anmuth, und in eine energische, worin die Kraft überwiegt.

Zum neunzehnten Briefe.

„Es gibt in dem Menschen keine andere Macht als seinen Willen, und nur was den Menschen aufhebt, der Tod und jeder Raub des Bewußtseyns, kann die innere Freiheit aufheben." (Schillers Werke, neue 12bänd. Taschenausg. Bd. 12, S. 182.)

Auf dem Willen beruht es also, ob der Sachtrieb, ob der Formtrieb befriedigt werden soll. Aber, was wohl zu bemerken ist, nicht daß wir empfinden, sondern daß die Empfindung bestimmend werde, — nicht daß wir zum Selbstbewußtseyn gelangen, sondern daß die reine Selbstheit bestimmend werde, hängt von dem Willen ab. Der Wille äußert sich nicht eher, als nachdem die Triebe gewirkt haben, und diese erwachen erst, wenn ihre beiden Objekte, Empfindung und Selbstbewußtseyn, gegeben sind. Diese müssen also nothwendig erst da seyn, bevor der Wille sich äußert und können folglich nicht durch den Willen da seyn.

Zum siebenundzwanzigsten Briefe.

„Freiheit zu geben durch Freiheit ist das Grundgesetz dieses (ästhetischen) Reichs." Hier darf weder das Einzelne mit dem Ganzen, noch das Ganze mit dem Einzelnen streiten. Nicht weil das eine nachgibt, darf das

andere mächtig seyn; hier darf es nur Sieger, aber keinen Besiegten geben.

Da es einem guten Staat an einer Constitution nicht fehlen darf, so kann man sie auch von dem ästhetischen fordern. Noch kenne ich keine dergleichen, und ich darf also hoffen, daß ein erster Versuch derselben, den ich dieser Zeitschrift bestimmt habe, mit Nachsicht werde aufgenommen werden.

Individualität und Idealität.

Individualität mit Einem Wort ist der Charakter des Alten, und Idealität die Stärke des Modernen. Es ist also natürlich, daß in Allem, was zur unmittelbaren sinnlichen Anschauung gelangen und als Individuum wirken muß, der Erste über den Zweiten den Sieg davon tragen wird. Eben so natürlich ist es auf der andern Seite, daß da, wo es auf geistige Anschauungen ankommt und die Sinnenwelt überschritten werden soll und darf, der Erste nothwendig durch die Schranken der Materie leiden, und eben weil er sich streng an diese bindet, hinter dem Andern, der sich davon freispricht, wird zurückbleiben müssen.

Nun entsteht natürlicherweise die Frage (die wichtigste, die überhaupt in einer Philosophie der Kunst kann aufgeworfen werden), ob und inwiefern in demselben Kunstwerke Individualität und Idealität zu vereinigen sey — ob sich

also (was auf Eins hinausläuft) eine Coalition des alten Dichtercharakters mit dem modernen gedenken lasse, welche, wenn sie wirklich stattfände, als der höchste Gipfel aller Kunst zu betrachten seyn würde. Sachverständige behaupten, daß Dieses, in Rücksicht auf bildende Kunst, von den Antiken gewissermaßen geleistet sey, indem hier wirklich das Individuum ideal sey oder das Ideal in einem Individuum erscheine. Soviel ist indessen gewiß, daß in der Poesie dieser Gipfel noch keineswegs erreicht ist; denn hier fehlt noch sehr viel daran, daß das vollkommenste Werk, der Form nach, es auch dem Inhalte nach sey, daß es nicht bloß ein wahres und schönes Ganze, sondern auch das möglichst reichste Ganze sey. Es sey Dieß aber nun erreichbar und erreicht oder nicht, so ist es wenigstens die Aufgabe auch in der Dichtkunst, das Ideale zu individualisiren und das Individuelle zu idealisiren. Der moderne Dichter muß sich diese Aufgabe machen, wenn er sich überall nur ein höchstes und leztes Ziel seines Strebens gedenken soll. Denn, da er einerseits durch das Ideenvermögen über die Wirklichkeit hinausgetrieben, andrerseits aber durch den Darstellungstrieb beständig wieder zu derselben zurückgenöthigt wird, so geräth er in einen Zwiespalt mit sich selbst, der nicht anders als dadurch, daß er eine Darstellbarkeit des Ideals regulativ annimmt, beizulegen ist.

Zueignung an meinen Prinzipal, den Tod.

Großmächtister Czar alles Fleisches,
Allzeit Verminderer des Reichs,
Unergründlicher Nimmersatt in der ganzen
Natur!

Mit unterthänigstem Hautschauern unterfange ich mich, deiner gefräßigen Majestät klappernde Phalanges zu küssen, und dieses Büchlein vor deinem dürren Calcaneus in Demuth niederzulegen. Meine Vorgänger haben immer die Weise gehabt, ihre Sächlein und Päcklein, dir gleichsam recht vorsätzlich zum Aerger, hart an deiner Nase vorbei, ins Archiv der Ewigkeit transportiren zu lassen, und nicht gedacht, daß sie dir eben dadurch um so mehr das Maul darnach wässern machten; denn auch an dir wird das Sprichwort nicht zum Lügner: „Gestohlen Brod schmeckt gut.“ Nein, dediciren will ich dir's lieber, so bin ich doch gewiß, daß du's weit weglegen werdest.

Doch Spaß bei Seite! — Ich denke, wir zwei kennen uns genauer, denn nur vom Hörensagen. Einverleibt dem Aeskulap'schen Orden, dem Erstgebornen aus der Büchse der Pandora, der so alt ist als der Sündenfall, bin ich gestanden an deinem Altare, habe, wie der Sohn Hamilkars den sieben Hügeln, geschworen unsterbliche Fehde deiner Erbfeindin Natur, sie zu belagern mit einer Medikamenten-Heereskraft, eine Wagenburg zu schlagen, um die Stahlische Seele aus dem Feld zu schlagen mit Sturm, die trotzige, die deine Sporteln schmälert und deine Finanzen schwächt, und auf dem Wahlplatze des Archäus hoch zu bäumen deine mitternächtliche Kreuzstandarte. — Dafür nun (denn eine

Ehre ist werth der andern) wirst du mir auswirken den köstlichen Talisman, der mich mit heiler Haut und ganzer Wolle an Galgen und Rade vorüber geleitet.

Jusque datum sceleri — —

Ei ja doch! Thue Das, goldiger Mäcenas. Denn siehst du, ich möchte doch nicht gerne, daß mir's ginge, wie meinen tollkühnen Kollegen und Rittern, die, mit Stilett und Sackpuffern bewaffnet, in finstern Hohlwegen Hof halten oder im unterirdischen Laboratorium das Wunderpolychrest mischen, das, wenn's hübsch fleißig genommen wird, unsere politischen Nasen, über kurz oder lang, mit Thronvakaturen und Staatsfiebern kitzelt. D'Amiens und Ravaillac! — Hu! hu! hu! Es ist ein gut Ding um gerade Glieder. Ob du auch deinen Zahn auf Ostern oder Michaelis gewezt hast? — Die große Bücherepidemie in Leipzig und Frankfurt — juchheisa Dürrer! — wird ein königlich Fressen geben. Deine fertigen Mäckler, Völlerei und Brunst, liefern dir ganze Frachten aus dem Jahrmarkt des Lebens. — Selbst der Ehrgeiz, dein Großpapa, Krieg, Hunger, Feuer und Pest, deine gewaltigen Jäger, haben dir schon so manche fette Menschenklopfjagd gehalten — Geiz und Golddurst, deine mächtigen Kellermeister, trinken dir ganze schwimmende Städte im sprudelnden Kelche des Weltmeers zu. — Ich weiß in Europa eine Küche, wo man dir die raresten Gerichte mit Festtags-Gepränge auf die Tafel gesezt hat. — Und doch — wer hat dich je satt gesehen, oder über Indigestion klagen gehört? — Eisern ist deine Verdauung, grundlos dein Gedärme!

Puh! — Ich hätte dir noch so Manches zu sagen, aber ich tummle mich, daß ich wegkomme — du bist ein garstiger Schwager. — Geh — du machst dir Rechnung, hör' ich, eine

Generalcollation zu erleben, wo dir Groß und Klein, Weltkugeln und Lexika, Philosophien und Putzwerk in den Rachen fliegen sollen. — Guten Appetit, wenn's so weit kommt! — Doch Hungerwolf, der du bist, siehe zu, daß du dich ja nicht überessest und deinen ganzen Fraß haarklein wieder geben müssest, wie dir's ein gewisser Athenienser, der dir gar nicht wohl will, prophezeiht hat.

Anthologie aus Tobolsk.

Tobolsk den 2. Februar.

— Tum primum radiis gelidi incaluere Triones. — Blumen in Sibirien? Dahinter steckt eine Schelmerei, oder die Sonne muß Front gegen Mitternacht machen. — Und doch — wenn Ihr Euch auf den Kopf stelltet! Es ist nicht anders, — wir haben lange genug Zobel gefangen, laßt's uns einmal auch mit Blumen versuchen. Sind nicht schon Europäer genug zu uns Stiefsöhnen der Sonne gekommen und durch unsern hundertjährigen Schnee gewatet, irgend ein bescheidenes Blümchen zu pflücken? Schande unseren Ahnen — wir wollen sie selbst sammeln und einen ganzen Korb voll nach Europa frankiren. — Zertretet sie nicht, ihr Söhne des mildern Himmels.

Aber im Ernst zu reden — das eiserne Gewicht des Vorurtheils, das schwer über dem Norden brütet, von der Stelle zu räumen, fordert einen stärkeren Hebel, als den

Enthusiasmus einiger Wenigen, und auch ein festeres Hypomochlion als die Schultern von zwei oder drei Patrioten.

Doch, wenn schon auch diese Anthologie Euch leckerhafte Europäer so wenig als — wenn ich den Fall setze — unser Musenalmanach, den wir — wenn ich je den Fall setzen wollte — hätten können geschrieben haben, mit uns Schneemännern versöhnen wird, so bleibt ihr doch mindestens das Verdienst, Hand in Hand mit ihren Kameradinnen im weit entlegenen Deutschland dem ausröchelnden Geschmacke den Genickfang geben zu helfen, wie wir Tobolskianer zu sprechen belieben.

Wenn Eure Homere im Schlafe reden, und Eure Herkules Mücken mit ihren Keulen erschlagen — wenn Jeder, der seinen bezahlten Schmerz in Leichen-Alexandriner auszutropfen versteht, Das für eine Vokation auf den Helikon auslegt — wird man uns Nordländern verdenken, mitunter auch in den Leierklang der Musen zu klimpern? — Eure Matadore wollen Silbergeld gemünzt haben, wenn sie ihr Brustbild auf elendes Messing prägten; — und zu Tobolsk werden die Falschmünzer aufgehangen. Zwar möget Ihr oft auch bei uns Papiergeld statt russischer Rubel finden; aber der Krieg und theure Zeit entschuldigen Alles.

So gehe denn hin, sibirische Anthologie! — Gehe — du wirst manchen Süßling beseeligen, wirst von ihm auf den Nachttisch seiner Herzeinzigen gelegt werden, und zum Dank ihre alabasterne Lilienschneehand seinem zärtlichen Kuß verrathen. — Gehe — du wirst in den Assembleen und Stadtvisiten manchen gähnenden Schlund der Langeweile ausfüllen und vielleicht eine Circassienne ablösen, die sich im Platzregen der Lästerung müde gestanden hat. — Gehe — du wirst die Küche mancher Kritiker berathen; sie

werden dein Licht fliehen und sich gleich den Käuzlein in deinen Schatten zurückziehen. — Hu! hu! hu! — Schon höre ich das ohrzerfetzende Geheul im unwirthbaren Forste und hülle mich angstvoll in meinen Zobel.

Recensionen.

I.

Schwäbischer Musenalmanach auf das Jahr 1782.

Herausgegeben von G. S. Stäudlin. Zu haben bei Cotta.

Bei der gegenwärtigen Mode, Kalender zu machen, (Seuche darf ich sie doch nicht nennen, denn man streitet, ob Krankheiten aufkommen, die die Alten nicht schon gehabt haben, und Musenalmanache hatten sie doch wohl nicht) bei der so empfindsamen Witterung im ganzen Deutschland ist eine Würtembergische Blumenlese kein Phänomen mehr. Man beschuldigt sonst die Schwaben, daß sie erst anfangen, wenn ihre Nachbarn Feierabend machen, und in dieser Hinsicht — Gesegnet sey die endliche prophetische Ankunft des schwäbischen Musenalmanachs!

Bücher dieser Art lassen sich nur von drei Seiten ansehen. Entweder sie sind die Freistatt angehender schüchterner Schriftsteller, die hinter dieser Tapete Ruf oder Abschreckung vom Publikum erwarten. Man billigt sie in dieser Rücksicht, nur muß lezterer Gehorsam geleistet und jener — nicht

vorausgesezt werden. (Doch auch hiebei die unmaßgebliche Frage: Sind denn unser Klopstock und seines gleichen wiederum neuerdings begierig worden, das Maß ihres Genies zu wissen, daß ich auch sie in der Gesellschaft finde, und lassen sie sich gleich alten Grenadieren im hohen Alter noch messen, um zu erfahren, um wie viel sie zurückschlugen?) — Oder ein Almanach ist der unflätige Kanal, der die Indigestionen der Musen durch die Nasen des Publikums flößet? Pfui ihm! wenn er das wäre — vielleicht die Bude verlegener Waaren, und da lobte ich mir unsere pfiffigen Schöngeister, die ihren abgestumpften Witz gelegenheitlich bei dieser lezten Instanz noch umtreiben, gleichwie man veraltete Meubles und abgetragene Kleider nach Auktionen schickt, um ihrer mit Vortheil noch los zu werden? — Oder endlich, will man dem schönen Geschlecht ein Präsent damit machen? Unnöthiger Aufwand, eben Das thut ein Bischen Seife, im Wasser aufgelöset; hübsch durch ein Strohhälmchen drein geblasen, treibt Bläschen auf, blau, grün, roth, violet und — ei! da freuen sich die Kinder!

Doch daran mag jetzo wahr seyn was wolle, gegenwärtiger Almanach ist immerhin nicht der schlechteste in Deutschland. Mir sind schon Kameraden von ihm zu Gesicht gekommen, die nur die Namen großer Dichter bei sich führten, unfruchtbar und arm, wie sie etwa auf ihren Grabmälern stehen dürften. Wenn also ein Musenalmanach der Maßstab der Provinzialkultur ist, so mag Schwaben sich immerhin getrost an die Sachsen und Rheinländer anreihen — aber der Heerführer der schwäbischen Musen, Herr Stäudlin, gürtet sein Schwert um, dem ganzen unschwäbischen Deutschland ein Generaltreffen zu liefern, und dieses soll kein Haar weniger als das Genie der Provinz entscheiden.

Audaces fortuna juvat! Mag sich der Ausländer verschanzen, so gut er kann — heißköpfige Nordländer sind gefährliche Leute. — Es beliebt dem Herausgeber, seine eigene heroische Person einem Gärtner zu vergleichen, der einen Versuch in seinem nordischen Klima wagt, ob die herrliche Pflanze des Genius nicht auch hier gedeihe? Wahr ist's, viel thut hiebei die Milde der Zone — viel, sehr viel Begießen und Sonnen; — viel ein wohl angebrachter Schnitt — Aber der Gärtner muß die Ananas von keinem — Holzapfelkern erwarten!

Davon genug. Unter dem Schwall von Mittelmäßigkeit, dem Froschgequäcke der Reimer, hört man noch hie und da einen wahren Saitenklang der Melpomene. Die mehrsten Gedichte von Herrn Thill, die Schwermuth vom Herausgeber selbst, Laura, vom Verfasser der Räuber, einige Arbeiten von Reinhard und Konz, einige Epigramme von ...g, D. und Armbruster verdienen den besten ihrer Art an der Seite zu stehen. ...g ist für das Sinngedicht gemacht und sollte diese Anlage nicht versäumen. Armbruster ist ganz ohne Bildung, aber er verdiente gebildet zu werden. Reinhards Poesien verrathen die zärtlichste Empfindung und den liebenswürdigsten Charakter ihres Verfassers (er hat sich auch an eine Uebersetzung des Tibull gemacht und wird zuverlässig darin glücklich seyn). Konz hat den Klopstock studirt und hat einen kühnern männlichern Ton. Die Uebrigen machen die Masse.

Dem Almanach ist ein Titelkupfer vorgesezt; es stellt den Aufgang der Sonne überm Schwabenland vor. Potz! was wir Zeitgenossen des 178sten Jahrzehents nicht erleben! Der Stäudlin'sche Almanach die Epoche des Vaterlands! — Wenn diese Erscheinung nicht zum Unstern ein

Nordlicht ist, das, wie die Wetterverständigen behaupten, Kälte prophezeiht — so sehe doch der Epochmacher zu, daß ihr rother, feuriger Morgenstrahl ihm die Augen nicht verblende und er — in der Finsterniß taumelnd — an den Schwertspitzen der Kritik sich spieße.

II.

Nanine oder das besiegte Vorurtheil.

Aus dem Französischen des Hrn. von Voltaire von Pffr.

Der Uebersetzer beweist aus dem Götz von Berlichingen, dem Hofmeister und den Räubern, daß Nanine das einzige Lustspiel in seiner Art sey. Uebrigens ist die Uebersetzung so gar schlecht nicht, als es die Vorrede schließen läßt. Der Uebersetzer ist ein Kameralist und findet sich also verpflichtet — den vaterländischen Handelsmann mit Makulatur zu versehen.

III.

Kasualgedichte eines Würtembergers.

Müssen nach dem Zirkel, für den sie ursprünglich bestimmt waren, geschäzt werden; jeder Andere, als der die Beziehungen und lokalen Anspielungen versteht, wird einseitig und ungerecht davon urtheilen. Der Verfasser, ein

vortrefflicher Kopf, hat seine eigene komische Laune, die ihn unstreitig zu etwas Besserm als Kasualgedichten berechtigte, wenn er billig genug gegen sich selbst wäre. Schade, daß er sein herrliches Dichtertalent an den unfruchtbaren Stoff der Hochzeiten und Alltagsleichen verschwendet; wir hatten aus seiner Feder einen guten komischen Roman zu erwarten. Sein Witz ist munter und treffend; seine Verse fließen frei und harmonisch; seine lebhafte Phantasie arbeitet auch aus dem kärglichsten Gegenstand Interesse hervor. Mehr Kasualgedichte von diesem Werth könnten uns mit diesen Bastardtöchtern der Musen versöhnen. Weniger glücklich ist der Verfasser in Elegien; wo er tragisch seyn will, wird er oft gothisch und burlesk, prosaisch, wo er erhaben seyn soll. Gleich das erste Gedicht auf den Tod seines Vaters ist ein Beweis davon, das, so kühne und herrliche Gedanken es auch hat, durch biblische Ausdrücke und gemeine Redensarten hie und da von seinem poetischen Werthe verliert.

Eben dieses Gedicht hebt jedoch feierlich und traurig erhaben an: Er fordert ein Lied von den Schmerzen —

Ein Waisenlied, nicht, wo die Trauer prahlt,
Der Gram sich zeigt und Boy, wie Flitter, strahlt,
Und an der Gruft, so lang die Lampen scheinen,
Die Muse weint, wie Klageweiber weinen.

Mein Vater stirbt! Mein Vater! welcher Raub!
Blut, werde du, wie sein's, zu Todtenstaub!
Du Puls zum Erz, du fleischern Aug' zum Steine!
Wo nicht, o Gott — so dulde — daß ich weine!

Und Du — ach Du! wenn droben Pausen sind,
So höre jezt. — Nein! höre nicht dein Kind.
Und fahre fort, am hohen Lied zu trinken,
Du flogst zu hoch, zum Gram herab zu sinken.

Noch eine Stelle erlaube ich mir aus den elegischen Gedichten auszuziehen (die komischen muß man ganz lesen, die Wahl würde mir auch zu schwer seyn, unter so vielen guten das beste zu finden), die versprochene Stelle kommt aus einem langen historischen Gedicht, worin der Verfasser eine unglückliche Reise beschreibt. Der Wagen hatte umgeschlagen, der Fuhrmann das Bein gebrochen: —

Aus des Fuhrmanns Strumpf hervor
Ragte sein gebrochnes Rohr. —
Zweifach war des Rohres Bruch,
Schauervoll des Mannes Spruch:
„Herr, da sieh' er meinen Fuß!
Sag' er, ob ich sterben muß?"
Winselnd streckt er dann den Arm,
Mich zu fassen: „Gott erbarm'!
Sieben Kinder! Dieser Fuß!
Glaubt Er, daß ich sterben muß?"

An dergleichen vortrefflichen Schilderungen ist dieses Gedicht, sowie viele andere, fruchtbar. Doch hätte mir im Ganzen eine strengere Auswahl nicht mißfallen. Der Verfasser scheint sich in die Alten studirt zu haben und wenig auf das Lesen der Neuen zu verwenden. Ob er daran recht oder unrecht thue, entscheid' ich nicht. — Doch ist Das gewiß, er wird auf diesem Wege gewisser zum Ziele kommen als sein Herr Vorgänger in dieser Bibliothek — auf dem andern.

Schließlich lege ich den Lesern eine schon oft gemachte Frage vor: warum unterdrücken unsere besseren Köpfe so oft ihr glücklichstes Talent, mit dessen Hälfte vielleicht ein Ausländer Wundergeschrei macht? — Ist es schwäbische Blödigkeit? Ist es Zwang ihrer Lage?

IV.

Vermischte deutsche und französische Poesien.

Von der ersten Auflage habe ich weder gesehen noch gehört, ich nehme also das Buch so lange für neu. Der anonymische Verfasser gab nur in Nebenstunden den Musen Gehör, er fand an soliden Wissenschaften mehr Geschmack, hat Philosophen und Mathematiker studirt, und hätte, wie es scheint, gern, daß Dieß auch seine Leser wüßten. So lang er also nicht für die Dichtkunst allein vorhanden zu seyn ausgibt, so lange bleiben seine Verse lobenswerth und gut, falls er aber seinen alten Beruf zum Helikon weiter urgiren wollte, hätten wir einige Bestellungen an ihn wie folget:

Allerdings sind seine Poesien rein, angenehm und fließend versificirt. Es fehlt ihnen nicht an Empfindung und eben so wenig an Gedanken — aber neu sind sie eben nicht, selbst nicht in der Form. Originalität muthet man freilich nicht Jedem zu, aber überrascht will man doch seyn. Ich meine das ganze Buch schon gelesen zu haben, wenn ich den ersten Blick darauf werfe, und doch kann ich betheuern, daß mir mein Lebtag nichts davon zu Gesicht gekommen. Dieses weggerechnet, bin ich mit dem Dichter zufrieden. Er hat wahre, mehr zärtliche als starke Empfindung, einen mildern, gemäßigtern Schwung der Phantasie (nicht den feurigen heftigen unserer Kraftmänner, der mehr umreißt als rühret), gute Lektüre und ein metrisches Ohr. Die Gedichte an seine Daphne sind voll herzlicher süßer Empfindungen und verdienen von Jedermann gelesen und empfunden zu werden. Freilich

mag das Publikum das große und warme Interesse dafür nicht haben, als die Hausfrau des Dichters gehegt haben muß, wie er selbst nicht vorbeiläßt anzumerken. Die Ode, Stimme der Philosophie, hat etliche sehr glückliche Strophen, die ich beinahe hier beisetzen möchte. Das Brautgedicht des Verfassers, sein Daseyn, und einige Sinngedichte haben uns sehr wohlgefallen, ob sie schon nur mir allein hätten gefallen sollen.

Was der Verfasser mit Misogallen will, verstehen wir nur halb. Gute französische Poesien wird kein Deutscher verachten, es müßte denn einer von den eingebildeten handfesten Patrioten seyn, der den Geschmack seines Vaterlandes mit dem Dreschprügel rettet.

Was aber die französischen Poesien des Herrn Verfassers betrifft, so kommt es mir hiebei ein klein wenig verdächtig vor. Es ist wahr, er kann sein Französisch so ziemlich — und wie? wenn wir eben Das bei dieser Gelegenheit hätten erfahren sollen? — aber zuweilen scheint es auch nur ein schlauer Behelf zu seyn, Werkeltagsgedanken mit gallischen Flittern zu bedecken.

„L'inconstance d'une belle
N'est pas un petit malheur."

Das fließt ja charmant im Original! Der Deutsche hat die üble Gewohnheit, seine Meinung von der Brust weg zu sagen, er drückt also diesen zierlichen Vers ganz plump aus:

„Die Unbeständigkeit einer Schönen
Ist kein kleines Unglück."

Der Fuchs finde Poesie! — Nun, einen Schritt vorwärts; plump deutsch:

Aber das Ding bei Nahem besehen,
Bist du vielleicht, wenn man Alles rechnet,
Selbst die Ursache
Ihrer Untreu'.

Da hat's der Herr! Hätte sich Das nicht besser französisch sagen lassen:

Mais voyons de près la chose,
Peut être, tout bien compté
Tu feras toi-même cause
De son infidelité.

Sonst hab ich an dem Verfasser noch wahrgenommen, daß er sein Publikum gar zu einfältig voraussezt. Was er uns in der Vorrede und in den Noten nicht Alles begreiflich macht! In seinem Gedicht an den Genfer ist er gar zu besorgt gewesen; man würde darum noch keine Revolte gegen den Souverän gemacht haben, wenn er sich auch die Note erspart hätte. Endlich, wenn der Gedanke, den Jakob Rousseau zu mißhandeln, in der Peterskirche zu Genève ist ausgebrütet worden, so müssen dort wohl nicht alle Gedanken so römisch seyn.

V.

Anthologie auf das Jahr 1782.

Schon wieder eine würtembergische Blumenlese? — Sie wachsen nach wie die Köpfe der Hydra! Kaum haben wir einen Kopf von den Schultern gespielt, husch! springt schon ein zweiter, größer und trotziger, aus dem Rumpfe. — Und eine Anthologie aus Tobolsko! Auf was doch die Herren

Entrepreneurs nicht Alles verfallen! Auch den Norden verschonen sie nicht und beschmutzen das schuldlose Sibirien mit ihrer poetischen Dinte. Warum der Anthologist sein Vaterland verläugnet, mag er wissen. Sonst trompetet er sich mit einem ziemlich brutalen Motto voraus, wenn es anders nicht Anspielung ist: „Tum primum radiis gelidi incaluere triones.“ In der Vorrede wird verhoffentlich über die anderen Musensammlungen (doch hie und da nicht mit Unrecht) geschimpft und auf den schwäbischen Almanach, al den Amtsbruder, spöttisch geschielt. Der Herausgeber mag dem Hrn. Stäudlin nicht hold seyn und zupft ihn, wo er kann; mag er Recht haben oder nicht, uns mißfällt diese beiderseits läppische Zänkerei. Das Buch wird dem Tod zugeschrieben, und der Autor verräth sich, daß er ein Arzt ist.

Die Gedichte selbst sind nicht alle von den gewöhnlichen; acht an Laura gerichtet, in einem eigenen Tone, mit brennender Phantasie und tiefem Gefühl geschrieben, unterscheiden sich vortheilhaft von den übrigen. Aber überspannt sind sie alle und verrathen eine allzu unbändige Imagination; hie und da bemerke ich auch eine schlüpfrige sinnliche Stelle in platonischen Schwulst verschleiert. Das Gedicht an Rousseau, die Elegie auf einen Jüngling, an die Sonne, an Gott, Größe der Welt, in einer Bataille, die Freundschaft, Fluch eines Eifersüchtigen, die schlimmen Monarchen u. s. f. enthalten starke, kühne und wahr poetische Züge. Zärtlich weich und gefühlvoll sind die Kindsmörderin, der Triumph der Liebe (wahrscheinlich auf . . . . Veranlassung der Nachfeier der Venus von Bürger geschrieben) an mein Täubchen, an Minna, Morgenphantasie, der Unterschied, an

Fanny, an den Frühling. In einigen anderen, als z. B. dem Fragment an einen Moralisten, vorzüglich den Kastraten und Männern, der Vergleichung und einigen Sinngedichten fällt ein schlüpfriger Witz und petronische Unart auf. Einige darunter sind launig und satyrisch, als Bacchus im Triller, der hypochondrische Pluto, die Rache der Musen, Baurenständchen u. s. f. Doch sehr oft ist der Witz auch gezwungen und ungeheuer. Im Ganzen sind fast alle Gedichte zu lang, und der Kern des Gedankens wird von langweiligen Verzierungen überladen und erstickt. Die meisten der Sinngedichte scheinen mehr da zu seyn, die Lücken zwischen größeren auszufüllen, und sagen Nichts. Der wirthschaftliche Tod, an den Galgen zu schreiben, Spinoza, die Alten und Neuen und einige wenige sind treffend und gut. Auch merke ich, daß sich ein Verfasser hinter mehrere Anfangsbuchstaben verschanzt hat. Er hat bei manchen Gedichten wohl gethan, aber so gar fein ist dieses Strategem eben nicht ausgefallen. Viele Stellen sind von edelm Freiheitsgeiste belebt, und feile Lobreden findet man hier nicht. Eine strengere Feile wäre indeß durchaus nöthig gewesen und überhaupt unter den Gedichten selbst eine strengere Wahl — aber das Buch mußte eben dick werden und seine achtzehn Bogen haben; was kümmert es den Anthologisten, ob er unter die Narzissen und Nelken auch hie und da Stinkrosen und Gänseblumen bindet? Dessen ungeachtet hat diese Sammlung manche ihrer Schwestern in Schatten gestellt, und zu wünschen wäre es immer, daß Deutschland mit keiner schlechtern heimgesucht würde. Möchten sich doch unsere jungen Dichter überzeugen, daß Ueberspannung nicht Stärke, daß Verletzung der Regeln des Geschmacks und des

Wohlstandes nicht Kühnheit und Originalität, daß Phantasie nicht Empfindung, und eine hochtrabende Ruhmredigkeit der Talisman nicht sey, von welchem die Pfeile der Kritik splitternd zurückprallen; — möchten sie zu den alten Griechen und Römern wieder in die Schule gehen und ihren bescheidenen Kleist, Uz und Gellert wieder zur Hand nehmen — möchten sie — doch was sollen sie nicht Alles mögen! Unsere modischen Scribenten wissen gar zu gut, was sie dem gegenwärtigen Geschmack auftischen müssen, um Entrée zu bekommen. — Diese Anthologie scheint sich jedoch, wenn sie die Absicht hätte, jedermänniglich zu gefallen, schlimm betrogen zu finden: denn der darin herrschende Ton ist durchaus zu eigen, zu tief und zu männlich, als daß er unsern zuckersüßen Schwätzern und Schwätzerinnen behagen könnte.

Rheinische Thalia.

Nach so vielen Journalen, gelehrten und empfindsamen Zeitungen, welche Deutschland von Jahr zu Jahr überschwemmen, bin ich ungewiß, wie das Publikum diese neue Einladung aufnehmen wird. Zu oft schon geschah es, daß hinter die heiligen Worte Patriotismus und allgemeines Beste die Spekulation eines Kaufmanns sich flüchtete. — Der Rezeß meiner Vorgänger (nur wenige will ich ausnehmen) hat den Liebhaber abgeschreckt. Sie haben, wie Macbeth seine Hexen beschuldigt, unserm Ohr Wort gehalten,

aber es unserer Hoffnung gebrochen. Blindes Vertrauen des Publikums ist das einzige, woran ich appelliren kann. Dieses vielleicht zu gewinnen, erlaube man mir eine Abschweifung.

Ich schreibe als Weltbürger, der keinem Fürsten dient. Früh verlor ich mein Vaterland, um es gegen die große Welt auszutauschen, die ich nur eben durch die Fernröhre kannte. Ein seltsamer Mißverstand der Natur hat mich in meinem Geburtsorte zum Dichter verurtheilt. Neigung für Poesie beleidigte die Gesetze des Instituts, worin ich erzogen ward, und widersprach dem Plan seines Stifters. Acht Jahre rang mein Enthusiasmus mit der militärischen Regel. Aber Leidenschaft für die Dichtkunst ist feurig und stark, wie die erste Liebe. Was sie ersticken sollte, fachte sie an. Verhältnissen zu entfliehen, die mir zur Folter waren, schweifte mein Herz in eine Idealenwelt aus. Aber unbekannt mit der wirklichen, von welcher mich eiserne Stäbe schieden; unbekannt mit den Menschen, denn die vierhundert, die mich umgaben, waren ein einziges Geschöpf, der getreue Abguß Eines und eben dieses Modells, von welchem die plastische Natur sich feierlich lossagte — unbekannt mit den Neigungen freier, sich selbst überlassener Wesen, denn hier kam nur Eine zur Reife, die ich jezt nicht nennen will: jede übrige Kraft des Willens erschlaffte, indem eine einzige sich konvulsivisch spannte, jede Eigenheit, jede Ausgelassenheit der tausendfach spielenden Natur ging in dem regelmäßigen Tempo der herrschenden Ordnung verloren — unbekannt mit dem schönen Geschlechte — die Thore dieses Instituts öffnen sich, wie man wissen wird, Frauenzimmern nur, ehe sie anfangen, interessant zu werden, und wenn sie aufgehört haben, es zu seyn — unbekannt mit Menschen und

Menschenschicksal, mußte mein Pinsel nothwendig die mittlere Linie zwischen Engel und Teufel verfehlen, mußte er ein Ungeheuer hervorbringen, das zum Glück in der Welt nicht vorhanden war, dem ich nur darum Unsterblichkeit wünschen möchte, um das Beispiel einer Geburt zu verewigen, die der naturwidrige Beischlaf der Subordination und des Genius in die Welt sezt.

Ich meine die Räuber. Dieß Stück ist erschienen. Die ganze sittliche Welt hat den Verfasser als einen Beleidiger der Majestät vorgefordert. Seine ganze Verantwortung sey das Klima, unter dem es geboren ward. Wenn von allen den unzähligen Klagschriften gegen die Räuber eine einzige mich trifft, so ist es diese, daß ich zwei Jahre vorher mir anmaßte, Menschen zu schildern, ehe mir noch Einer begegnete.

Die Räuber kosteten mir Familie und Vaterland. — In einer Epoche, wo noch der Ausspruch der Menge unser schwankendes Selbstgefühl lenken muß, wo das warme Blut eines Jünglings durch den freundlichen Sonnenblick des Beifalls munterer fließt, tausend einschmeichelnde Ahnungen künftiger Größe seine schwindelnde Seele umgeben, und der göttliche Nachruhm in schöner Dämmerung vor ihm liegt — mitten im Genuß des ersten verführerischen Lobes, das ungehofft und unverdient aus entlegenen Provinzen mir entgegen kam, untersagte man mir in meinem Geburtsorte, bei Strafe der Festung — zu schreiben. Mein Entschluß ist bekannt — ich verschweige das Uebrige, weil ich es in keinem Falle für anständig halte, gegen Denjenigen mich zu stellen, der bis Dahin mein Vater war. Mein Beispiel wird kein Blatt aus dem Lorbeerkranze dieses Fürsten reissen, den die Ewigkeit nennen wird. Seine Bildungsschule

hat das Glück mancher Hunderte gemacht, wenn sie auch gerade das meinige verfehlt haben sollte.

Nunmehr sind alle meine Verbindungen aufgelöset. Das Publikum ist mir jezt Alles, mein Studium, mein Souverän, mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich jezt an. Vor diesem und keinem andern Tribunal werd' ich mich stellen. Dieses nur fürcht' ich und verehr' ich. Etwas Großes wandelt mich an bei der Vorstellung, keine andere Fessel zu tragen, als den Ausspruch der Welt, an keinen andern Thron zu appelliren, als an die menschliche Seele.

Es befremdet vielleicht, auf dem Anzeigeblatt eines Journals die Jugendgeschichte seines Verfassers zu finden, und doch war kein Weg natürlicher, den Leser in das Innere meiner Unternehmung zu führen, als wenn ich ihm die Bekanntmachung des Menschen machte, der sie ausführen soll.

Die Rheinische Thalia wird jedem Gegenstande offen stehen, der den Menschen im Allgemeinen interessirt und unmittelbar mit seiner Glückseligkeit zusammenhängt. Also Alles, was fähig ist, den sittlichen Sinn zu verfeinern, was im Gebiet des Schönen liegt, Alles, was Herz und Geschmack veredeln, Leidenschaften reinigen und allgemeine Volksbildung wirken kann, ist in ihrem Plane begriffen.

I. Gemälde merkwürdiger Menschen und Handlungen. — Losgesprochen von allen Geschäften, über jede Rücksicht hinweggesezt — ein Bürger des Universums, der jedes Menschengesicht in seine Familie aufnimmt und das Interesse des Ganzen mit Bruderliebe umfaßt, fühl' ich mich aufgefordert, dem Menschen durch jede Dekoration des bürgerlichen Lebens zu folgen, in jedem Zirkel ihn aufzusuchen, und wenn ich mich des Bildes bedienen darf — die Magnetnadel an sein Herz hinzuhalten. Neugefundene Räder

in dem unbegreiflichen Uhrwerk der Seele — einzelne Phänomene, die sich in irgend eine merkwürdige Verbesserung oder Verschlimmerung auflösen, sind mir, ich gesteh' es, wichtiger als die todten Schätze im Kabinet des Antikensammlers, oder ein neu entdeckter Nachbar des Saturnus, dem doch der glückliche Finder sogleich seinen Namen in die Ewigkeit aufladet.

II. Philosophie für das handelnde Leben.

III. Schöne Natur und schöne Kunst in der Pfalz. — Reisende, besonders aus dem nördlichen Deutschland, haben uns Beides beneidet, und die merkwürdigen Gegenden am Rhein, wie die herrlichen Monumente der Kunst, mit Bewunderung verlassen. Die glückliche Lage von Heidelberg, der ehrwürdige Ruin seines Schlosses, der Garten zu Schwetzingen, die Bildergallerie, der Saal der Antiken, die Jesuiterkirche zu Mannheim und Mehreres bleiben auch noch in der Schilderung interessant, wenn nur Geschmack und Empfindung den Pinsel führen.

IV. Deutsches Theater. — Was die Stadt Mannheim, in Rücksicht auf schöne Kunst, vorzüglich auszeichnet, ist ihre Schaubühne — eine Bühne, die durch reinen Geschmack, bessern Ton und das wahre, geistvolle Spiel einiger ihrer Glieder die Aufmerksamkeit des ganzen Publikums auffordert. Dennoch ist diese Bühne gar nicht oder wenig im übrigen Deutschland gekannt. Ihre Geschichte und Dramaturgie wird einen ansehnlichen Platz in dieser Thalia behaupten, und Dieß um so mehr, da der Herausgeber in keiner Verbindung mit solcher steht, also keine Rücksicht sein Urtheil binden oder verfälschen kann. Unter dem zahllosen Heer deutscher Truppen, die entweder der verzweifelte Einfall eines ruinirten Hazardspieles, oder das blinde Fatum,

wie die Atome des Epikur, zusammenblies — die gleich der Seuche am Mittag herumschleichen und die erwürgte Tragödie auf dem Paradebett ausstellen — ist die Mannheimer Bühne eine der wenigen, die durch Wahl entstanden, und durch ein gewisses Kunstsystem dauern. Es versteht sich also, daß keiner der Krämerkniffe, womit sonst nur die Rädelsführer von Komödienbanden ihrer schlechten Sache zu Hülfe kommen (modische Flitter, Häufung neuer, wenn auch gebrandmarkter Stücke, Spekulationen auf den herrschenden Geschmack, wenn dieser auch aus Lappland und Sibirien stammte), daß keine der Taschenspielerkünste, womit nur eine ausgehungerte Rotte von Theaterprofessionisten sich durch das Publikum bettelt, bei der hiesigen Bühne Statt finden kann. Der Geist der Kunst muß hier natürlicherweise das Ganze beseelen, höhere Schönheit kann hier unmöglich niedrigem Eigennutz erliegen. Und nach eben diesem Maßstabe, unter welchen sich diese Bühne von selbst schon gestellt hat, wird auch die Kritik sie behandeln. Sie wird die Wahl der Stücke, dem sittlichen und ästhetischen Werthe nach, beurtheilen, die Vertheilung der Rollen und deren (geheime oder offenbare) Gründe zusammensuchen, und dann den Beifall oder Tadel des Publikums sorgfältig prüfen. In einer schwankenden Kunst, wie die dramatische und mimische ist, wo des Schauspielers Eitelkeit den beschimpfenden Beifall des rohen Haufens oft so hungrig verschlingt, so gern mit der Stimme der Wahrheit verwechselt — kann die Kritik nicht streng genug seyn. Mehr als Einmal habe ich die Bemerkung gemacht, wie pünktlich der nach Lob geizende Künstler sein Spiel — und wenn er Schriftsteller war, seine Dichtung — auf die Geistesschwäche seines Publikums ausrechnete, und seinen bessern Genius

dieser allgemeinen Dirne zum Opfer brachte, eine Liebkosung zu erschleichen. Es kann seyn, daß er insgeheim vielleicht einer Gunst sich schämte, die so gar leicht zu haben war. Aber der entwürdigte Genius rächte bald nachher diese Abtrünnigkeit und stieß ihn auch von sich in einer kritischen Stunde.

Ueberzeugt, daß Verwunderung selten, gerechter Tadel immer verbessert; daß der größere Künstler zugleich der bescheidnere und mit Schamröthe zuhört, wenn die bestochenen Zuschauer sich in seiner Gloria übereilen — fest versichert, daß der stolzere Kopf ein Rauchwerk verachten werde, worin nur schlechtere Bühnen ihre todtkranken Götzen baden, werde ich in dieser Dramaturgie keines der gewöhnlichen Theaterjournale zum Muster nehmen, mehr aber durch offenherzige Zweifel dem Schauspieler und Schauspieldichter einen Beweis meiner Achtung geben. Nur entschiedenes Verdienst soll genannt werden. Usurpirten Ruhm werd' ich freimüthig widerlegen, den Stümper aber nur in dem einzigen Fall berühren, wenn sein schreckliches Exempel belehren kann.

Uebrigens gebe ich zum Voraus die Erklärung, daß ich die Gränzen erkenne und verehre, die den Dilettanten vom Kenner scheiden, und eine unergründliche Kunst, wie zuverlässig die theatralische, für viel zu ehrwürdig achte, als ihr mein einzelnes — vielleicht angestecktes — Gefühl zum Richter aufzudringen. Ueber den Dichter kann oftmals eine gesunde Empfindung — über den Schauspieler nur die Mehrheit der Kenner sprechen. Eben darum werden die Urtheile in dieser Thalia (wenn sie entscheiden) jederzeit Resultate mehrerer Stimmen seyn, die sich in Einem Ausspruch vereinigten.

Den Anfang macht ein vollständiges Detail dieser Bühne, ihrer Geschichte und Einrichtung, die Charakteristik ihrer Künstler und Künstlerinnen (doch Derer nur, welche mir wichtig dünken) und die Zergliederung einiger Stücke, die auf derselben merkwürdig gestiegen oder gesunken sind. Ich sende Diejenigen voraus, deren Verfasser hier leben, die Verschwörung des Fiesko, Verbrechen aus Ehrsucht und Franz von Sickingen — Jedem, der mir zu antworten Lust hat, oder von meiner Kritik an das Publikum appelliren will, steht die Thalia offen. Mündlich aber auch nicht Eine Erklärung.

V. Gedichte und Rhapsodien, Fragmente von dramatischen Stücken.

VI. Beurtheilungen wichtiger Männer und Schriften.

VII. Geständnisse von mir selbst.

VIII. Correspondenzen, Anzeigen, Miscellaneen.

Jeden zweiten Monat wird ein Heft von zwölf Bogen in gr. 8. broschirt und mit einem Umschlag geliefert. Der Preis der Unterzeichnung für jedes einzelne Stück ist auswärts ein rheinischer Gulden, beim Verfasser zu Mannheim ein halber Reichsthaler. Auf allen löblichen Ober- und Postämtern kann Unterzeichnung geschehen, und diese gilt bis in die Mitte des Januar. Die Exemplare empfängt man, soweit die kaiserliche Reichspost geht, frei; im Fall sich aber fremde Posten damit vermengen, für ein leidliches Frachtgeld, das die Billigkeit dieser Posten bestimmen wird. Jeder Kollekteur wird gebeten, die Namen und Charaktere der Subscribenten (denn sie sollen dem Journal vorgedruckt werden) auf dasjenige Postamt zu geben, so ihm am nächsten zur Hand ist, und dieses wird so gefällig seyn, jede Nachricht sogleich an das Bureau zu Mannheim gelangen

zu lassen. Privatsendungen übernimmt der Verfasser nicht. Die kaiserliche Post besorgt das Ganze. Nach Empfang eines jeden Hefts geschieht die Bezahlung.

Eh' ich schließe, noch dieses Einzige. Unterzeichnung auf diese Schrift wird nur dann erst einen Werth für mich haben, wenn ich sie persönlichem Mitgefühl danken darf. Den Schriftsteller überhüpfe die Nachwelt, der nicht mehr werth war, als seine Werke — und gern gesteh' ich, daß bei der Herausgabe dieser Thalia meine vorzügliche Absicht war, zwischen dem Publikum und mir ein Band der Freundschaft zu knüpfen.

Erklärung des Herausgebers der Thalia.

Den genannten und ungenannten Herren Verfassern dramatischer und lyrischer Produkte, welche seit etlichen Jahren bei mir eingesandt worden sind, um einen Platz in der Thalia einzunehmen, bezeige ich meinen Dank für das Vertrauen, das sie in mich gesezt haben wollen, unter meinem Geleite sich bei dem Publikum einzuführen.

Unter diesen eingesandten Stücken befinden sich mehrere, welche mir die Erstlinge ihrer Autoren zu seyn scheinen, und über deren Werth oder Unwerth ich aufgefordert werde, ein entscheidendes Urtheil zu fällen. Diesen also erkläre ich hier mit der Aufrichtigkeit, die ihr Vertrauen mir zur Pflicht macht und zum Theil die völlige Unwissenheit ihrer Namen und Personen mir erleichtert, daß die Nichterscheinung

ihrer Aufsätze in meiner Thalia dieses entscheidende Urtheil nicht ist, und daß selbst die Achtung, die das Talent ihrer Verfasser mir einflößte, mit der Unterdrückung ihrer ersten Versuche sehr gut bestehen kann. So gern ich denselben durch Aufnahme ihrer Produkte in meine Thalia Gelegenheit zu geben gewünscht hätte, ein öffentliches Urtheil über sich zu hören, so wenig konnte Dieß mit den Rücksichten bestehen, die ich den Lesern der Thalia schuldig zu seyn glaube. Mein Urtheil in kurzen Worten und ohne Beweis hinzuwerfen, würde die Absicht, wegen welcher es verlangt und gesagt wird, sehr schlecht erfüllen, und zu vielen Worten fehlte mir die Zeit.

Von mehreren dieser HH. Verfasser werde ich, wie ich vermuthe, jezt schon losgesprochen seyn. Zwischen Einsendung ihrer Beiträge und dieser meiner Erklärung ist bereits mehr als ein Jahr verflossen, und während eines Jahres pflegt sich bekanntlich in einem guten Kopfe gar viel zu verändern. Sollte mir übrigens begegnet seyn, durch meine stillschweigende Verwerfung ein wirkliches Talent beleidigt zu haben, so wird sich dieses Talent sicherlich einmal durch vortreffliche Werke an der Ungerechtigkeit meines Urtheils rächen; mir aber vergebe man, wenn ich glaube, daß bei der kritischen Wahl, entweder das wahre Schöne abzuschrecken, oder das Falsche zu ermuntern, in ersterem Falle am wenigsten gewagt werde. Das wahre Genie richtet sich zwar zuweilen an fremdem Urtheile auf, aber das entwickelte Gefühl seiner Kräfte macht ihm bald diese Krücke entbehrlich.

Vertheidigung des Recensenten.

Nach der ausführlichen Darlegung der Gründe, wornach Recensent sein Urtheil über die Bürger'schen Gedichte bestimmte, erwartete er, durch etwas Gedachteres, als durch Autorität, durch Exklamationen, Wortklaubereien, vorsätzliche Mißdeutung, pathetische Apostrophen und lustige Tiraden widerlegt zu werden; auch schien ihm Hrn. Bürger's Sache in der That nicht so schlimm, um nicht eine bessere Vertheidigung zu verdienen. Sehr gerne läßt er sich gefallen, seine Kunsttheorie, wo es auch geschehe, an der Bürger'schen zu versuchen, wie er denn auch sein über Hrn. Bürger gefälltes Urtheil nicht gerne für etwas Anders ausgegeben haben möchte, als für die Ueberzeugung eines einzelnen Lesers, welche er ohne Bedenken nach einer gründlichern Belehrung verlassen wird. Dann aber müßten billig, wie bei jedem Ehrenkampfe sich gebührt, die Waffen gleich seyn, und wenn der eine Theil Beweisgründe gebraucht, so müßte der andere nicht mit Fechterkünsten streiten. Es gilt hier kein historisches Faktum, das nur durch Würdigung der Autoritäten berichtigt und durch Entkräftung der Glaubwürdigkeit (eine Methode, von welcher Hr. Bürger gegen seinen Recensenten Gebrauch macht) verdächtig gemacht wird. Die Rede ist von Grundsätzen des Geschmacks und deren Anwendung auf Hrn. Bürger's Produkte — Jene wie diese sind dem Publikum vor Augen gelegt, welches (nicht etwa nach dem berühmten oder unberühmten Namen des Kunstrichters, wie Hr. Bürger will, sondern nach eignem Gefühl und nach eigner Vernunft) jene Behauptungen prüfen, und den Bericht, den Hr.

Bürger davon abzustatten für gut gefunden hat, mit den eigenen Worten und dem ganzen Ideengange des Recensenten zusammen halten kann. Dieses Publikum, welches sich seines Wielands, Göthe, Geßner's, Lessings erinnert, dürfte schwerlich zu überreden seyn, daß die Reife und Ausbildung, welche Recensent von einem vortrefflichen Dichter fordert, die Schranken der Menschheit übersteige. Leser, welche sich der gefühlvollen Lieder eines Denis, Göckingk, Hölty, Kleist, Klopstock, v. Salis erinnern, welche einsehen, daß Empfindungen dadurch allein, daß sie sich zum allgemeinen Charakter der Menschheit erheben, einer allgemeinen Mittheilung fähig — und dadurch allein, daß sie jeden fremdartigen Zusatz ablegen, mit den Gesetzen der Sittlichkeit sich in Uebereinstimmung setzen und gleichsam aus dem Schoße veredelter Menschheit hervorströmen, zu schönen Naturtönen werden (denn rührende Naturtöne entrinnen auch dem gequälten Verbrecher, ohne hoffentlich auf Schönheit Anspruch zu machen), solche Leser dürften nun schwerlich dahin zu bringen seyn, idealisirte Empfindungen, wie Recensent sie der Kürze halber nennt, für nichtige Phantome oder gar mit erkünstelten naturwidrigen Abstrakten für einerlei zu halten. Diese Leser wissen es sehr gut, daß die Wahrheit, Natürlichkeit, Menschlichkeit der Gefühle durch die Operation des idealisirenden Künstlers so wenig leidet, daß vielmehr durch jene drei Prädikate ihr Anspruch auf Jedermanns Mitgefühl, d. i. ihre Allgemeinheit bezeichnet wird. Menschlich heißt uns die Schilderung eines Affekts, nicht weil sie darstellt, was ein einzelner Mensch wirklich so empfunden, sondern was alle Menschen ohne Unterschied mit empfinden müssen. Und kann Dieß wohl anders geschehen, als daß gerade so viel Lokales und

Individuales davon weggenommen wird, als jener allgemeinen Mittheilbarkeit Abbruch thun würde? Wenn sich Klopstock in die Seele seiner Cidli, Wieland in die Seele seiner Physche oder Amande, Göthe in den Charakter seines Werther, Rousseau in den Charakter seiner Julie, Richardsohn in den seiner Klarisse versezt, und jeder dann die Liebe so empfindet, so uns schildert, wie sie in solchen Seelen erscheinen mußte, haben sie nicht unter der Bedingung einer idealischen Seelenstimmung empfunden, oder kürzer: ihre eigene Empfindung idealisirt? Hr. Bürger könnte vielleicht einwenden, daß der Fall sich verändere, wenn der Dichter in seiner eigenen Person empfindet und dichtet — dann aber müßte er ganz und gar nicht wissen, daß an der selbsteigenen Person des Dichters nur insofern Etwas liegen kann, als sie die Gattung vorstellig macht, und daß es schlecht um seine Dichtungen stehen möchte, wenn er das Geschäft der Idealisirung nicht zuvor an sich selbst vorgenommen hätte. Stellte er uns Affekte, wie er unter gewissen Umständen sie empfunden, bloß treu und natürlich dar, so kann er zwar einen historischen Zweck erreichen und das Publikum von Etwas unterrichten (woran freilich dem Publikum so besonders viel nicht gelegen ist), das in ihm selbst vorgegangen. Will er aber einen Kunstzweck erreichen, d. h. will er allgemein rühren, will er gar die Seelen, die er rührt, durch diese Rührung veredeln, so entschließe er sich, von seiner noch so sehr geliebten Individualität in einigen Stücken Abschied zu nehmen, das Schöne, das Edle, das Vortreffliche, was wirklich in ihm wohnt, weislich zu Rath zu halten und wo möglich in Einem Strahl zu concentriren; so bemühe er sich, Alles was ausschließend nur an seinem einzelnen, umschränkten, befangenen Selbst

haftet, und Alles, was der Empfindung, die er darstellt, ungleichartig ist, davon zu scheiden und ja vor allem Andern jeden groben Zusatz von Sinnlichkeit, Unsittlichkeit und dergleichen abzustoßen, womit man es im handelnden Leben nicht immer so genau zu nehmen pflegt. Ehe ein gebildeter Leser an Liedern Gefallen fände, worin noch der ganze trübe Strudel einer ungebändigten Leidenschaft braust und wallt und mit dem Affekt des begeisterten Dichters auch alle seine eigenthümlichen Geistesflecken sich abspiegeln, würde er lieber die Autorität eines Horaz verwerfen, wenn es dem unsterblichen Dichter wirklich hätte einfallen können, durch seinen wahren und goldenen Spruch: Weine erst selbst, wenn du weinen machen willst, jede wilde Geburt seines erhizten Gehirnes in Schutz zu nehmen. So unentbehrlich ist eine gewisse Ruhe und Freiheit des Geistes zur schönen Darstellung selbst der feurigsten Leidenschaft, daß — sogar Antikritiken, wie man sieht, ihrer nicht entrathen können, ohne den besten Theil ihres Zweckes zu verfehlen! — Und von allem Dem will Hr. Bürger nichts wissen? Alle diese Elemente der darstellenden Kunst klingen ihm wie neue Offenbarungen aus den Wolken? Nun wahrhaftig, ein Glück für ihn und seine Leser, daß sein poetischer Genius bisher für seine Führerin dachte und sich ohne Aesthetik noch ganz leidlich zu helfen wußte!

Der nachdenkende Leser entscheide, ob der Verfasser der Recension sich deßwegen eines groben Widerspruchs schuldig machte, weil er Individualität an einem Werke der Kunst nicht vermissen will und dennoch eine ungeschlachte, ungebildete, mit allen ihren Schlacken gegebene Individualität nicht schön finden kann. Oder sollte vielleicht nach Hrn. Bürgers Meinung gerade in dieser leztern die Originalität und Eigenthümlichkeit enthalten seyn, die man mit Recht

jedem Kunstwerke zu einem hohen Vorzug anrechnet? Der Leser entscheide wieder, ob Hrn. Bürger die Kunst zu idealisiren abgesprochen wird, wenn Recensent ausdrücklich nur diese Idealisirkunst bei ihm vermißt, wovon er redet, die nämlich, welche jede idealische Schöpfung des Dichters im Einzelnen auf ein inneres Ideal von höchster Vollkommenheit beziehet?

Hrn. Bürgers Sache wäre es gewesen, die Anwendung der vom Recensenten aufgestellten Grundsätze auf seine Gedichte, nicht aber diese Grundsätze selbst zu bestreiten, die er im Ernst nicht wohl läugnen, nicht mißverstehen kann, ohne Begriffe von der Kunst verdächtig zu machen. Wenn er sich gegen diese Forderungen so lebhaft wehrt, bestärkt oder erweckt er den Verdacht, daß er seine Gedichte wirklich nicht dagegen zu retten hoffe. Dasjenige seiner Geistesprodukte hätte er nennen sollen, welchem Recensent durch seinen allgemeinen Ausspruch Unrecht gethan hat. Wenn Hr. Bürger es für eine so unmögliche Sache hält, daß einer seiner poetischen Mitbrüder sich so sehr habe vergessen können, ein Ideal der Kunst aufzustellen, welches den selbsteignen Produkten desselben das Urtheil spricht, so beweist Hr. Bürger dadurch bloß, wie sehr sein Kunstideal unter dem Einfluß seiner Eigenliebe stehe, wenn er es nicht gar selbst aus seinen eigenen Geistesgeburten abgezogen hat. Was der Moralphilosoph ohne Bedenken von jedem menschlichen Subjekt und zum Theil schon der Erzieher von seinem Zöglinge fordert, darf doch wohl die Kunst von ihren vorzüglichsten Seelen verlangen — und wenn in der Forderung des Moralisten keine Ungereimtheit liegt, wenn dort die Erhabenheit des Ideals die Bestrebungen, es zu erreichen, nicht niederschlagen darf, warum sollte mit der Kunst eine Ausnahme

gemacht werden, die ihre Forderungen von jenen nur ableitet, deren Ideal unter jenem des Moralisten großentheils schon enthalten ist? — Immer könnte also auch ein Dichter jenes Urtheil über Hrn. Bürger niedergeschrieben haben, der aber freilich die Klugheit nicht besaß, seine eigenen Geisteskinder vor der Strenge dieser seiner Theorie zuvörderst in Sicherheit zu bringen. Einen solchen könnte nur schwerlich die Furcht vor Repressalien abgehalten haben, offen und frei seine Meinung von Hrn. Bürger zu sagen, und eifersüchtiger auf die Hoheit seiner Kunst als auf den Ruhm der Produkte, wodurch er sich in seinem Leben schon an ihr mag versündigt haben, ertheilt er ihm hiemit uneingeschränkte Vollmacht, bei künftiger Entdeckung seines Namens gegen seine Geistesgeburten so viel Vernünftiges vorzubringen, als er fähig ist. Um so mehr glaubt er sich aber auch befugt, Das, was ihm Sache der Kunst schien, gegen das Bürger'sche Beispiel zu verfechten — gegen alle Elegien an Molly und alle Blümchen Wunderhold und alle hohen Lieder, in denen man vom Rabenstein und von der Folterkammer in das Flaumenbett der Wollust entrückt wird, zu verfechten — mit Bescheidenheit, wie er gethan zu haben hofft, aber freilich nicht mit Schüchternheit. Schüchtern trete der Künstler vor die Kritik und das Publikum, aber nicht die Kritik vor den Künstler, wenn es nicht einer ist, der ihr Gesetzbuch erweitert.

Geschah es etwa, um den Streit auf fremden Boden zu spielen, daß Hr. Bürger die ganze Schaar deutscher Liederdichter aufbietet, auf dem ganzen Musenberge „Feuer!" ruft und den Geist eines Wieland und Seinesgleichen zu erscheinen und zu löschen beschwört? Er nehme sich ja in Acht, den Schatten Samuels zu wecken, sonst möchte

ihm wie weiland Saul geantwortet werden. Recensent erinnert sich, Hrn. Bürger über Alle erhoben zu haben, die mit ihm um den lyrischen Lorbeer ringen. Aber es ringen darum nicht Alle, welche irgend einmal die Fülle ihrer Begeisterung in einem Liede oder in einer Ode aushauchten, mit Hrn. Bürger um den lyrischen Kranz, und die ihn schon längst ersiegt haben, ringen auch nicht mehr. Wie sehr auch endlich Hrn. Bürgers poetischer Genius über seine Mitkämpfer hervorragt, so könnte ihm doch mancher unter ihnen, der ihm an Dichtergaben weicht, in nicht unwesentlichen Stücken der poetischen Darstellung zum Muster dienen.

Wenn das großgünstige Publikum Hrn. Bürgers seinen Genius für ein noch höheres Wesen halten könnte als er selbst, welches viel ist; wenn es weit mehr seiner Produkte, als ihm lieb war, mit überaus großem Wohlgefallen aufnahm und mit einem Glauben, der ihn selbst schamroth machte, den Feiertanz um seine Pagoden anstellte: so wäre das Unglück in der That so groß nicht, als Hr. Bürger es macht, mit dem Urtheile dieses Publikums über ihn sich einigermaßen in Widerspruch zu befinden. Auch ist es nicht nöthig, daß gerade die ganze schreibende und lesende Welt sich geirrt haben muß, wenn Hr. Bürger nicht als reifer und vollendeter Dichter befunden wird. Gerne verwechselt die Selbstzufriedenheit des Künstlers den lauten brausenden Zuruf, der ihn gleich bei seiner ersten Erscheinung umtönt, mit dem Urtheil der Welt, und so entscheidet sich oft der Ruhm eines Schriftstellers, ehe noch die gewichtigsten Stimmen mitgesprochen haben. Hrn. Bürgers poetischer Genius hat diese Stimmen keineswegs zu fürchten, und es wird bloß auf etwas mehr Studium schöner Muster und etwas

mehr Strenge gegen sich selbst ankommen, daß auch sie mit vollem Herzen das Prädikat unterschreiben, das ihm ohne sie ertheilt worden ist. So wenig Recensent sich bei Abfassung seiner Kritik einer andern Leitung als seines eigenen Gefühls bewußt war, so angenehm überraschte ihn, was er nachher in Erfahrung brachte, daß er in seinem Urtheile über Hrn. Bürger die Meinung einiger der kompetentesten Geschmacksrichter von diesem Schriftsteller ausgesprochen habe.

Um übrigens einem beträchtlichen Theile des Publikums etwas Ueberflüssiges zu sagen und bei einem andern durch seinen unschuldigen Namen nicht den Beifall zu verwirken, den vielleicht seine Gründe fanden, sey es dem Recensenten erlaubt, einem Inkognito getreu zu bleiben, welches seiner Ueberzeugung nach bei litterarischen Kämpfen so lange gut und löblich bleibt, als es überhaupt noch Schriftsteller gibt, die dem Publikum auf ihre eigenen und ihres ganzen Standes Unkosten nicht sehr erbauliche Komödien zum Besten geben. Wo mit Vernunftgründen und aus lauterm Interesse an der Wahrheit gestritten wird, streitet man niemals im Dunkeln; das Dunkel tritt nur ein, wenn die Personen die Sache verdrängen.

Vorbericht zu den kleineren prosaischen Schriften.

Um dem Nachdruck zuvor zu kommen und zugleich meinen Freunden in der lesenden Welt eine Auswahl Desjenigen in die Hände zu geben, was ich unter kleineren prosaischen Versuchen der Vergessenheit zu entziehen wünsche,

habe ich die Sammlung veranstaltet, auf welche, wenn sie anders Leser und Käufer findet, in der Folge ein zweiter und dritter Theil nachgeliefert werden könnten, die verschiedene noch ungedruckte Aufsätze enthalten würden.

Bei den meisten der hier abgedruckten Aufsätze möchte, wie ich gar wohl einsehe, eine strengere Feile nicht überflüssig gewesen seyn, und es war auch Anfangs meine Absicht, Ton und Inhalt meiner gegenwärtigen Vorstellungsweise gemäßer zu machen. Aber ein veränderter Geschmack ist nicht immer ein besserer, und vielleicht hätte die zweite Hand ihnen gerade Dasjenige genommen, wodurch sie bei ihrer ersten Erscheinung Beifall gefunden haben. Sie tragen also auch jezt noch das jugendliche Gepräge ihrer ersten zufälligen Entstehung und bitten dieser Ursache wegen um die Nachsicht des Lesers.

Nicht immer ist es der innere Gehalt einer Schrift, der den Leser fesselt; zuweilen gewinnt sie ihn bloß durch charakteristische Züge, in denen sich die Individualität ihres Urhebers offenbart — eine Eigenschaft, die oft gerade die vollendetsten Werke eines Autors verleugnen. Für Leser also, welche diese interessiren kann, die, wenn sie in dem Buche auch nicht mehr finden sollten als den Verfasser selbst, mit diesem kleinen Gewinn sich begnügen, sind diese Rhapsodien bestimmt, und eine flüchtige, für ernsthafte Zwecke nicht ganz verlorene Unterhaltung ist Alles, was ich ihnen davon versprechen kann.

Herausgabe der Horen.

Unter diesem Titel wird mit dem Anfang des Jahres 1795 eine Monatschrift erscheinen, zu deren Verfertigung eine Gesellschaft bekannter Gelehrten sich vereinigt hat. Sie wird sich über Alles verbreiten, was mit Geschmack und philosophischem Geiste behandelt werden kann, und also sowohl philosophischen Untersuchungen als poetischen und historischen Darstellungen offen stehen. Alles, was entweder bloß den gelehrten Leser interessiren oder was bloß den nicht gelehrten befriedigen kann, wird davon ausgeschlossen seyn. Vorzüglich aber und unbedingt wird sie sich Alles verbieten, was sich auf Staatsreligion und politische Verfassung bezieht. Man widmet sie der schönen Welt zum Unterricht und zur Bildung, und der gelehrten zu einer freien Forschung der Wahrheit und zu einem fruchtbaren Umtausch der Ideen; und indem man bemüht seyn wird, die Wissenschaft selbst durch den innern Gehalt zu bereichern, hofft man zugleich, den Kreis der Leser durch die Form zu erweitern.

Unter der großen Menge von Zeitschriften ähnlichen Inhalts dürfte es vielleicht schwer seyn, Gehör zu finden, und, nach so vielen verunglückten Versuchen dieser Art, noch schwerer, sich Glauben zu verschaffen. Ob die Herausgeber der gegenwärtigen Monatschrift gegründetere Hoffnung haben, wird sich am besten aus den Mitteln abnehmen lassen, die man zu Erreichung jenes Zweckes eingeschlagen hat.

Nur der innere Werth einer litterarischen Unternehmung ist es, der ihr ein dauerndes Glück bei dem Publikum versichern kann. Auf der andern Seite aber ist es nur dieses

Glück, welches ihrem Urheber den Muth und die Kräfte gibt, etwas Beträchtliches auf ihren Werth zu verwenden. Die große Schwierigkeit also ist, daß der Erfolg gewissermaßen schon realisirt seyn muß, um den Aufwand, durch den allein er zu realisiren ist, möglich zu machen. Aus diesem Cirkel ist kein anderer Ausweg, als daß ein unternehmender Mann an jenen problematischen Erfolg so viel wage, als etwa nöthig seyn dürfte, ihn gewiß zu machen.

Für Zeitschriften dieses Inhalts fehlt es gar nicht an einem zahlreichen Publikum, aber in dieses Publikum theilen sich zu viele einzelne Journale. Würde man die Käufer aller hieher gehörigen Journale zusammen zählen, so würde sich eine Anzahl entdecken lassen, welche hinreichend wäre, auch die kostbarste Unternehmung im Gange zu erhalten. Diese ganze Anzahl nun steht derjenigen Zeitschrift zu Gebot, die alle die Vortheile in sich vereinigt, wodurch jene Schriften im Einzelnen bestehen, ohne den Kaufpreis einer einzelnen unter denselben beträchtlich zu übersteigen.

Jeder Schriftsteller von Verdienst hat in der lesenden Welt seinen eigenen Kreis, und selbst der am meisten gelesene hat nur einen Kreis in derselben. So weit ist es noch nicht mit der Kultur der Deutschen gekommen, daß sich Das, was den Besten gefällt, in Jedermanns Händen finden sollte. Treten nun die vorzüglichsten Schriftsteller der Nation in eine litterarische Association zusammen, so vereinigen sie eben dadurch das vorher getheilt gewesene Publikum, und das Werk, an welchem Alle Antheil nehmen, wird die ganze lesende Welt zu seinem Publikum haben. Dadurch aber ist man im Stande, jedem Einzelnen alle die Vortheile anzubieten, die der allerweiteste Kreis der Leser und Käufer einem Autor nur immer verschaffen kann.

Ein Verleger, der dieser Unternehmung in jeder Hinsicht gewachsen ist, hat sich bereits in dem Buchhändler Cotta von Tübingen gefunden, und ist bereit, sie ins Werk zu richten, sobald die erforderliche Anzahl von Mitarbeitern sich zusammengefunden haben wird. Jeder Schriftsteller, an den man diese Anzeige sendet, wird also zum Beitritt an dieser Societät eingeladen, und man hofft dafür gesorgt zu haben, daß er in keiner Gesellschaft, die seiner unwürdig wäre, vor dem Publikum auftreten soll. Da aber die ganze Unternehmung nur unter der Bedingung einer gehörigen Anzahl von Theilnehmern möglich ist, so kann man keinem Schriftsteller zugestehen, seinen Beitritt bis nach Erscheinung des Journals aufzuschieben, weil man schon vorläufig wissen muß, auf Wen man zu rechnen hat, um an die Ausführung auch nur denken zu können. Sobald aber die erforderliche Anzahl sich zusammengefunden hat, wird Solches jedem Theilnehmer an der Zeitschrift unverzüglich bekannt gemacht werden.

Jeden Monat ist man übereingekommen ein Stück von neun Bogen in Median zu liefern; der gedruckte Bogen wird mit *** Louisdors in Gold bezahlt. Dafür verspricht der Verfasser, von diesen einmal abgedruckten Aufsätzen drei Jahre nach ihrer Erscheinung keinen andern öffentlichen Gebrauch zu machen, es sey denn, daß beträchtliche Veränderungen damit vorgenommen worden wären.

Obgleich von denjenigen Gelehrten, deren Beiträge man sich ausbittet, Nichts, was ihrer selbst und einer solchen Zeitschrift nicht ganz würdig wäre, zu befürchten ist, so hat man doch aus leicht begreiflichen Gründen die Verfügung getroffen, daß kein Manuscript eher dem Druck über geben werde, als bis es einer dazu bestimmten Anzahl von

Mitgliedern zur Beurtheilung vorgelegt worden ist. Dieser Convention werden sich die HH. Theilnehmer um so eher unterwerfen, als sie versichert seyn können, daß höchstens nur die relative Zweckmäßigkeit ihrer Beiträge in Rücksicht auf den Plan und das Interesse des Journals zur Frage kommen kann. Eigenmächtige Abänderungen wird weder der Redakteur noch der Ausschuß sich in den Manuscripten erlauben. Sollten welche nöthig seyn, so versteht es sich von selbst, daß man den Verfasser ersuchen wird, sie selbst vorzunehmen. Der Abdruck der Manuscripte wird sich nach der Ordnung richten, in der sie eingesandt werden, so weit dieses mit der nöthigen Mannigfaltigkeit des Inhalts in den einzelnen Monatsstücken bestehen kann. Eben diese Mannigfaltigkeit macht die Verfügung nothwendig, daß kein Beitrag durch mehr als drei Stücke fortgesezt werde, und in keinem einzelnen Stück mehr als sechszig Seiten einnehme.

Briefe und Manuscripte sendet man an den Redakteur dieser Monatschrift, der den HH. Verfassern für ihre eingesandten Beiträge steht und bereit ist, Jedem, sobald es verlangt wird, Rechnung davon abzulegen.

Daß von dieser Anzeige kein öffentlicher Gebrauch zu machen sey, wird kaum nöthig seyn zu erinnern.

(Im ersten Horenstücke werden fünfundzwanzig Mitarbeiter namentlich aufgezählt, und dann folgt noch nachstehende Bemerkung:)

Da sich übrigens die hier erwähnte Societät keineswegs als g e s c h l o s s e n betrachtet, so wird jedem deutschen Schriftsteller, der sich den nothwendig gefundenen Bedingungen des Instituts zu unterwerfen geneigt ist, zu jeder Zeit die

Theilnahme daran offen stehen. Auch soll Jedem, der es verlangt, verstattet seyn, anonym zu bleiben, weil man bei Aufnahme der Beiträge nur auf den Gehalt, und nicht auf den Stempel sehen wird. Aus diesem Grunde, und um die Freiheit der Kritik zu befördern, wird man sich erlauben, von einer allgemeinen Gewohnheit abzugehen, und bei den einzelnen Aufsätzen die Namen ihrer Verfasser, bis zum Ablauf eines jeden Jahrgangs, verschweigen, was der Leser sich um so eher gefallen lassen kann, da ihn diese Anzeige schon im Ganzen mit denselben bekannt macht.

Die Horen.

Zu einer Zeit, wo das nahe Geräusch des Kriegs das Vaterland ängstigt, wo der Kampf politischer Meinungen und Interessen diesen Krieg beinahe in jedem Cirkel erneuert, und nur allzuoft Musen und Grazien daraus verscheucht, wo weder in den Gesprächen noch in den Schriften des Tags vor diesem allverfolgenden Dämon der Staatskritik Rettung ist, möchte es eben so gewagt als verdienstlich seyn, den so sehr zerstreuten Leser zu einer Unterhaltung von ganz entgegengesezter Art einzuladen. In der That scheinen die Zeitumstände einer Schrift wenig Glück zu versprechen, die sich über das Lieblingsthema des Tages ein strenges Stillschweigen auferlegen, und ihren Ruhm darin suchen wird, durch etwas Andres zu gefallen, als wodurch jezt Alles gefällt. Aber je mehr das beschränkte Interesse

der Gegenwart die Gemüther in Spannung sezt, einengt und unterjocht, desto dringender wird das Bedürfniß, durch ein allgemeines und höheres Interesse an Dem, was rein menschlich und über allen Einfluß erhaben ist, sie wieder in Freiheit zu setzen und die politisch getheilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit wieder zu vereinigen.

Dieß ist der Gesichtspunkt, aus welchem die Verfasser dieser Zeitschrift dieselbe betrachtet wissen möchten. Einer heitern und leidenschaftfreien Unterhaltung soll sie gewidmet seyn, und dem Geist und Herzen des Lesers, den der Anblick der Zeitbegebenheiten bald entrüstet bald niederschlägt, eine fröhliche Zerstreuung gewähren. Mitten in diesem politischen Tumult soll sie für Musen und Charitinnen einen engen vertraulichen Cirkel schließen, aus welchem Alles verbannt seyn wird, was mit einem unreinen Parteigeiste gestempelt ist. Aber indem sie sich alle Beziehungen auf den jetzigen Weltlauf und auf die nächsten Erwartungen der Menschheit verbietet, wird sie über die vergangene Welt die Geschichte und über die kommende Philosophie befragen, wird sie zu dem Ideal veredelter Menschheit, welches durch die Vernunft aufgegeben, in der Erfahrung aber so leicht aus den Augen gerückt wird, einzelne Züge sammeln, und an dem stillen Bau besserer Begriffe, reinerer Grundsätze und edlerer Sitten, von dem zulezt alle wahre Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes abhängt, nach Vermögen geschäftig seyn. Sowohl spielend als ernsthaft wird man im Fortgange dieser Schrift dieses einzige Ziel verfolgen, und so verschieden auch die Wege seyn mögen, die man dazu einschlagen wird, so werden doch alle, näher oder entfernter, dahin gerichtet seyn, wahre Humanität zu befördern. Man

wird streben, die Schönheit zur Vermittlerin der Wahrheit zu machen, und durch die Wahrheit der Schönheit ein dauerndes Fundament und eine höhere Würde zu geben. So weit es thunlich ist, wird man die Resultate der Wissenschaft von ihrer scholastischen Form zu befreien und in einer reizenden, wenigstens einfachen Hülle dem Gemeinsinn verständlich zu machen suchen. Zugleich aber wird man auf dem Schauplatze der Erfahrung nach neuen Erwerbungen für die Wissenschaft ausgehen und da nach Gesetzen forschen, wo bloß der Zufall zu spielen und die Willkür zu herrschen scheint. Auf diese Art glaubt man zu Aufhebung der Scheidewand beizutragen, welche die schöne Welt von der gelehrten zum Nachtheil beider trennt, gründliche Kenntnisse in das gesellschaftliche Leben und Geschmack in die Wissenschaft einzuführen.

Man wird sich, soweit kein edlerer Zweck darunter leidet, Mannigfaltigkeit und Neuheit zum Ziele setzen, aber dem frivolen Geschmack, der das Neue bloß um der Neuheit willen sucht, keineswegs nachgeben. Ueberhaupt wird man sich jede Freiheit erlauben, die mit guten und schönen Sitten verträglich ist.

Wohlanständigkeit und Ordnung, Gerechtigkeit und Friede werden also der Geist und die Regel dieser Zeitschrift seyn; die drei schwesterlichen Horen, Eunomia, Dike und Irene werden sie regieren. In diesen Göttergestalten verehrte der Grieche die welterhaltende Ordnung, aus der alles Gute fließt, und die in dem gleichförmigen Rhythmus des Sonnenlaufs ihr treffendstes Sinnbild findet. Die Fabel macht sie zu Töchtern der Themis und des Zeus, des Gesetzes und der Macht, des nämlichen Gesetzes, das in der

Körperwelt über den Wechsel der Jahreszeiten waltet und die Harmonie in der Geisterwelt erhält.

Die Horen waren es, welche die neugeborne Venus bei ihrer ersten Erscheinung in Cypern empfingen, sie mit göttlichen Gewanden bekleideten, und so von ihren Händen geschmückt in den Kreis der Unsterblichen führten: eine reizende Dichtung, durch welche angedeutet wird, daß das Schöne schon in seiner Geburt sich unter Regeln fügen muß, und nur durch Gesetzmäßigkeit würdig werden kann, einen Platz im Olymp, Unsterblichkeit und einen moralischen Werth zu erhalten. In leichten Tänzen umkreisen diese Göttinnen die Welt, öffnen und schließen den Olymp, und schirren die Sonnenpferde an, das belebende Licht durch die Schöpfung zu versenden. Man sieht sie im Gefolge der Huldgöttinnen und in dem Dienst der Königin des Himmels, weil Anmuth und Ordnung, Wohlanständigkeit und Würde unzertrennlich sind.

Daß die gegenwärtige Zeitschrift des ehrenvollen Namens, den sie an ihrer Stirn führt, sich würdig zeigen werde, dafür glaubt der Herausgeber sich mit Zuversicht verbürgen zu können. Was ihm in seiner eigenen Person nicht geziemen würde, zu versichern, das erlaubt er sich als Sprecher der achtungswürdigen Gesellschaft, die zu Herausgabe dieser Schrift sich vereinigt hat. Mit patriotischem Vergnügen sieht er einen Entwurf in Erfüllung gehen, der ihn und seine Freunde schon seit Jahren beschäftigte, aber nicht eher als jezt gegen die vielen Hindernisse, die seiner Ausführung im Wege standen, hat behauptet werden können. Endlich ist es ihm gelungen, mehrere der verdienstvollsten Schriftsteller Deutschlands zu einem fortlaufenden Werke zu verbinden, an welchem es der Nation, troz aller

Versuche, die von Einzelnen bisher angestellt wurden, noch immer gemangelt hat und nothwendig mangeln mußte, weil gerade eine solche Anzahl und eine solche Auswahl von Theilnehmern nöthig seyn möchte, um bei einem Werke, das in festgesezten Zeiten zu erscheinen bestimmt ist, Vortrefflichkeit im Einzelnen mit Abwechslung im Ganzen zu verbinden.

Sammlung der Gedichte.

Vielleicht hätte bei Sammlung dieser Gedichte eine strengere Auswahl getroffen werden sollen. Die wilden Produkte eines jugendlichen Dilettantism, die unsicheren Versuche einer anfangenden Kritik und eines mit sich selbst noch nicht einigen Geschmacks finden sich hier mit solchen zusammengestellt, die das Werk einer reifern Einsicht sind. Aber bei einer Sammlung von Gedichten, welche sich größtentheils schon in den Händen des Publikums befinden, konnte der poetische Werth nicht allein in Betrachtung kommen. Sie sind schon ein verjährtes Eigenthum des Lesers, der sich oft auch das Unvollkommene nicht gern entreißen läßt, weil es ihm durch irgend eine Beziehung oder Erinnerung lieb geworden ist, und selbst das Fehlerhafte bezeichnet wenigstens eine Stufe in der Geistesbildung des Dichters.

Der Verfasser dieser Gedichte hat sich, so wie alle seine übrigen Kunstgenossen, vor den Augen der Nation und mit derselben gebildet, er wüßte auch keinen, der schon vollendet

aufgetreten wäre. Er trägt also kein Bedenken, sich dem Publikum auf **einmal** in der Gestalt darzustellen, in welcher er **nach und nach** vor demselben erschienen ist. Er freut sich, daß ihm das Vergangene vorüber ist, und insofern er überwunden hat, mag er auch seine Schwächen nicht bereuen.

Möchte diese rechtmäßige, korrekte und ausgewählte Sammlung diejenige endlich verdrängen, welche vor einigen Jahren von den Gedichten des Verfassers in drei Bänden erschienen ist, und ungeachtet eines unverzeihlich fehlerhaften Drucks und eines schmutzigen Aeußern, zur Schande des guten Geschmacks und zum Schaden des rechtmäßigen Verlegers, dennoch Käufer findet.

Morgengedanken am Sonntage.

Gott der Wahrheit, Vater des Lichts! zu Dir blick' ich mit dem ersten Morgenstrahle empor, und bete dich an. Du erforschest mich, Gott! du siehst jedes Zittern des betenden Herzens von Fern. Ach! so kennst du auch dieß heiße Verlangen meiner Seele nach Wahrheit. Oft hüllte banger Zweifel meine Seele in Nacht ein, oft ängstigte sich mein Herz — Gott! du weißt's — und rang nach himmlischer Erleuchtung von dir in die umnachtete Seele — Ich sah den schrecklichen Abgrund vor mir, an dem ich schon schwindelte, und dankte der göttlichen Hand, die mich so wohlthätig zurückzog. Sey noch ferner bei mir, mein Gott und Vater!

denn die Tage sind da, wo die Thoren auftreten und sprechen in ihrem Herzen: es ist kein Gott! — Du hast mich zu trüben Tagen aufbehalten, mein Schöpfer! — zu Tagen, wo der Aberglaube zu meiner Rechten ras't und der Unglaube zu meiner Linken spottet. Da steh' ich, und schwanke oft im Sturme, und ach! das schwankende Rohr würde knicken, wenn du es nicht empor hieltest, mächtiger Erhalter deiner Geschöpfe, Vater Derer, die dich suchen! — Was bin ich ohne Wahrheit, ohne diese Führerin durch des Lebens Labyrinthe? Ein Wanderer, der in der Wüste irrt, den die Nacht überfällt, dem kein Freund, kein führender Stern den Pfad erhellt. Zweifelsucht, Ungewißheit, Unglaube, ihr beginnt mit Qual und endigt mit Verzweiflung. Aber Wahrheit, du führest uns sicher durchs Leben, trägst uns die Fackel vor im finstern Thale des Todes und bringst uns in den Himmel zurück, von dem du ausgegangen bist. Ach, mein Gott! so erhalte mein Herz in Ruhe, in derjenigen heiligen Stille, in der uns die Wahrheit am liebsten besucht. Die Sonne spiegelt sich nicht in der stürmischen See, aber aus der ruhigen, spiegelhellen Fluth strahlt sie ihr Antlitz wider. So ruhig erhalte auch dieß Herz', daß es fähig sey, dich, o Gott! und den du gesandt hast, Jesum Christum, zu erkennen; denn nur Dieß ist Wahrheit, die das Herz stärkt und die Seele erhebt. Hab' ich Wahrheit, so hab' ich Jesum; hab' ich Jesum, so hab' ich Gott; hab' ich Gott, so hab' ich Alles. Sollt ich mir durch die Weisheit der Welt, die Thorheit ist vor dir, mein Gott! dieses Kleinod, diesen himmelerhebenden Trost rauben? Nein! wer die Wahrheit haßt, sey mein Feind; und wer sie mit einfältigem Herzen sucht, den umarm' ich mit Bruderfreuden.

Die Glocke schallt, die mich in den Tempel ruft. Ich eile, dort mein Bekenntniß zu befestigen, mich in der Wahrheit stark zu machen und mich auf Tod und Ewigkeit vorzubereiten. O so leite mich doch, mein Vater! öffne mein Herz den Eindrücken der Wahrheit, daß ich stark genug sey, sie auch den Meinen zu verkündigen; dann sind sie glücklich. Wissen sie doch, daß du ihr Gott und Vater bist, daß du sandtest Jesum, deinen Sohn, und den Geist, daß er die Wahrheit bezeugen soll. Haben sie doch für jeden Kummer dieses Lebens Stärkung, und für die Leiden des Todes den seligen Trost einer frohen Ewigkeit.

Nun, mein Gott! du magst mir Alles nehmen — jedes herzfesselnde Erdenglück, jede betäubende Weltfreude — laß mir nur die Wahrheit: so hab' ich Glück und Freude genug.

Darf ich dich bitten, Allgütiger! darf ich dich flehen mit diesem bebenden Herzen und dieser zitternden Thräne im Auge — so erbarme dich auch der Irrenden. — Sind sie doch unter allen Elenden der Erde deiner Hülfe am dürftigsten. Sie können sich deiner Sonne nicht freuen, und nicht des lieblichen Mondes; denn Nacht ist ihre Seele und voll bitteren Kampfs ihr Herz. Ach! so erbarme dich ihrer Angst, laß sie hören die Stimme der Wahrheit, daß sie stehen, zittern und umlenken und ihrem himmlischen Rufe folgen. Bring' uns Alle hinüber, wo keine Nacht, kein Irrthum, kein Zweifel mehr unsre Herzen quält, sondern wo Licht und Wahrheit und Gewißheit die Seligen umstrahlt, und wo wir ewig erkennen werden, daß du bist Gott unser Vater, und daß Jesus sey der Abglanz deiner Herrlichkeit, durch den du uns jede Wonne, jede Seligkeit mittheilst.

Beschütz' uns, Heiland, Jesu Christ!
Der du zur Rechten Gottes bist;
Sey unser Schild und starke Wehr,
Staub ist vor Dir der Spötter Heer!

Du hast von Ewigkeit gesehn,
Wie lange noch ihr Trotz bestehn
Und wider Dich hier schnauben soll;
Vielleicht ist nun ihr Maß bald voll.

Auch sie, o Herr, hast Du versöhnt,
Sie, deren Spott Dich jezt verhöhnt.
Gib, daß noch vor der Todesnacht
Zur ernsten Reu' ihr Geist erwacht. Amen.

Der Antikensaal zu Mannheim.

(Brief eines reisenden Dänen.)

Der heutige Tag war mein seligster, so lang ich Deutschland durchreise. — Du weißt es, mein Lieber, ich habe die herrliche Schöpfung im glücklichen Süden genossen, den lachenden Himmel und die lachende Erde, wo der mildere Sonnenstrahl zu fröhlicher Weisheit einladet, die freudegebende Traube kocht, und die göttlichen Früchte des Genie's und der Begeisterung zeitigt. Ich habe vielleicht das höchste der Pracht und des Reichthums gesehen. Der Triumph einer Menschenhand über die hartnäckige Gegenwehr der Natur überraschte mich öfters — aber das nahe wohnende Elend steckte bald meine wollüstige Verwunderung an. Eine

hohläugige Hungerfigur, die mich in den blumigen Promenaden eines fürstlichen Lustgartens anbettelt — eine sturzdrohende Schindelhütte, die einem prahlerischen Palast gegenübersteht — wie schnell schlägt sie meinen auffliegenden Stolz zu Boden! Meine Einbildung vollendet das Gemälde. Ich sehe jezt die Flüche von Tausenden gleich einer gefräßigen Würmerwelt in dieser großsprechenden Verwesung wimmeln. — Das Große und Reizende wird mir abscheulich. — Ich entdecke nichts mehr als einen siechen, hinschwindenden Menschenkörper, dessen Augen und Wangen von fiebrischer Röthe brennen und blühendes Leben heucheln, während daß Brand und Fäulung in den röchelnden Lungen wüthen.

Dieß, mein Bester, sind so oft meine Empfindungen bei den Merkwürdigkeiten, die man in jedem Land einem Reisenden zu bewundern gibt. Ich habe nun einmal das Unglück, mir jede in die Augen fallende Anstalt in Beziehung auf die Glückseligkeit des Ganzen zu denken, und wie viele Größen werden in diesem Spiegel so klein — wie viele Schimmer erlöschen!

Heute endlich habe ich eine unaussprechlich angenehme Ueberraschung gehabt. Mein ganzes Herz ist davon erweitert. Ich fühle mich edler und besser.

Ich komme aus dem Saal der Antiken zu Mannheim. Hier hat die warme Kunstliebe eines deutschen Souveräns die edelsten Denkmäler griechischer und römischer Bildhauerkunst in einem kurzen, geschmackvollen Auszug versammelt. Jeder Einheimische und Fremde hat die uneingeschränkteste Freiheit, diesen Schatz des Alterthums zu genießen, denn der kluge und patriotische Kurfürst ließ diese Abgüsse nicht deßwegen mit so großem Aufwand aus Italien kommen, um allenfalls des kleinen Ruhmes theilhaftig zu werden,

eine Seltenheit mehr zu besitzen, oder, wie so viele andere Fürsten, den durchziehenden Reisenden um ein Almosen von Bewunderung anzusprechen — der Kunst selbst brachte er dieses Opfer, und die dankbare Kunst wird seinen Namen verewigen.

Schon die Aufstellung der Figuren erleichtert ihren Genuß um ein Großes. Lessing selbst, der hier gegenwärtig war, wollte behaupten, daß ein Aufenthalt in diesem Antikensaal dem studirenden Künstler mehr Vortheile gewährte, als eine Wallfahrt zu ihren Originalien nach Rom, welche großentheils zu finster oder zu hoch, oder auch unter den schlechteren zu versteckt stünden, als daß sie der Kenner, der sie umgehen, befühlen und aus mehreren Augenpunkten beobachten will, gehörig benutzen könnte.

Empfangen von dem allmächtigen Wesen des griechischen Genius trittst du in diesen Tempel der Kunst. Schon deine erste Ueberraschung hat etwas Ehrwürdiges, Heiliges. Eine unsichtbare Hand scheint die Hülle der Vergangenheit vor deinem Aug' wegzustreifen, zwei Jahrtausende versinken vor deinem Fußtritt, du stehst auf Einmal mitten im schönen lachenden Griechenland, wandelst unter Helden und Grazien und betest an, wie sie, vor romantischen Göttern.

Dein erster Blick fällt auf die kolossalische Figur des farnesischen Herkules — die ungeheuer-schöne Darstellung männlicher Kraft. Welche Kühnheit, Größe, Vollkommenheit, Wahrheit, die auch die strengste Prüfung des Anatomikers nicht fürchtet. Wer hat den starren, widerstrebenden Stein in so weiche, so geschmeidige Fleischmassen hingegossen? — Die Figur ruht — der Bildhauer ergriff seinen Herkules im Momente schlafender (vielleicht erschöpfter) Kraft, und dennoch berechnet in dieser Erschlaffung das ungeübteste

Auge die ganze furchtbare Summe von Wirkungen. Meine Phantasie leiht dem Kolossen Bewegung. Ich sehe eine Figur wie diese auf den nemeischen Löwen fallen, und Schrecken und Erstaunen reißen mich schwindelnd fort.

Zunächst an dieser fesselt dich die unnachahmliche Gruppe des Laokoon. Ich werde dir über dieß Meisterstück der antiken Kunst wenig Neues mehr sagen; du kennst sie bereits, und der Anblick selbst überwältigt alle Beschreibungskraft. Dieser hohe Schmerz im Auge, in den Lippen, die emporgetriebene arbeitende Brust — ein Augenblick, ein Zustand, wo die Natur selbst sich so gern vergißt, so gern ins Gräßliche ausartet, bei aller Wahrheit so angenehm, bei aller Treue so delikat behandelt, daß sich das verwöhnteste Auge mit Trunkenheit darauf heften kann. Und wie schmelzend wird dann die ganze Idee durch die untergeordneten Figuren der hülflosen Kinder, welche durch die schreckliche Schlange an den Vater gepreßt werden. Der Ausdruck der Leidenschaft und die ganze Gruppirung lassen dem forschenden Auge nichts mehr zu beobachten übrig — und nun vertilge in Gedanken diesen ganzen Ausdruck des Leidens, denke dir eben diese Figuren außer dem gewaltsamen Zustande des Affekts, und noch immer werden sie Muster der höchsten Wahrheit und Schönheit seyn. Der griechische Künstler hat nichts aufgeopfert. Die unbeschreibliche Harmonie der Gruppe kostet uns auch nicht das leiseste Mißfallen über vernachläs=sigte Theile in den beiden Knaben. So schuf das Alterthum.

Unter allen Figuren, die dieser Saal enthält, ist der vatikanische Apoll die vollkommenste. Zwei Blicke auf denselben sind genug, dir mit entscheidender Gewißheit zu sagen, du stehest vor einem Unsterblichen. Die reizende Jünglingsfigur, die sich eben jezt in den Mann verliert,

Leichtigkeit, Freiheit, Rundung und die reinste Harmonie aller Theile zu einem unnachahmlichen Ganzen erklären ihn zu dem ersten der Sterblichen, Kopf und Hals verrathen den Gott. Diese himmlische Mischung von Freundlichkeit und Strenge, von Liebenswürdigkeit und Ernst, Majestät und Milde kann keinen Sohn der Erde bezeichnen. Die hochgewölbte Brust ist nach dem übereinstimmenden Gefühl aller Künstler die vollkommenste, die je ein Meisel geschaffen hat; Schenkel und Füße ein Muster der edelsten Schönheit. Den geübten Zeichner wird es ermüden, die herrlichen Formen, die durch kontrastirende Schlangenlinien in einander schmelzen, nur für das Auge nachzuahmen; denn der griechische Meister hat eben so delikat für das Gefühl gearbeitet; das Auge erkennt die Schönheit, das Gefühl die Wahrheit. Die leztere ist der ersteren untergeordnet, und obgleich kein Muskel vergessen ist, so hat doch der Künstler die feineren Nüancen dem Gefühle entzogen und der Berührung vorbehalten. Die Statue schwebt — alle Muskeln wirken aufwärts und scheinen sie sichtbar emporzutragen. Der Künstler ergriff den Augenblick, wo der zürnende Gott auf den Drachen Python einen Pfeil abgeschossen hatte. Der rechte Arm fliegt eben vom Bogen zurück, der linke behält noch einige Härte und Spannung. — Im Auge ist hoher Unwille und feste Zielung, in der hervortretenden Unterlippe Verachtung des Ungeheuers, in dem schlank gestreckten Halse Triumph und göttliche Ehre.

„Das ist Phöbus, welchen die Götter im Hause Kronions
Fürchten, dem sie sich alle von ihren Sitzen erheben,
Wenn er sich naht, und wenn er spannt den strahlenden Bogen.“

Homers Hymne.

In Absicht des Styls kann dieser Apollo dem Torso und Laokoon nachgesezt werden; aber der gefühlvolle Kenner vergißt diese Vernachlässigung im Genusse höherer Schönheit.

Eine der vorzüglichsten Statuen ist ein sterbender Sohn der Niobe, den Apollo erschossen hat. Der Kopf gleicht ganz in die Niobische Familie — edel und rührend ist der Ausdruck des Sterbens in seinem Gesichte; die Brust besonders ist in schönen und großen Massen emporgetrieben, der untere Leib sinkt mit sehr vieler Wahrheit unter den lezten Krämpfen des Todes. Der Styl ist markig und hat mit dem äußerst delikaten Styl des Kastor und Pollux sehr viel Aehnliches.

Unter die besten Stücke in diesem Saale zähle ich noch den Antinous; Schade, daß durch einen fehlerhaften Abguß die Figur nach den Hüften und Schenkeln zu ein wenig krumm geworden; den borghesischen Fechter, eine Figur, woran ich vorzüglich die Wahrheit des Muskelspiels bewundere, die Zwillinge Kastor und Pollux, Kaunus und Biblis, den Faun, den Schleifer, besonders wegen des forschenden Ausdrucks des Gesichts und der Formen seiner beiden Arme, den Hermaphrodit, die mediceische Venus, den sterbenden Fechter, den Römer Germanikus und noch einige andere, von denen ich dir in meinem nächsten Briefe mehr sagen werde.

Merkwürdig waren mir auch die Büsten der großen Griechen und Römer, der Kopf eines sterbenden Alexander, der Niobe, einer Tochter der Niobe, der Kleopatra, des Nero und Caligula, der Faustina und einige mehr. Der Zufall hatte den blinden Homeruskopf und den Kopf des Hrn. v. Voltaire neben einander gestellt. — Ich weiß keine beißendere Satyre auf unser Zeitalter. Voltaire — ich glaube, daß man es jezt in Deutschland laut sagen darf —

Voltaire, war ein wahrhaft großer Geist; aber warum war mir sein Kopf in dieser Gesellschaft so lächerlich?

Ich werfe noch einen Blick auf diese Statuen. Warum zielen alle redenden und zeichnenden Künste des Alterthums so sehr nach Veredlung?

Der Mensch brachte hier Etwas zu Stande, das mehr ist, als er selbst war, das an etwas Größeres erinnert als seine Gattung — beweist Das vielleicht, daß er weniger ist, als seyn wird? — So könnte uns ja dieser allgemeine Hang nach Verschönerung jede Spekulation über die Fortdauer der Seele ersparen. — Wenn der Mensch nur Mensch bleiben sollte — bleiben könnte, wie hätte es jemals Götter und Schöpfer dieser Götter gegeben?

Die Griechen philosophirten trostlos, glaubten noch trostloser und handelten — gewiß nicht minder edel denn wir. Man denke ihren Kunstwerken nach, und das Problem wird sich lösen. Die Griechen malten ihre Götter nur als edlere Menschen und näherten ihre Menschen den Göttern. Es waren Kinder Einer Familie.

Ich kann diesen Saal nicht verlassen, ohne mich noch einmal an dem Triumph zu ergötzen, den die schöne Kunst Griechenlands über das Schicksal einer ganzen Erdkugel feiert. Hier stehe ich vor dem berühmten Rumpfe, den man aus den Trümmern des alten Roms einst hervorgrub. In dieser zerschmetterten Steinmasse liegt unergründliche Betrachtung. — Freund! Dieser Torso erzählt mir, daß vor zwei Jahrtausenden ein großer Mensch da gewesen, der so etwas schaffen konnte. — daß ein Volk da gewesen, das einem Künstler, der so etwas schuf, Ideale gab — daß dieses Volk an Wahrheit und Schönheit glaubte, weil einer aus seiner Mitte Wahrheit und Schönheit fühlte — daß dieses

Volk edel gewesen, weil Tugend und Schönheit nur Schwestern der nämlichen Mutter sind. — Siehe Freund, so habe ich Griechenland in dem Torso geahnet.

Unterdessen wanderte die Welt durch tausend Verwandlungen und Formen. Throne stiegen — stürzten ein. Festes Land trat aus den Wassern — Länder wurden Meer. Barbaren schmolzen zu Menschen. Menschen verwilderten zu Barbaren. Der milde Himmelsstrich des Peloponnes entartete mit seinen Bewohnern — wo einst die Grazien hüpften, die Anakreone scherzten und Sokrates für seine Weisheit starb, weiden jezt Ottomanen — und doch Freund, lebt jene oldene Zeit noch in diesem Apoll, dieser Niobe, diesem Antinous, und dieser Rumpf liegt da — unerreicht — unvertilgbar — eine unwidersprechliche ewige Urkunde des göttlichen Griechenlands, eine Ausforderung dieses Volkes an alle Völker der Erde.

Etwas geschaffen zu haben, das nicht untergeht, fortzudauern, wenn Alles sich aufreibt ringsumher — O Freund, ich kann mich der Nachwelt durch keine Obelisken, keine eroberten Länder, keine entdeckten Welten aufdringen — ich kann sie durch kein Meisterstück an mich mahnen — ich kann keinen Kopf zu diesem Torso erschaffen — aber vielleicht eine schöne That ohne Zeugen thun!

Merkwürdiges Beispiel einer weiblichen Rache.

(Aus einem Manuskript des verstorbenen Diderot gezogen.)

Der Marquis von A. . . war ein junger Mann, der seinem Vergnügen lebte, liebenswürdig und angenehm, der aber übrigens so so von der weiblichen Tugend dachte. Dennoch fand sich eine Dame, die ihm ziemlich zu schaffen machte. Sie nannte sich Frau v. P. . ., eine reiche Wittwe von Stand, voll Klugheit, Artigkeit und Welt, und von hohem Geiste.

Der Marquis brach alle seine früheren Verbindungen ab, um nur für diese Dame zu leben. Ihr machte er den Hof mit der größten Geflissenheit, brachte ihr alle ersinnlichen Opfer, sie von der Heftigkeit seiner Neigung zu überführen, und trug ihr endlich sogar seine Hand an. Aber die Marquisin, die es noch nicht vergessen konnte, wie unglücklich ihre erste Heirath gewesen, wollte sich lieber jedem Ungemach, als einer zweiten aussetzen.

Diese Frau lebte sehr eingezogen. Der Marquis war ein alter Bekannter ihres verstorbenen Mannes gewesen, sie atte ihm damals den Zutritt gestattet, und auch nachher verschloß sie ihm ihre Thüre nicht.

Die weibische Sprache der Galanterie konnte an einem Manne von Welt nicht mißfallen. Die Beharrlichkeit seiner Bewerbung, von seinen persönlichen Eigenschaften begleitet, seine Figur, seine Jugend, der Anschein der wahrhaftesten Liebe und dann wiederum die einsame Lebensart dieser Dame, ein Temperament zur zärtlichen Empfindung geschaffen, mit Einem Worte, Alles, was ein weibliches Herz nur verführen kann, that auch hier seine Wirkung. Frau v. P. . . ergab

sich endlich nach einer monatelangen fruchtlosen Gegenwehr und dem hartnäckigsten Kampfe mit sich selber. Unter den gehörigen Formalitäten eines heiligen Schwurs war der Marquis der Glückliche — er wäre es auch geblieben, hätte anders sein Herz den zärtlichen Gesinnungen, die es damals so feierlich angelobte, und die ihm so zärtlich erwidert wurden, getreu bleiben wollen.

Einige Jahre waren so hingeflossen, als es dem Marquis einfiel, die Lebensart der Dame etwas einförmig zu finden. Er schlug ihr vor, in Gesellschaft zu gehen, sie that's — Besuche anzunehmen, sie willigte ein — Tafel zu geben, auch darin gab sie ihm nach. Endlich fing ein Tag an, fingen mehrere Tage an zu verstreichen, und kein A... ließ sich sehen. Er fehlte bei der Mittagstafel, beim Abendessen. Geschäfte drängten ihn, wenn er bei ihr war; er fand für nöthig, seinen Besuch Dießmal abzukürzen. Wenn er kam, murmelte er eins, zwei Worte, streckte sich im Sopha, ergriff etwa diese oder jene Broschüre, warf sie weg, schäkerte mit seinem Hunde oder schlief zulezt gar ein. Es wurde Abend — seine schwächliche Gesundheit rieth ihm, zeitig nach Hause zu gehen, Das hatte ihm Tronchie ausdrücklich befohlen — und Tronchie, Das ist wahrhaftig und wahr, Tronchie ist ein unvergleichlicher Mann — und damit nahm er Stock und Hut, und schlüpfte fort, vergaß in seiner Zerstreuung auch wohl gar, Madame beim Abschied zu umarmen. Frau v. P... empfand, daß sie nicht mehr geliebt ward; aber sie mußte sich überzeugen, und Das machte sie ungefähr auf folgende Art:

Einmal als sie eben abgespeist hatten, fing sie an:

Warum so in Gedanken, Marquis?

Warum Sie, gnädige Frau?

Es ist auch wahr, und noch dazu in so traurigen.

Wie denn Das?

Nichts.

Das ist nicht wahr, Madame! Frei heraus — und dabei gähnte er — gestehen Sie mir, was ist Ihnen? — Das wird uns beide aufmuntern.

Hätten Sie hier Das so nöthig?

Nicht doch — Sie wissen ja — man hat so gewisse Stunden —

Wo man verdrießlich seyn muß?

Nein, Madame, nein, nein — Sie haben Unrecht, bei meiner Ehre, Sie haben Unrecht. Es ist Nichts; ganz und gar Nichts. Es gibt manchmal so Augenblicke — ich weiß selbst nicht, wie ich mich ausdrücken soll.

Lieber Freund, schon eine Zeitlang drückt mich so Etwas auf dem Herzen, das ich Ihnen sagen wollte, aber immer war mir bange, es würde Sie beleidigen.

Mich beleidigen? Sie?

Vielleicht, aber Gott ist mein Zeuge, daß ich unschuldig bin. Ohne meinen Willen, ohne mein Wissen hat sich Das so nach und nach gegeben. Es kann nicht anders — es muß ein Fluch Gottes seyn, der dem ganzen Menschengeschlecht gilt, weil auch ich — ich selbst sogar keine Ausnahme mache. Ach, Madame, — Sie besorgen etwa — ha! und was ist es denn?

Was es ist? — O, ich bin unglücklich — Auch Sie werd' ich unglücklich machen. — Nein, Marquis, besser ich schweige still

Reden Sie frei, meine Liebe. Sollten Sie vor mir Geheimnisse haben? Sollten Sie nicht mehr wissen, daß es die erste Bedingniß unsrer Vertraulichkeit war, einander Nichts zu verschweigen?

Das eben ist's, was mir Kummer macht. Was Sie mir mir jezt vorwerfen, Marquis, hat noch vollends gefehlt, meine Strafbarkeit aufs Höchste zu treiben. — Finden Sie nicht, daß meine vorige Munterkeit ganz dahin ist? — Ich habe keine Lust zum Essen und Trinken mehr. Auch sogar schlafen mag ich nicht mehr. Unser vertrauter Umgang fängt nachgerade an, mir zuwider zu werden. Oft um Mitternacht frage ich mich selbst: Ist er denn nicht mehr so liebenswürdig? — Er ist, wie er war. — Hast du Ursache, dich über ihn zu beklagen? — Nicht die mindeste. — Vielleicht besucht er verdächtige Häuser? — Nichts weniger. — Oder findest du ihn vielleicht minder zärtlich, als ehedem? — Ganz und gar nicht. — Aber wenn dein Freund der alte ist, so müßtest du ja verwandelt seyn? — Du bist's, o gestehe dir's, du bist's. Da ist kein Funke der Sehnsucht mehr, mit der du sonst ihn erwartetest, kein Schatten der Freude mehr, womit du ihn damals empfingst; keine Spur der süßen Beklemmung mehr, wenn er ausblieb, der süßern Aufwallung, wenn er wieder kam, wenn du hörtest seiner Tritte Klang, wenn man ihn meldete, wenn er hereintrat. — O, das Alles ist vorbei — es ist dahin, er ist dir fremder geworden.

Wie, Madame?

Hier drückte die Dame beide Hände vor's Gesicht, ließ den Kopf herabsinken und schwieg eine Zeitlang still. Endlich sagte sie wieder:

Ich weiß, was Sie mir antworten können; ich bin darauf gefaßt, Sie erstaunt zu sehen — mir das Bitterste von Ihnen sagen zu lassen.— Aber schonen Sie, Marquis — doch nein, nein schonen Sie nicht! Sagen Sie mir Alles. Ich hab' es verdient. Ja, lieber Marquis, so ist es — es ist wahr — aber es ist nicht schrecklich genug, daß es so weit

kommen mußte — sollte ich auch noch zu der Schande herabgesunken seyn, Ihnen geheuchelt zu haben? — Sie sind, was Sie waren, aber ich bin die Nämliche nicht mehr. Noch zwar verehr' ich Sie, verehre Sie so sehr und mehr noch als ehedem, aber — — aber eine Frau, wie Sie mich kennen, eine Frau, die gewohnt ist, die geheimsten Regungen Ihres Herzens zu prüfen, sich nirgends zu täuschen, diese Frau kann sich nicht mehr verhehlen, daß die Liebe daraus geflohen ist. Dieses Bekenntniß — o ich fühl' es — es ist das entsetzlichste, aber dennoch nicht minder wahr. — Ich, eine Wankelmüthige, eine Lügnerin! — Wüthen Sie aus, lieber Marquis. Verwünschen Sie mich; brandmarken Sie mich mit den verhaßtesten Namen. Ich hab' es selbst schon gethan. Alles, Alles kann ich von Ihnen anhören, nur das Einzige nicht, daß ich heuchle, denn Das verdien' ich nicht.

Hier drehte sich Frau v. P... im Sopha herum und fing laut an zu weinen.

Der Marquis warf sich ihr zu Füßen.

Treffliche Frau! Göttliche Frau! Frau, wie man keine finden wird. Ihre Freimüthigkeit, Ihre Rechtschaffenheit beschämen mich, rühren mich — ich möchte vor Scham sterben. Wie groß stehen Sie in diesem Augenblicke neben mir, wie klein steh' ich neben Ihnen! Sie haben den Anfang gemacht zu bekennen — ich machte den Anfang zu fehlen. Ihre Offenherzigkeit reißt mich hin — ein Ungeheuer müßt' ich seyn, wenn ich einen Augenblick anstände, sie zu erwidern. Ja, Madame, ich kann es nicht leugnen — die Geschichte Ihres Herzens ist Wort für Wort auch die Geschichte des meinigen. Alles, Alles, was Sie sich gesagt haben, hab' ich auch mir gesagt. Doch ich duldete und

schwieg — hätte vielleicht noch lange geschwiegen — hätte vielleicht nie den Muth gehabt, mich zu erklären.

Ist Das wirklich wahr, Marquis?

Wahr, Madame — und wir können uns also Beide Glück wünschen, daß wir zu gleicher Zeit über eine Leidenschaft Meister wurden, die so vergänglich wie die unsrige war.

In der That, Marquis, ich würde sehr zu beklagen seyn, wenn meine Liebe später erloschen wäre, als die Ihrige.

Sie können sich darauf verlassen, Madame — ich war der Erste, bei dem sie aufhörte.

Wirklich, mein Herr? Ich fühle so Etwas.

O, meine beste Marquisin! Noch nie fand ich Sie so reizend, so liebenswürdig als in diesem Augenblicke. Machten mich meine bisherigen Erfahrungen nicht schüchtern, wer weiß, ob ich Sie nicht heftiger lieben würde, als jemals.

Er nahm, indem er Dieß sagte, ihre beiden Hände und küßte sie lebhaft. Frau v. P... unterdrückte den tödtlichen Gram, der ihr Herz zerriß, und nahm das Wort:

Aber was nun anfangen, Marquis? — Wir beide, dächt' ich, hätten uns keinen Betrug vorzuwerfen. Sie haben noch die nämlichen Ansprüche auf meine Achtung, wie ehedem — auch ich hoffe mein Recht auf die Ihrige nicht ganz vergeben zu haben. Wollen wir fortfahren, uns zu sehen? Wollen wir unsere Liebe in die zärtlichste Freundschaft verwandeln? — Dieß wird uns künftig alle die traurigen Auftritte ersparen, alle die kleinen Treulosigkeiten, alle die kindischen Neckereien, all' den muthwilligen Humor, der eine flüchtige Leidenschaft zu begleiten pflegt. Wir werden das einzige Beispiel in unserer Gattung seyn. Sie haben Ihre vorige Freiheit wieder, mir geben Sie die meinige zurück. So reisen wir zusammen durch die Welt. Sie machen mich bei

jeder neuen Eroberung zu Ihrer Vertrauten; ich werde Ihnen kein Geheimniß aus den meinigen machen — versteht sich, wenn ich welche erlebe, denn ich fürchte sehr, lieber Marquis, daß Sie mich in dem Punkt ein wenig scheu gemacht haben — Und so müßt' es denn ganz unvergleichlich gehen. Sie unterstützen mich zuweilen mit Ihrem Rath, ich Sie mit dem meinigen. — Und wer weiß, was geschehen kann?

Allerdings, Madame, und es ist dann so gut als schon ausgemacht, daß Sie bei jeder Vergleichung gewinnen — daß ich von Tag zu Tag wärmer und zärtlicher zu Ihnen zurückkehre, daß mich zulezt Alles wird überwiesen haben, die Marquisin v. P... sey die einzige Frau, die mich glücklich machen kann. Und wenn ich dann wieder umkehre, so ist es auch heilig gewiß, daß Sie mich zeitlebens in Ihren Banden behalten.

Wie aber, wenn Sie bei Ihrer Wiederkehr mich nicht mehr fänden? — Denn Sie wissen ja, man ist oft wunderlich, Marquis — der Fall könnte kommen, daß mich Eigensinn — Laune — Leidenschaft für einen Andern anwandelte, der nicht einmal so viel in Ihren Augen gälte.

Allerdings würde mich Das kränken, Madame. Aber beklagen dürfte ich mich darum nie. Ich müßte mich einzig und allein an das Schicksal halten, das uns trennte, weil es wollte, und uns wieder zu vereinigen wissen wird, wenn Das so seyn soll.

Auf dieses Gespräch folgte eine langweilige Predigt über den Uebelstand des menschlichen Herzens, über die Nichtigkeit der Schwüre, über den Zwang der Ehen. Nach kurzen Umarmungen schieden Beide von einander.

So groß der Zwang gewesen, den sich die Dame in Gegenwart ihres Liebhabers auflegen mußte, so fürchterlich war der Ausbruch ihres Schmerzens, als er fortgegangen war.

Also ist es wahr, rief sie laut, es ist mehr als zu wahr, er liebt mich nicht mehr! — Nachdem ihre ersten Aufwallungen vorüber waren, und sie in stiller Wuth über den erlittenen Schimpf gebrütet hatte, beschloß sie eine Rache, die ohne Beispiel war, eine Rache zum Schrecken aller Männer, die sich gelüsten lassen, eine Frau von Ehre zu betrügen; und diese Rache führte sie aus.

Die Marquisin hatte ehemals mit einer gewissen Frau aus der Provinz in Bekanntschaft gestanden, die eines Prozesses wegen mit ihrer Tochter, einem Mädchen von großer Schönheit und guter Erziehung nach Paris gezogen war. Jezt hatte sie erfahren, daß diese Frau mit ihrem Prozeß ihr ganzes Vermögen verloren hatte und dahin gebracht worden war, ein Haus der Freude zu unterhalten. Man kam da zusammen, man spielte, man speiste zu Abend, und gemeiniglich blieb einer oder zwei von den Gästen die Na über dort, mit Mutter oder Tochter, wie er nur Lust hatte, sich ein Vergnügen zu machen.

Die Marquisin ließ durch einige Bedienten diesen Weibspersonen nachspüren; sie wurden ausfindig gemacht und zur Frau v. P... — ein Name, den sie sich kaum noch zurückrufen konnten — zum Besuche gebeten. Die Frauenzimmer, welche sich zu Paris für eine Madame und Mademoiselle Aisnon ausgaben, nahmen die Einladung mit Vergnügen an. Gleich den andern Morgen fand sich die Mutter bei der Marquisin ein, welche das Gespräch sogleich auf ihre jetzige Lebensart zu lenken wußte.

Frei heraus, gnädige Frau, antwortete die Alte, wir leben von einem Handwerk, das leider sehr wenig einträgt, gefährlich und mißlich, und noch obendrein eins der schimpflichsten ist. Mir selbst ist es noch dazu in den Tod zuwider, aber Noth bricht Eisen, wie das Sprichwort sagt. Ich war schon halbwegs entschlossen, meine Tochter bei der Oper anzustellen, aber ihre Stimme taugt höchstens für eine Kammersängerin, und außerdem tanzt sie schlecht. Auch hab' ich sie, während meines Prozesses und auch nachher, bei den Vornehmen dieser Stadt, bei den obrigkeitlichen Personen, bei den Pächtern und geistlichen Herren herumgeführt der Reihe nach; aber die Herren, wie Das geht, akkordirten immer nur auf eine Zeitlang, und am Ende blieb sie mir denn so sitzen. Nicht etwa, meine gnädige Frau, als ob sie nicht schön wäre wie ein Engel — auch fehlt es ihr weder an Verstand noch an Manieren; aber der eigentliche Pfiff für das Gewerbe mangelt ihr ganz und gar, und alle die kleinen Kunstgriffchen, die man anwenden muß, das Männervolk in Athem zu halten.

Sind Sie denn sehr bekannt hier? fragte die Marquisin.

Leider Gottes nur zu sehr, sagte die Alte.

Und, wie ich merke, scheinen Sie beide wenig Lust und Liebe zu Ihrem Gewerbe zu haben?

Ganz und gar nicht, und am wenigsten meine Tochter, die mir ohne Aufhören in den Ohren liegt, sie davon wegzunehmen, oder lieber um's Leben zu bringen. Obendrein hat sie noch ihre melancholischen Stunden, wo sie vollends gar nicht zu gebrauchen ist.

Wenn ich mir also z. B. in den Kopf setzen wollte, Ihr Schicksal auf eine glänzende Art zu verbessern, würden Sie mir wohl beide wenig Schwierigkeiten machen?

Das meint' ich auch.

Aber die Frage ist, ob Sie mir werden versprechen können, allen Vorschriften, die ich für gut finden könnte, Ihnen zu geben, mit der strengsten Genauigkeit nachzuleben?

Verlassen Sie sich darauf.

Und Ihr Gehorsam ist mir also gewiß, so oft es mir einfallen wird, zu befehlen?

Wir werden mit Geduld darauf warten.

Das ist gut. Jezt, Madame, gehen Sie nach Hause, Sie sollen gleich meine ferneren Verfügungen hören. Unterdessen schaffen Sie Alles fort, was Sie an Hausgeräth haben, auch Ihre Kleider schaffen Sie fort, die besonders, welche von frecher oder schreiender Farbe sind. Das Alles würde mir nur meinen Anschlag vereiteln.

Jene ging. Frau v. P... warf sich in den Wagen und ließ sich in die Vorstädte fahren, welche ihr von der Wohnung der Aisnon am weitesten entlegen schienen. Hier miethete sie, nicht weit von der Pfarrkirche, eine schlechte Wohnung in einem ehrbaren Bürgerhause und ließ solche auf das Sparsamste meubliren.

Dahin lud sie die beiden Aisnon, übergab ihnen Haus und Wirthschaft, und legte ihnen einen schriftlichen Aufsatz von den Lebensregeln vor, die sie künftighin zu befolgen hätten. Es waren folgende:

Auf keinen öffentlichen Spaziergang gehen Sie mehr, denn es liegt daran, daß Sie von Niemand entdeckt werden.

Sie nehmen keine Besuche an, auch selbst aus Ihrer Nachbarschaft nicht, denn es muß den Anschein haben, als hätten Sie der Welt ganz entsagt.

Gleich von dem morgenden Tage an müssen Sie andächtige Kleider tragen.

Zu Hause werden keine andere als geistliche Bücher geduldet, daß Sie ja keinem Rückfall sich aussetzen.

Ihrem Gottesdienst müssen Sie an jedem Werk- und Feiertage mit Inbrunst obliegen.

Sie müssen dahin trachten, daß Sie sich in das Sprachzimmer dieses oder jenes Klosters Eingang verschaffen. Die Plaudereien der Mönche können von Nutzen für Sie werden.

Mit dem Pfarrherrn und den übrigen Geistlichen müssen Sie genau bekannt werden; der Fall könnte kommen, daß man ein Zeugniß von Ihnen verlangte.

Monatlich müssen Sie wenigstens zweimal zur Beichte und zum Abendmahl gehen.

Ihren Familiennamen nehmen Sie wieder an, weil er ehrbarer ist, und Nachfrage deßhalb geschehen könnte.

Von Zeit zu Zeit streuen Sie kleine Almosen aus, aber ich verbiete Ihnen schlechterdings welche anzunehmen. Man soll Sie weder für reich noch für dürftig halten.

Zu Hause beschäftigen Sie sich mit Nähen, Stricken, Spinnen und Sticken, und Ihre Arbeiten verkaufen Sie dann in ein Armenhaus.

Ihre Lebensordnung sey äußerst mäßig. Einige schmale Portionen aus dem Gasthause sind Alles, was ich Ihnen erlauben kann.

Die Tochter geht nie ohne die Mutter, die Mutter nie ohne die Tochter aus. Ueberhaupt, wo Sie Gelegenheit finden, etwas Erbauliches zu thun, ohne daß es Kosten verursacht, so unterlassen Sie es nie.

Aber einmal für allemal, weder Pfaffen noch Mönche, noch fromme Brüder in Ihren vier Pfählen.

Gehen Sie über die Gasse, so schlagen Sie die Augen jederzeit sittsam zu Boden. In der Kirche sehen Sie nirgends hin, als auf Gott.

Ich will gern glauben, daß diese Einschränkung hart ist. Aber in die Länge kann sie nicht dauern, und die Entschädigung wird außerordentlich seyn. Gehen Sie nun mit sich selbst zu Rathe. Wenn Sie besorgen, daß Ihre Kräfte diesen Zwang nicht aushalten, so gestehen Sie es jezt frei heraus — es kann mich weder beleidigen noch befremden. Ich vergaß vorhin noch anzumerken, daß es sehr wohl gethan seyn würde, wenn Sie sich die Sprache der Mystiker angewöhnten und die Redensarten der heiligen Schrift sich recht geläufig machten. Bei jeder Gelegenheit lassen Sie Ihren Groll gegen die Weltweisen aus, und Voltaire erklären Sie für den Antichrist.

Nunmehr leben Sie wohl. Hier in Ihrem Hause werden wir uns schwerlich wieder sehen. Ich bin ja nicht würdig, mit so heiligen Frauen in Gesellschaft zu leben. Doch seyen Sie deßwegen unbesorgt. Sie sollen mich desto öfter in der Stille besuchen, und dann wollen wir das Verlorne bei verschlossenen Thüren einbringen. Aber, um was ich Sie bitte — sehen Sie ja zu, daß Sie mir über dem Heiligthun nicht im Ernst heilig werden. Die Auslage für Ihre kleine Wirthschaft wird meine Sorge seyn. Glückt unser Anschlag, so bedürfen Sie meines Beistandes nicht wieder. Sollte er, ohne Ihre Verschuldung mißlingen, so hab' ich Vermögen genug, Ihr Schicksal erträglich zu machen und unendlich erträglicher, als dasjenige war, dem Sie jezt mir zu Gefallen entsagen. Aber vor allen Dingen — Gehorsam, blinden unumschränkten Gehorsam gegen meine

Befehle, oder ich kann Ihnen weder für Jezt noch fürs Künftige stehen.

Während der Zeit, daß unsere zwei Andächtigen nach Vorschrift die Welt erbauten und der gute Geruch ihrer Heiligkeit sich ringsum verbreitete, fuhr Frau v. P . . . nach ihrer Gewohnheit fort, jeden äußerlichen Schein von Achtung und vertraulicher Freundschaft gegen den Marquis zu beobachten. — Willkommen, so oft er sich sehen ließ, nie mürrisch oder ungleich von ihr empfangen, selbst dann nicht, wenn er sich lange hatte vermissen lassen, kramte er alle seine kleinen Abenteuer bei ihr aus, welche sie mit der unbefangensten Lustigkeit anhörte. In jeder Verlegenheit schenkte sie ihm ihre Theilnahme, ihren Rath — unter der Hand ließ sie auch ein Wort von Verheirathung fallen, jedoch immer mit dem Ton der uneigennützigsten Freundschaft, der auf sie selbst nicht die geringste Beziehung zu haben schien. Wandelte es den Marquis in gewissen Augenblicken an, galant gegen sie zu seyn und ihr etwas Schmeichelhaftes zu erweisen — Dinge, worüber man bei Frauenzimmern von so genauer Bekanntschaft sich nie ganz hinwegsetzen kann — so antwortete sie mit einem Lächeln, oder schien gar nicht einmal darauf merken zu wollen. Ein Freund, wie er, behauptete sie dann, reiche zur Glückseligkeit ihres Lebens hin — ihre erste Jugend wäre vorüber, ihre Leidenschaften ausgelöscht.

Wie, Madame! antwortete er voll Verwunderung, Sie sollten mir also nichts mehr zu beichten haben?

Nicht das Mindeste mehr.

Auch von dem kleinen Grafen nichts, der mir sonst so gefährlich war?

Diesem habe ich meine Thüre verschlossen. Ich seh' ihn nimmermehr.

Das ist aber wunderlich, Madame, und warum denn?

Weil er mir zuwider ist.

Gestehen Sie, Madame, gestehen Sie. Ich lese in Ihrem Herzen. Sie lieben mich noch immer.

Das könnte wohl seyn.

Und zählen auf meine Wiederkehr?

Warum sollt' ich nicht dürfen?

Und wenn mir also das Glück — oder das Unglück — begegnete, rückfällig in meiner Liebe zu werden, würden Sie sich ohne Zweifel nicht wenig darauf zu gut thun, über meine vorige Unart einen Schleier zu ziehen?

Sie haben eine große Meinung von meiner Gefälligkeit.

O, Madame, nach Dem, was Sie bereits gethan haben, trau' ich Ihnen jede Heldenthat zu.

Das soll mir unendlich lieb seyn.

Auf Ehre, Madame. Sie sind eine gefährliche Frau. Das ist ausgemacht.

So standen die Sachen noch, als schon der dritte Monat verflossen war. Endlich glaubte die Dame, daß der Zeitpunkt erschienen sey, ihre Federn einmal spielen zu lassen. An einem schönen Sommertage, wo der Marquis bei ihr zu Mittag erwartet wurde, befahl sie beiden Aisnon im königlichen Garten spazieren zu gehen. Der Marquis erschien bei der Tafel, man trug früher auf als gewöhnlich, man speiste kostbarer, die Unterhaltung war die munterste. Nachmittags brachte die Dame einen kleinen Spaziergang in Vorschlag, wenn anders der Marquis nichts Wichtigeres darüber versäume. Es traf sich gerade, daß an eben dem

Tage weder Schauspiel noch Oper war. Dieß gab Gelegenheit, daß der Marquis zuerst auf den Einfall kam, das königliche Kabinet zu sehen. Nichts konnte der Dame willkommener seyn. Die Bestellung wird gemacht ohne Zeitverlust. Die Pferde sind vorgespannt. Man wirft sich in den Wagen. Man eilt nach dem Garten und findet sich auf Einmal im Gedränge von Welt, begafft Alles und sieht Nichts, wie Das gemeiniglich zu geschehen pflegt.

Nachdem beide das königliche Kabinet verlassen hatten, mischten sie sich unter die anderen Spazierenden. Der Weg führte sie durch eine Allee nach der Baumschule, wo Frau v. P . . . auf Einmal ein lautes Geschrei erhob. — Sind Sie's? Sie sind's! nein, ich täuschte mich nicht! es sind wirklich dieselben! — Und mit den Worten entspringt sie dem Marquis und fliegt unseren beiden frommen Schwestern entgegen. Die junge Aisnon war heute zum Bezaubern; der bescheidene Anzug erlaubte es den Blicken, ganz in das Anschauen der Personen hinzuschmelzen. —

Ah! sind Sie es, Madame?

Ich bin's. Ja freilich. Und wie leben Sie denn? Und wie ist es Ihnen die ganze lange Ewigkeit her gegangen?

Sie wissen unser Unglück, Madame. Was war zu thun? Wir haben uns eingeschränkt, haben uns nach der Decke gestreckt, weil wir mußten, und einer Welt Lebewohl gesagt, in welcher wir mit dem vorigen Anstande nicht mehr auftreten konnten.

Aber mich zu verlassen, mich, die doch auch nicht mehr zu der Welt gehört und sie nachgerade so abgeschmackt findet, als sie es auch in der That ist. Das war nicht artig, meine Kinder.

Mißtrauen, gnädige Frau, ist von Jeher die Begleitung des Unglücks gewesen. Die Unglücklichen fürchten so leicht, überlästig zu seyn.

Ueberlästig? Sie mir? Wissen Sie auch, daß ich Ihnen Das mein Leben lang nicht vergeben werde.

Mir geben Sie die Schuld nicht, gnädige Frau. Wohl hundertmal habe ich die Mama an Sie erinnert. Aber da hieß es immer: Frau v. P...? Laß es gut seyn, meine Tochter. An uns denkt kein Mensch mehr.

Wie ungerecht! Aber setzen wir uns. Lassen Sie uns den Handel gleich auf der Stelle ausmachen. — Hier, meine Freundinnen, der Marquis von A..., ein sehr guter Freund von mir, der uns nicht im Mindesten stören wird. — Aber sieh doch, wie Mademoiselle groß geworden ist, wie schön, seitdem wir uns das Leztemal sahen.

Das danken wir unsrer Armuth, Madame, die wenigstens unsere Gesundheit behütet. Das können Ordnung und Mäßigkeit, Schlaf und Arbeit und ein gutes Gewissen, und das ist auch nichts Kleines, gnädige Frau. —

Man sezte sich, man plauderte vertraulich zusammen. Die ältere Aisnon sprach gut, die jüngere wenig. Beide beobachteten den Ton der geistlichen Demuth, doch ohne sich zu zieren, oder zu übertreiben. Lange vorher, eh' es noch Abend wurde, brachen die beiden frommen Schwestern auf. Man drang in sie zu bleiben — man stellte vor, daß es noch hoch am Tage wäre, aber die Mutter lispelte der Marquisin ziemlich laut, versteht sich — ins Ohr, daß sie noch eine Andachtübung zu verrichten hätten, die sie niemals versäumten. Sie waren schon eine ziemliche Strecke von einander, als Frau v. P... sich auf einmal besann, nicht nach ihrer Wohnung gefragt zu haben. Gleich sprengte der

Marquis zurück, dieß Versehen wieder gut zu machen. Die Adresse der gnädigen Frau ward mit Bereitwilligkeit angenommen, aber alle Bemühungen des Marquis waren umsonst, die ihrige zu erfragen. Er hatte nicht einmal den Muth, ihnen seinen Wagen anzubieten, — ein Umstand, der ihm doch, wie er Frau v. P... nachher selbst gestand, oft genug auf der Zunge schwebte.

Sein Erstes war, daß er sich bei der Marquisin umständlicher erkundigte, wer denn eigentlich diese Frauenzimmer wären. — Zwei Geschöpfe, war die Antwort, die wenigstens glücklicher sind, als Sie und ich. Sahen Sie die blühende Gesundheit? die Heiterkeit auf ihrem Angesicht? die Unschuld, die Sittsamkeit in ihren Reden? Dergleichen erlebt man nicht, sieht man nicht, hört man in unsern Cirkeln nicht. Wir bedauern die Andächtigen, die Andächtigen bedauern uns, und am Ende — wer weiß, ob sie Unrecht haben?

Aber ich bitte Sie, Madame — Sie werden doch nicht selbst eine Betschwester werden wollen?

Warum Das nicht?

Ich beschwöre Sie, Madame — ich will doch nicht hoffen, daß unser Bruch, wenn es ja einer seyn soll, Sie bis zu der Raserei führen werde?

Also sehen Sie es lieber, wenn ich dem kleinen Grafen meine Thüre wieder öffnete?

Tausendmal lieber.

Und riethen mir's am Ende wohl noch selbst an?

Ohne Bedenken.

Frau v. P... erzählte dem Marquis, was sie von dem Herkommen und den Schicksalen ihrer Freundinnen wußte

und mischte so viel Interessantes, als nur möglich war, in diese Geschichte. Endlich sezte sie hinzu:

Sie finden hier zwei weibliche Geschöpfe, wie man wenige finden wird, vorzüglich aber die Tochter. Eine Gestalt, wie das Mädchen hat, sehen Sie selbst ein, würde ihre Besitzerin zu Paris nie Noth leiden lassen, wenn sie Lust hätte, Gebrauch davon zu machen. Aber diese Frauenzimmer haben eine ehrenvolle Dürftigkeit einem schimpflichen Ueberfluß vorgezogen. Der Rest ihres Vermögens ist so klein, daß ich bis diese Stunde nicht begreifen kann, wie sie nur damit auskommen mögen. Da ist Tag und Nacht zu thun. Armuth ertragen, wenn man arm geboren worden, ist eine Tugend, deren tausend Menschen fähig sind. Aber von dem höchsten Ueberflusse plötzlich zur höchsten Nothdurft herunter zu sinken und zufrieden seyn, und sich obendrein noch glücklich schätzen, ist eine Erscheinung, die ich nimmermehr erklären kann. — Sehen Sie, Marquis, so etwas kann nur die Religion. Die Weltweisen haben gut schwatzen. Die Religion ist etwas Herrliches.

Für den Unglücklichen ganz gewiß.

Und wer ist das nicht — mehr oder weniger — früher oder später?

Ich will sterben, Marquisin, wenn Sie nicht noch eine Heilige werden.

Als wenn das Unheil so entsetzlich wäre! Wie wenig bedeutet mir dieß Leben, wenn ich es mit einer ewigen Zukunft auf die Wage lege?

Aber Sie reden ja schon wie ein Apostel.

Ich rede wie eine Ueberzeugte. Wie, mein lieber Marquis, antworten Sie mir doch einmal — aber wahr und ohne Rückhalt. Wenn uns die Freuden und Schrecken jener

Welt lebhafter vorschwebten, wie klein würden die Reichthümer dieser Erde vor unseren Augen zusammen schrumpfen? — Wer sonst, als ein Rasender, würde Lust bekommen, ein junges Mädchen oder eine liebende Gattin an der Seite ihres Gemahls zu verführen, wenn der Gedanke ihn anwandelte, ich kann in ihrer Umarmung sterben und ewig verdammt seyn? —

Und doch ist Dieß etwas Alltägliches.

Weil man nicht mehr an Gott glaubt, weil man von Sinnen ist.

Oder, Madame, weil unsere Sitten mit unserer Religion nichts zu schaffen haben. Aber, liebe Marquisin, wie kommen Sie mir vor? Sie tummeln sich ja mit Hals und Kopf zu dem Beichtstuhl?

Ich sollte freilich wohl etwas Klügeres thun.

Gehen Sie, Sie sind eine Närrin. Sie haben noch schöne zwanzig Jahre allerliebst wegzusündigen. Lassen Sie die erst genossen seyn und dann bereuen Sie meinethalben, oder prahlen damit bei Ihrem Beichtiger. — Aber unser Gespräch hat eine so schwermüthige Wendung genommen. Ihre Phantasie, Madame, wird ganz unerträglich finster, und Das kommt, bei meiner Ehre, von nichts als dem abscheulichen Klosterleben. Folgen Sie mir, Madame, — lassen Sie den kleinen Grafen wieder zurückkommen, und ich verwette Seel und Seligkeit, Sie sehen weder Hölle noch Teufel mehr und sind auf Einmal wieder liebenswürdig wie zuvor. Fürchten Sie etwa, daß ich Ihnen ein Verbrechen daraus machen möchte, wenn es mit uns wieder auf den alten Fuß kommen sollte? — Es könnte aber nun nie mehr dahin kommen, dann hätten Sie sich ja, einem eigensinnigen Traum zu Gefallen, um die süßeste Zeit Ihres

Lebens betrogen — und — soll ich's gerade heraussagen, Madame? — der Triumph, es mir zuvor gethan zu haben, ist soviel Aufopferung nicht einmal werth.

Noch einige Gänge durch die Allee und sie stiegen wieder in den Wagen. Eine Weile darauf fing Frau v. P... von Neuem an:

Wie Einen Das doch alt machen kann! Ich denke noch, wie Das nicht viel höher war als ein Kohlhaupt, als es zum Erstenmal nach Paris kam.

Sie meinen das junge Frauenzimmer, das uns vorhin mit ihrer Mutter begegnete?

Das nämliche. Sehen Sie, Marquis, Das erinnert mich an einen Garten, wo frische Rosen immer die verwelkten ablösen. Haben Sie sie auch recht ins Auge gefaßt.

Ich habe nicht ermangelt.

Es ist der Kopf einer Mutter Gottes von Raphael auf den Leib seiner Galathee gestellt — O, und die unaussprechlich melodische Stimme —

Und die Bescheidenheit im Auge!

Und der Anstand, die Grazie in jeder Gebärde!

Und die Würde ihres Vortrags, die man doch sonst an keinem Mädchen ihres Gleichen findet. Sehen Sie, was eine gute Erziehung thut!

Ja, wenn die Anlage schon so trefflich ist.

Der Marquis brachte Frau v. P... nach Hause. Diese konnte es kaum erwarten, ihren beiden Kreaturen die Zufriedenheit zu bezeigen, welche sie über die glückliche Eröffnung des Possenspiels empfand.

Seit dieser Zeit fing der Marquis an, seine Besuche bei der Dame zu verdoppeln. Sie schien es nicht bemerken zu wollen. Niemals leitete sie das Gespräch auf die beiden

Frauenzimmer, er mußte immer zuerst davon anfangen, und Dieß that er auch mit Ungeduld — doch zugleich mit einer künstlichen Gleichgültigkeit, die ihm aber stets verunglückte.

Sahen Sie heute Ihre zwei Frauenzimmer?

Nein.

Wissen Sie aber, daß Sie gar nicht artig sind, meine gnädige Frau? — Sie haben Vermögen, diese zwei Frauenzimmer leiden Mangel, und Sie sind nicht einmal so höflich, ihnen zuweilen Ihren Tisch anzubieten?

Ich hätte doch gemeint, der Marquis v. A... sollte sich mit meiner Denkungsart besser bekannt gemacht haben. Vor Zeiten wohl mochte die Liebe mir hie und da eine Tugend borgen, jezt aber hilft mir die Freundschaft nur mit Schwachheiten aus. Wohl zehnmal hab' ich sie indessen zu Tische bitten lassen, aber immer schlugen sie es aus. Sie haben ihre besonderen Gründe, mein Haus zu meiden, und wenn ich ihnen einen Besuch gebe, so thut es Noth, daß ich meinen Wagen am Ende der Gasse halten lasse, und zuvor Schmuck und Schminke und jede Kostbarkeit von mir lege. Wundern Sie sich über diese grillenfängerische Behutsamkeit nicht. Eine zweideutige Auslegung könnte nur gar zu leicht den guten Willen ihrer Wohlthäter abkühlen. Heut zu Tage, Marquis, gehört viel dazu, Gutes zu thun.

Bei den Frommen besonders.

Wo der geringste Vorwand davon lossprechen kann. Erführe man, daß ich mich hineinmischte, gleich würde es heißen: Frau v. P... ist ihre Gönnerin — sie brauchen keine Beisteuer mehr — und die Almosen hörten auf.

Was? die Almosen?

Ja, mein Herr, die Almosen.

Diese Frauenzimmer sind Ihre Bekannte und leben von Almosen?

Dacht' ich's doch! — Lieber Marquis, da seh' ich's ja deutlich, daß Sie aufgehört haben mich zu lieben. Mit Ihrer Zärtlichkeit hab' ich ein gutes Theil Ihrer Achtung zugleich verloren. Wer sagt Ihnen denn, daß die Schuld mein seyn muß, wenn diese Frauenzimmer vom Opfergeld leben?

Verzeihung, Madame. Ich war voreilig. Ich bitte tausendmal um Verzeihung. Aber was für Ursachen hätten sie denn, den Beistand einer guten Frau auszuschlagen?

O mein lieber Marquis, wir Weltkinder verstehen uns auf die wunderlichen Bedenklichkeiten der Heiligen nicht; sie halten es nicht für schicklich, Wohlthaten von fremder Hand ohne Unterschied anzunehmen.

Aber, da berauben sie uns ja des einzigen Mittels, unsere unsinnigen Verschwendungen hie und da wieder gut zu machen.

Das seh' ich nicht ein. Gesezt, daß der Marquis v. A... das Schicksal dieser zwei Geschöpfe sich zu Herzen nähme, könnte er seine Gaben nicht durch würdigere Hände an sie gelangen lassen?

Würdigere — nicht wahr? und desto weniger sichere?

Das könnte wohl seyn.

Was meinen Sie, Madame — wenn ich ihnen z. B. ein zwanzig Louis schicken wollte — würde man mein Geschenk wohl zurückweisen?

Nichts gewisser — und Ihnen, mein lieber Marquis, würde ein solcher Eigensinn bei der Mutter eines so schönen Kindes ohne Zweifel übel angebracht scheinen?

Glauben Sie, daß ich in Versuchung war hinzugehen?

O ja, sehr gern — Marquis! Marquis! seyen Sie auf Ihrer Hut! Es regt sich ein Mitleid in Ihrem Herzen, das mir sehr unerwartet und verdächtig scheint.

Mag's — aber sagen Sie mir, hätte man meinen Besuch angenommen?

Zuverlässig nicht. Schon der Glanz Ihrer Equipage, die Pracht Ihrer Kleider, das Aufsehen von Bedienten, der Anblick eines schönen jungen Mannes — mehr hätte es nicht gebraucht, um die ganze Nachbarschaft in Allarm zu bringen und die armen Unschuldigen zu Grunde zu richten.

Sie thun mir weh, Madame, denn auf meine Ehre, Das waren meine Absichten nicht. Also muß ich mir das Vergnügen versagen, sie zu sehen und ihnen Gutes zu thun.

So scheint es.

Aber wenn ich meine Geschenke durch Ihre Hand gehen ließe?

Ich mag mich zu einer Wohlthätigkeit nicht hergeben, die so zweideutig aussieht.

Das ist ja aber ganz abscheulich.

Abscheulich! Sie haben ganz Recht.

Was für Einbildungen! Ich glaube, Sie wollen mich foppen, Madame? — Ein junges Mädchen, das ich in meinem Leben einmal gesehen habe —

Nehmen Sie sich in Acht, sag' ich Ihnen. Sie sind auf dem Wege sich unglücklich zu machen. Lassen Sie mich lieber jezt Ihr Schutzengel als nachher Ihre Trösterin seyn. — Meinen Sie etwa, daß Sie es hier mit Kreaturen zu thun haben, wie Sie deren sonst kennen lernten? — Verwechseln Sie Nichts, guter Marquis. Frauenzimmer, wie diese, versucht man nicht — überrumpelt man nicht — erobert man

nicht. Sie verstehen den Wink nicht; sie laufen nicht in die Falle.

Auf Einmal besann sich der Marquis, daß er noch etwas Dringendes zu verrichten habe. Er stand mit Ungestüm auf und ging mürrisch aus dem Zimmer.

Viele Wochen lang dauerte Das fort. Der Marquis ließ keinen Tag verstreichen, ohne Frau v. P... zu sehen, aber er kam, warf sich in den Sopha und gab keinen Laut von sich. Frau v. P... führte das Wort allein, der Marquis blieb eine Viertelstunde und verschwand. Endlich blieb er einen ganzen Monat aus dem Hause weg. Nach Verlauf desselben zeigte er sich wieder, aber schwermuthsvoll und zugerichtet wie eine Leiche. Frau v. P... erschrak bei seinem Anblick.

Wie sehen Sie aus, Marquis? Woher kommen Sie? — Haben Sie diese ganze Zeit über an Ketten gelegen?

Fast so, bei Gott! — Aus Verzweiflung stürzt' ich mich in das abscheulichste Schlaraffenleben.

Wie Das? Aus Verzweiflung?

Nicht anders, Madame — aus Verzweiflung.

Mit den Worten lief er hastig durch das Zimmer, dahin, dorthin, trat an ein Fenster, blickte nach den Wolken, kam zurück, blieb auf Einmal vor ihr stehen, ging zur Thüre, rief einen seiner Leute, hieß ihn wieder gehen, stellte sich auf's Neue vor die Dame, wollte reden, aber konnte nicht. — Frau v. P... saß unterdessen still an ihrem Arbeitstische, ohne ihn bemerken zu wollen. Endlich hatte sie Mitleid mit seinem Zustande und fing an:

Was haben Sie denn, Marquis? Einen ganzen Monat lang sieht man Sie nicht, und nun kommen Sie und sehen

aus wie Einer, der dem Leichentuch entsprungen ist, und treiben sich herum wie eine Seele im Fegfeuer!

Ich halt' es nicht länger aus. Ich will — ich muß — Sie sollen Alles hören. Jenes Mädchen, die Tochter Ihrer Freundin — o sie hat eine tiefe Wirkung auf mein Herz gemacht. Alles, Alles hab' ich angewandt, sie zu vergessen, doch umsonst! Je mehr ich sie bekämpfte, desto tiefer grub sich die Erinnerung. Dieser Engel hat mich ganz dahin — Sie müssen mir einen großen Dienst erweisen.

Nun?

Es ist umsonst. Ich muß — ich muß sie wiedersehen, und Ihnen, o nur Ihnen kann ich Das zu danken haben. Ich habe meine Bedienten in fremde Kleider gesteckt — ich habe ihnen auflauern lassen. Ihr ganzer Aus- und Eingang ist in die Kirche und aus der Kirche, aus ihrem Hause und in ihr Haus zurück. Zehnmal hab' ich mich ihnen zu Fuß in den Weg gestellt, sie haben mich auch nicht Einmal eines Blicks gewürdigt. Unter ihre Hausthüre habe ich mich vergebens gepflanzt; sie zu vergessen, bin ich eine Zeitlang der liederlichste Bube geworden — ihnen zu gefallen, wieder fromm und heilig wie ein Märtyrer, und fünfzehn Tage hat mich keine Messe vermißt — O, welche Gestalt, meine Freundin! wie reizend! wie unaussprechlich schön!

Frau v. P... war von Allem unterrichtet. — Das heißt, gab sie dem Marquis zur Antwort, Sie haben Alles angewandt, um gescheidt zu werden und Nichts unterlassen, um ein Narr zu seyn, und das Leztere ist Ihnen gelungen.

O ganz recht! gelungen, und in einem fürchterlichen Grade. Werden Sie mich bedauern, Madame? Werden Sie mir die Seligkeit verschaffen, diesen Engel wieder zu sehen?

Die Sache will Ueberlegung — ich werde sie schlechterdings nicht übernehmen, sie versprechen mir denn aufs Heiligste, diese arme Unglückliche in Ruhe zu lassen und Ihre Verfolgungen aufzugeben. Auch will ich Ihnen nicht verhehlen, Marquis, daß man sich über Ihre Zudringlichkeit schon sehr empfindlich gegen mich geäußert hat. — Wollen Sie diesen Brief sehen?

Der Brief, den man dem Marquis hier in die Hände spielte, war unter den drei Frauenzimmern verabredet. Es mußte das Ansehen haben, als hätte die jüngere Aisnon ihn auf ausdrücklichen Befehl ihrer Mutter geschrieben. Zugleich unterließ man nicht, so viel Edles und Zärtliches, soviel Geist und Geschmack einzuweben, als nöthig war, dem Marquis den Kopf zu verrücken. Auch begleitete er jeden Gedanken mit einem Freudenruf, jedes Wort las er wieder, und Thränen der Entzückung flossen aus seinen Augen.

Gestehen Sie nun selbst, Madame, daß man nicht glücklicher schreiben kann. O ich verehre das Frauenzimmer, das so schreibt und empfindet.

Das ist auch Ihre Pflicht.

Ich will Ihnen Wort halten, ich schwöre es Ihnen, aber ich bitte Sie, ich beschwöre Sie, thun Sie ein Gleiches.

Wahrlich, Marquis, ich komme mir bald vor als der größere Narr von Beiden. Es ist nicht anders — Sie müssen eine unumschränkte Gewalt über mich haben, und Das erschreckt mich.

Wann seh' ich sie also?

Das kann ich Ihnen jezt noch nicht sagen. Vor allen Dingen muß man es so einleiten, daß kein Verdacht dabei aufsteigt. Die Frauenzimmer wissen um Ihre Leidenschaft — überlegen Sie selbst, in welchem Lichte meine Freundschaft

erscheinen würde, wenn Sie nur entfernt auf den Argwohn kämen, daß ich mit Ihnen einverstanden sey. — Aber, offenherzig, lieber Marquis, wofür auch die ganze Verlegenheit? Was geht Das mich an, ob Sie lieben oder nicht lieben? ob Sie ein Thor sind, oder ein Kluger? — Lösen Sie selbst Ihren Knoten auf. Die Rolle, die Sie mich wollen spielen lassen, ist wahrlich auch sehr sonderbar.

Ich bin verloren, meine Beste, wenn Sie mich im Stich lassen. Ich will mich selbst nicht in Anschlag bringen — ich weiß, daß Sie es nur beleidigen würde — aber bei diesen theuren, diesen guten, diesen himmlischen Geschöpfen will ich Sie beschwören — Sie kennen mich, Madame. Bewahren Sie sie vor den Rasereien, die ich auszuhecken fähig bin. Ich werde zu ihnen gehen — ja, beim großen Gott, Das werd' ich, ich habe Sie gewarnt — ich werde ihre Thüre sprengen, mit Gewalt werd' ich hineintreten, ich werde mich niedersetzen, ich werde sagen, ich werde — o! weiß ich denn, was ich sagen will, was ich thun will? — aber in dieser Lage meines Herzens bin ich fürchterlich.

Jedes dieser Worte war ein Dolchstich in das Herz der Frau v. P... Sie erstickte vor Unwillen und innerer Wuth, und mit Stottern redete sie weiter:

Ganz kann ich Ihre Heftigkeit nicht tadeln — Aber — — Ja! wenn ich — ich mit dieser Leidenschaft geliebt worden wäre — Vielleicht — doch genug davon. Für Sie wollt' ich ja eigentlich auch nicht handeln; nur hoffe ich, daß mein Hr. Marquis mir wenigstens Zeit lassen werde.

Die kürzeste, die nur möglich ist.

O ich leide, rief die Dame, als er weg war, ich leide schrecklich, aber ich leide nicht allein. Abscheulichster der

Menschen! noch zwar ist es ungewiß, wie lange diese meine Qual dauert, aber ewig, ewig soll deine währen.

Einen ganzen Monat lang wußte sie den Marquis in der Erwartung der versprochenen Zusammenkunft hinzuhalten. Während dieser Zeit hatte er volle Musse, sich abzuhärmen, zu berauschen und seine Leidenschaft in Unterredungen mit ihr noch mehr anzufeuern. Er erkundigte sich nach dem Vaterlande, dem Herkommen, der Erziehung und den Schicksalen dieser Frauenzimmer, und erfuhr immer noch zu wenig, und fragte immer wieder, und ließ sich immer von Neuem unterrichten und hinreißen. Die Marquisin war schelmisch genug, ihn jeden Fortschritt seiner Leidenschaft bemerken zu lassen; und unter dem Vorwande ihn zurückzuschrecken gewöhnte sie ihn unvermerkt an den verzweifelten Ausgang dieses Romans, den sie ihm bereitet hatte.

Sehen Sie sich vor, sprach sie, Das könnte Sie weiter führen, als Sie wünschen — es könnten Zeiten kommen, wo meine Freundschaft, die Sie jezt so unerhört mißbrauchen, weder vor mir selbst, noch vor der Welt mich entschuldigen dürfte. Freilich wohl geht kein Tag vorüber, daß nicht irgend eine rasende Posse unter dem Monde zu Stande käme; aber ich fürchte, Marquis, ich fürchte fast, daß dieses Frauenzimmer niemals, oder nur unter Bedingungen Ihre wird, die bis Hieher wenigstens ganz oder gar nicht nach Ihrem Geschmacke waren.

Nachdem Frau v. P... den Marquis zu ihrem Vorhaben hinlänglich bereitet fand, kartete sie es mit den beiden Aisnon, einen Mittag bei ihr zu speisen, und mit dem Marquis redete sie ab, sie in Reisekleidern da zu überfallen, was auch zu Stande kam.

Man war eben am zweiten Gange, als der Marquis sich

melden ließ. Er, Frau v. P... und beide Aisnon spielten die Rolle der Bestürzung meisterhaft.

Madame, sagte er zur Frau v. P..., ich komme so eben an; es ist zu spät, daß ich jezt noch nach Hause gehe, wo man sich schwerlich auf mich eingerichtet hat. Ich hoffe, daß Sie mir erlauben werden, Ihr Gast zu seyn. —

Mit diesen Worten holte er sich einen Sessel und nahm an der Tafel seinen Platz. Die Eintheilung war so gemacht, daß er neben der Mutter und der Tochter gegenüber zu sitzen kam — eine Aufmerksamkeit, wofür er der Frau von P... mit einem verstohlenen Wink der Augen dankte. Beide Frauenzimmer hatten sich von der ersten Verlegenheit erholt. Man fing an zu plaudern und ward sogar aufgeräumt.

Der Marquis behandelte die Mutter mit der vorzüglichsten Aufmerksamkeit, mit der feinsten Höflichkeit und Schonung. Für die drei Frauenzimmer war es der possirlichste Auftritt, die Aengstlichkeit anzusehen, mit welcher der Marquis Alles vermied, was sie nur entfernt hätte in Verlegenheit setzen können. Sie waren boshaft genug, ihn drei ganze Stunden lang gottselig schwatzen zu lassen, und zulezt sagte Frau v. P... zu ihm:

Ihre Gespräche, Marquis, machen Ihren Eltern unendlich viel Ehre. Die Eindrücke der ersten Kindheit erlöschen doch nie. Wahrhaftig sie sind so tief in die Geheimnisse der geistlichen Liebe gedrungen, das man vermuthen muß, Sie wären Ihr Lebenlang in Klöstern gewesen. — Waren Sie nie in Versuchung, ein Quietist zu werden?

Nie, daß ich mich erinnern könnte, Madame. —

Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß unsere beiden Andächtigen die Unterhaltung mit allem Witz, aller Feinheit, aller verführerischen Grazie würzten. Nur im

Vorübergehen berührte man das Kapitel von Leidenschaften, und Mademoiselle Duquenoi — das war ihr Familienname — wollte behaupten, daß es nur eine gefährliche gebe. Dieser Meinung stimmte der Marquis von ganzem Herzen bei. Zwischen 6 und 7 Uhr brachen die beiden Frauenzimmer auf. Jeder Versuch, sie länger da zu behalten, war fruchtlos. Frau v. P... und die Mutter Duquenoi thaten den Ausspruch, daß das Vergnügen der Pflicht weichen müsse, wenn nicht ein jeder Tag mit Gewissensbissen sich endigen sollte. Beide also gingen zum großen Verdruß des Marquis nach Hause, und er sah sich jezt wieder mit Frau v. P... unter vier Augen allein.

Nun, Marquis! Bin ich nicht eine gute Närrin? — Zeigen Sie mir die Frau zu Paris, die etwas Aehnliches thäte.

Nein, Madame! Nein! Nein! (und hier warf er sich ihr zu Füßen) die ganze Welt hat ihres Gleichen nicht mehr. Ihre Großmuth beschämt mich. Sie sind die einzige wahre Freundin, die auf dieser Erde zu finden ist.

Sind Sie auch sicher, Marquis, daß Sie mein heutiges Verfahren stets so beurtheilen werden?

Ein Ungeheuer von Undank müßt' ich seyn, wenn ich je meine Meinung änderte.

Also von etwas Anderem. — Wie steht's jezt mit Ihrem Herzen?

Soll ich es Ihnen frei heraussagen? — Dieß Mädchen muß mein seyn, oder ich bin verloren.

Allerdings muß sie Das, aber um welchen Preis ist die Frage.

Wir wollen sehen.

Marquis, Marquis! ich kenne Sie, ich kenne diese Leute. Der ganze Streich kann verrathen werden.

Zwei Monate lang erschien der Marquis nicht wieder; unterdessen war er thätiger als je. Er hängte sich an den Beichtvater der beiden Duquenoi, die Angelegenheit seiner Wollust durch die Allgewalt der Religion zu betreiben. Dieser Pfaffe, verschmizt genug, jede Schwierigkeit zu heucheln, welche die Heiligkeit seiner Lehre diesem niederträchtigen Anschlag entgegensezte, verkaufte die Würde seines Amtes so theuer als möglich, und gab sich endlich für die Gebühren zu Allem her, was der Marquis ihm zumuthete.

Die erste Büberei, die der Mann Gottes sich erlaubte, bestand darin, beiden Andächtigen die Wohlthaten der Gemeine zu entziehen, und dem Pfarrherrn des Kirchsprengels vorzuspiegeln, daß die Schutzergebenen der Frau v. P... sich widerrechtlich ein Almosen zueigneten, dessen andere Mitglieder der Gemeine weit bedürftiger wären. Seine Absicht ging dahin, ihre standhafte Tugend durch die Noth aufzureiben.

Weiter arbeitete er im Beichtstuhl daran, Uneinigkeit zwischen Mutter und Tochter zu stiften. Wenn die Mutter die Tochter bei ihm verklagte, so wußte er die Verschuldungen der leztern immer größer zu machen und die Erbitterung der erstern noch mehr anzureizen. Klagte die jüngere, so gab er nicht undeutlich zu verstehen, daß die elterliche Gewalt ihre Gränzen habe; und wenn die Verfolgungen der Mutter nicht nachlassen würden, so könnte die heilige Kirche für nöthig finden, sie der mütterlichen Tyrannei zu entreißen. Einstweilen legte er ihr die Buße auf, fleißiger zur Beichte zu kommen.

Ein Andermal lenkte er das Gespräch auf ihre Gestalt, und behauptete, daß das gefährlichste Geschenk, so der Himmel einem Weibe nur verleihen könnte, Schönheit sey. Unter

der Hand ließ er ein Wörtchen von einem sichern Biedermanne fallen, der sich davon habe hinreißen lassen, den er zwar nicht mit Namen nannte, aber handgreiflich genug zu bezeichnen wußte. Von da kam er auf die unendliche Barmherzigkeit Gottes zu reden und auf die unüberschwengliche Langmuth des Himmels gegen gewisse Menschlichkeiten, die das Erbtheil des Fleisches wären — auf die gewaltige Herrschaft gewisser Begierden, denen auch die heiligsten unter den Menschen nicht ganz entrinnen könnten. Dann fragte er sie, ob in ihrem Herzen noch keine Wünsche sich regten? — ob sie nicht zuweilen Wallungen verspürte? — ob sie nicht gewisse Träume hätte? — ob die Gegenwart von Mannspersonen nicht irgend einen Unfug da oder dort bei ihr anrichtete? — Darauf warf er die Frage auf, ob sich ein Frauenzimmer der Leidenschaft eines Mannes widersetzen, oder lieber preisgeben solle? ob es zu wagen wäre, einen Menschen sterben zu lassen, für welchen doch das kostbare Blut des Erlösers so gut als für jeden andern geflossen sey? und diese Frage getraute er sich nicht zu beantworten. Er schloß mit einem tiefen und heiligen Seufzer, drehte seine Augen zum Himmel und betete — für die Seelen im Fegfeuer. Die junge Duquenoi ließ ihn seiner Wege gehen, und hinterbrachte dieß Alles treulich ihrer Mutter und der Frau v. P..., welche ihr noch immer mehr Geständnisse einbliesen, dem frommen Heiligen desto mehr Herz einzujagen.

Sie erwarteten nun nichts Gewisseres, als daß der Mann Gottes über kurz oder lang sich brauchen lassen würde, seiner geistlichen Tochter einen Liebesbrief zuzustellen, und diese Vermuthung traf glücklich ein. Aber wie behutsam griff er Das an! — Erst wußte er eigentlich selbst nicht, aus welchen

Händen er käme — er zweifelte keineswegs, daß irgend eine mitleidige Seele in seiner Gemeine unter der Decke stecke, die, von ihrem Elend gerührt, sich würde erboten haben, ihnen Beistand zu leisten. Dergleichen Aufträge hätte er schon öfters zu übernehmen gehabt.

Im Uebrigen, Mademoiselle, fuhr er fort, werden Sie vorsichtig handeln. Ihre Frau Mutter ist eine vernünftige Frau. Ich dringe ausdrücklich darauf, daß Sie den Brief nicht anders als in ihrem Beiseyn eröffnen.

Mademoiselle steckte den Brief zu sich und händigte ihn sogleich der Alten ein, die ihn auf der Stelle der Frau v. P . . . überschickte. Die Marquisin, jezt im Besitz eines unverwerflichen Zeugnisses, ließ den Beichtvater zu sich holen, wusch ihm den Kopf, wie er's verdient hatte, und drohte ihm, den ganzen Vorgang seinen Oberen zu melden, wenn sie je noch ein Wort von ihm hören sollte.

Der Brief floß von lauter Lobsprüchen des Marquis, in Betreff seiner eignen Person und der Mademoiselle, über. Er malte ihr darin seine Leidenschaft mit den lebendigsten und schrecklichsten Farben, machte ungeheure Verheißungen, und sprach sogar von Entführung.

Nachdem Frau v. P . . . dem Pfaffen den Text gelesen hatte, bat sie auch noch den Marquis zu sich, und erklärte ihm, wie sehr sein Betragen den Mann von Ehre beschimpfe, und wie nachtheilig er sie selbst mit hinein mische; dann zeigte sie ihm seinen Brief, und betheuerte, daß auch die Pflichten der zärtlichsten Freundschaft, die zwischen ihm und ihr bisher geherrscht, sie nicht abhalten würden, die Mutter Duquenoi, ja die Obrigkeit selbst gegen ihn zu Hülfe zu rufen, wenn seine Verfolgungen weiter gehen sollten.

Marquis, Marquis, sezte sie hinzu, die Liebe macht einen schlimmen Menschen aus Ihnen. Sie müssen bösartig auf die Welt gekommen seyn, weil Dasjenige, was jeden Andern zu großen Thaten spornt, Ihnen nur Niederträchtigkeiten abgewinnen kann. Was thaten ihnen diese armen Frauenzimmer, daß Sie es darauf anlegen, ihre Armuth durch Schande zu verbittern? — Weil dieses Mädchen schön ist, und sich entschlossen hat, auf ihrer Tugend standhaft zu beharren, so wollen Sie ihr Verfolger seyn? so wollen Sie Ursache werden, daß sie das beste Geschenk des Himmels verfluche? — Und womit habe ich es verdient, daß ich eine Mitschuldige ihrer Schandthaten seyn soll? — Undankbarster der Menschen! Gleich fallen Sie mir zu Füßen, bitten Sie mich gleich um Verzeihung, schwören Sie mir, meine unglücklichen Freundinnen von Jezt an in Frieden zu lassen.

Der Marquis versprach, ohne Vorwissen der Frau v. P... keinen Schritt mehr zu thun, aber dieß Mädchen müsse er besitzen, welchen Preis es auch gelten möge.

Er hielt keineswegs, was er zugesagt hatte. Einmal wußte nun doch die Mutter Duquenoi um die ganze Geschichte; daher trug er jezt kein Bedenken mehr, sich unmittelbar an sie selbst zu wenden. Er gestand die Abscheulichkeit seines Vorhabens ein, bot ihr beträchtliche Summen an, sprach von den glänzendsten Hoffnungen, die die Zeit noch reif machen würde, und begleitete seinen Brief mit einem Kästchen voll der kostbarsten Steine.

Die drei Frauen hielten geheimen Rath unter einander. Mutter und Tochter schienen sehr geneigt, den Handel einzugehen, doch dabei fand Frau v. P... ihre Rechnung nicht. Sie erinnerte sie an die ersten Artikel ihres Vertrags und drohte sogar, den ganzen Betrug zu verrathen,

wenn sie sich weigern würden, ihr Gehorsam zu leisten. Zum großen Leidwesen der beiden Heiligen, der Tochter besonders, die, so langsam als sie konnte, die Ohrringe wieder abnahm, die ihr so schön standen, mußten Brief und Juwelen mit einer Antwort, woraus der ganze Stolz der beleidigten Tugend sprach, zu ihrem Eigenthümer zurückwandern.

Frau v. P... machte dem Marquis über seine Wortbrüchigkeit die bittersten Vorwürfe. Er entschuldigte sich damit, daß er es nicht hätte wagen mögen, sie durch einen Auftrag dieser Art zu erniedrigen.

Lieber Marquis, sagte sie, ich habe Sie gleich Anfangs gewarnt, und will es Ihnen jezt wiederholen. Sie sind noch weit von dem Ziel entfernt, nach welchem Sie streben — nun aber ist es nicht mehr Zeit, Ihnen vorzupredigen; Das würden jezt nur verlorene Worte seyn. Für Sie ist ganz und gar keine Rettung mehr.

Der Marquis antwortete, daß seine Hoffnungen noch immer die besten wären, und er sich nur die Erlaubniß von ihr erbitte, einen lezten Versuch noch wagen zu dürfen. — Dieser war, daß er sich anheischig machte, beiden Frauenzimmern eine beträchtliche Leibrente auszuwerfen, sein ganzes Vermögen mit ihnen zu gleichen Theilen zu theilen, und ihnen, so lange sie lebten, eins von seinen Häusern zu Paris und ein andres auf seinen Gütern zum Eigenthum einzuräumen.

Machen Sie, was Sie wollen, sagte die Marquisin; nur Gewalt verbitt' ich mir — aber Rechtschaffenheit und wahre Ehre, glauben Sie mir's, Freund, sind über jede Krämertaxe erhaben. Ihr neuestes Gebot macht kein besseres Glück,

als Ihre vorigen -- ich kenne meine Leute, und unterstehe mich, für Ihre Tugend zu haften.

Diese neuen Erbietungen des Marquis kamen bei voller Sitzung den drei Frauenzimmern vor. Madame und Mademoiselle erwarteten schweigend das Endurtheil aus dem Munde der Fra uv. P... — Diese ging einige Minuten lang, ohne ein Wort zu reden, im Saale auf und nieder. — Nein! nein! nein! rief sie endlich, Das ist viel zu gnädig — Nein! Das ist viel zu wenig für mein wundes Herz — — und also sprach sie das unwiderrufliche Verbot aus. Mutter und Tochter warfen sich weinend ihr zu Füßen, flehten und stellten vor, welche Grausamkeit es wäre, ihnen ein Glück zu verbieten, das sie doch ohne alle Gefahr würden annehmen dürfen.

Frau v. P... gab mit Kaltsinn zur Antwort: Bildet ihr euch ein, daß Das, was bis hieher geschehen, etwa euch zu Liebe geschehen ist? Wer seyd ihr denn? Was hab' ich gegen euch für Verpflichtungen? Woran liegt es, daß ich euch nicht die eine so gut, wie die andere zu eurem Handwerk zurücksende? — Ich will gern glauben, daß diese Anerbietungen für euch zu viel sind, aber für mich sind sie viel zu wenig. Setzen Sie sich, Madame. — Schreiben Sie die Antwort, wörtlich, wie ich sie Ihnen diktiren werde, und daß sie ja gleich in meiner Gegenwart abgehe! —

Die Beiden gingen, noch bestürzter als mißvergnügt, nach Hause.

Der Marquis zeigte sich der Frau v. P... sehr bald wieder.

Nun, rief sie ihr zu, Ihre neuen Geschenke?

Angeboten und ausgeschlagen. Ich bin in Verzweiflung. Könnt' ich sie aus meinem Herzen reißen, diese unglückliche

Leidenschaft, könnt' ich mein Herz selbst mit herausreißen, mir würde wohl seyn! Sagen Sie mir doch, Marquisin, finden Sie nicht kleine Aehnlichkeiten im Gesichte, dieses Mädchens mit dem meinigen? —

Ich habe Ihnen nie davon sagen mögen. — Freilich find' ich deren welche; aber davon ist jezt die Rede nicht. Was beschließen Sie?

Weiß ich's? kann ich's? — O Madame, bald wandelt die Lust mich an, in die erste beste Postkutsche mich zu werfen, und dahin zu eilen, so weit der Erdball mich tragen will. Einen Augenblick nachher verläßt mich meine Kraft. Ich bin gelähmt. Mein Kopf schwindelt. Die Sinne vergehen mir. Ich vergesse, was ich bin, was ich werden soll.

Das Reisen stellen Sie immer ein. Es verlohnt sich der Mühe nicht, von da nach dem Judenmarkt zu wandern, um nur wieder heim zu gehen.

Den andern Morgen kam ein Billet von ihm an Frau von P..., worin er meldete, daß er nach seinem Landgute gereiset sey, und sich da aufhalten würde, so lange ihm sein Herz Das verstattete — und worin er zugleich auf das Inständigste ersuchte, seiner zu gedenken bei ihren Freundinnen. Seine Entfernung dauerte nicht lange. Er kam in die Stadt zurück und ließ sich bei der Marquisin absetzen. Sie war ausgefahren. Als sie wiederkam, fand sie ihn mit geschlossenen Augen, in der schrecklichsten Erstarrung auf dem Sopha ausgestreckt liegen.

Ah! Sie hier, Marquis! Die Landluft, scheint es, hat Ihnen nicht ganz bekommen wollen?

O, Madame, mir ist nirgends wohl. Sehen Sie mich wieder angelangt, sehen Sie mich entschlossen, Madame, die ungeheuerste Thorheit zu unternehmen, die ein Mann

von meinen Umständen, meinem Range, meiner Geburt, meinem Gelde nur begehen kann. — Aber eher Alles, Alles, als ewig auf dieser Folter seyn. — Ich heirathe.

Marquis! Marquis! der Schritt ist bedenklich und will Ueberlegung haben.

Ueberlegung? — ich habe nur eine gemacht, aber sie ist die gründlichste von Allen — ich kann nicht elender werden, als ich jezt schon bin.

Das können Sie so gewiß noch nicht sagen. —

Nun, Madame, Dieß, denk' ich, ist doch endlich ein Geschäft, das ich Ihnen mit Ehren übergeben kann. Gehen Sie nur hin, besprechen Sie sich mit der Mutter, erforschen Sie das Herz der Tochter, und bringen Sie meinen Antrag vor.

Gemach, lieber Marquis! Zwar hab' ich diese beiden Frauenzimmer hinreichend zu kennen geglaubt, um gerade so für Sie zu handeln, wie ich bisher gethan habe; nun es aber auf die Glückseligkeit meines Freundes hinaus will, wird er mir wenigstens erlauben, die Sache etwas näher zu betrachten. Ich werde mich in Ihrer Provinz nach Ihnen erkundigen, und Ihre Aufführung Schritt vor Schritt durch die ganze Zeit Ihres hiesigen Aufenthalts verfolgen.

Eine Vorsicht, Madame, die mir ziemlich weit hergeholt scheint. Frauenzimmer, die mitten im Unglück so standhaft auf Ehre hielten und meiner Verführung so beherzt widerstanden, müssen nothwendig Geschöpfe der seltensten Gattung seyn. Mit meinen Geschenken hätt' ich es bei einer Herzogin durchsetzen müssen. — Und überdieß, sagten Sie mir nicht selbst —

Ja doch! ja, ja, ich sagte Alles, was Ihnen belieben

mag; demungeachtet werden Sie aber doch so gnädig seyn, und mir meinen Willen lassen.

Und warum heirathen Sie nicht auch, meine liebe Marquisin?

Wen allenfalls, wenn ich fragen darf?

Wen? — Ihren kleinen Grafen. Er hat Kopf, Geld und ist von der besten Familie.

Und wer steht mir für seine Treue? — Sie vermuthlich?

Das wohl nicht, aber bei einem Ehemann pflegt man Das nicht mehr so genau zu nehmen.

Meinen Sie? Vielleicht wäre ich nun Närrin genug, dadurch beleidigt zu werden — und ich bin rachsüchtig, Marquis.

Nun ja doch! Rächen sollen Sie sich immer; Das versteht sich am Rande. Wissen Sie was, Marquisin? Wir wollen dann gemeinschaftlich bei einander wohnen und den artigsten Klubb von der Welt bilden.

Das Alles läßt sich vortrefflich hören, aber ich heirathe nie. Der einzige Mann, dem ich vielleicht meine Hand noch würde gegeben haben —

Bin doch ich nicht, Madame?

Jezt kann ich ohne Gefahr dieß Bekenntniß thun.

Jezt? Warum erst jezt? Warum sagten Sie mir Das nicht eher?

Daran hab' ich sehr wohlgethan, wie die Umstände mich jezt überzeugen. Und überhaupt — Diejenige, welche Sie nunmehr zur Frau nehmen, taugt in allem Betracht besser für Sie, als ich.

Frau v. P... brachte ihre Nachforschungen mit großer Genauigkeit und Eile zu Stande. Sie legte dem Marquis aus der Provinz und der Hauptstadt die schmeichelhaftesten

Zeugnisse von seiner künftigen Gattin vor, drang aber dennoch darauf, daß er sich zu ernstlicher Ueberlegung der Sache noch vierzehn Tage Zeit nehmen sollte. Diese vierzehn Tage däuchten ihm eine Ewigkeit zu seyn, und Frau v. P... sah sich endlich gezwungen, seiner verliebten Ungeduld nachzugeben. Die nächste Zusammenkunft war bei den beiden Duquenoy, die Verlobung ging vor sich, das Aufgebot geschah, der Marquis beschenkte die Frau v. P... mit einem kostbaren Diamant, und die Hochzeit wurde vollzogen.

Die erste Nacht ging nach Wunsch vorüber. Am andern Morgen schrieb Frau v. P... dem Marquis ein Billet, worin sie ihn, eines dringenden Geschäfts wegen, auf einen Augenblick zu sich bat. Er ließ nicht lange auf sich warten. Man empfing ihn mit einem Gesicht, worauf Schadenfreude und Entrüstung mit schrecklichen Farben sich malten. Seine Verwunderung dauerte nicht lange.

Marquis, sagte sie zu ihm, es ist Zeit, daß Sie endlich erfahren, wer ich bin. Wenn Andere meines Geschlechts sich selbst genug hochschätzen wollten, meine Rache zu billigen, Sie und Ihres Gelichters würden seltener seyn. Eine edle Frau hat sich Ihnen ganz hingegeben — Sie haben sie nicht zu erhalten gewußt — ich bin diese Frau. Aber sie hat vergolten, Verräther, und Dich auf Ewig mit einer verbunden, die Deiner würdig ist. Geh' von hier aus quer über die Straße nach dem Gasthof zur Stadt Hamburg — dort wird man Dir ausführlicher von dem schändlichen Gewerbe zu erzählen wissen, das Deine Frau Gemahlin und Schwiegermutter zehn Jahre lang unter dem Namen einer Madame und Demoiselle Aisnon getrieben haben.

Keine Beschreibung erreicht das Entsetzen, mit welchem hier der Marquis zu Boden sank. Die Sinne verließen ihn

— aber seine Unentschlossenheit dauerte nur so lang, als er brauchte, um von einem Ende der Stadt zum andern zu rennen. Er kam den ganzen Tag nicht nach Hause, er schweifte in allen Straßen umher. Seine Gemahlin und seine Schwiegermutter fingen an zu ahnen, was etwa geschehen war. Auf den ersten Schlag, der an die Thüre geschah, entsprang die Leztere in ihr Zimmer und schob beide Riegel vor. Nur seine Frau erwartete ihn allein in dem ihrigen. Sein Gesicht verkündigte die Wuth seines Herzens, als er hereintrat. Sie warf sich ihm zu Füßen, stieß mit dem Angesicht auf den Boden des Zimmers und gab keinen Laut von sich.

Fort, Nichtswürdige! rief er fürchterlich, fort von mir!

Sie versuchte sich aufzurichten, aber ohnmächtig stürzte sie auf ihr Angesicht, beide Arme der Länge nach auf den Boden gesunken.

Gnädiger Herr, sagte sie, stoßen Sie mich mit Füßen, zertreten Sie mich — ich hab' es verdient. Machen Sie mit mir, was Sie wollen, aber Gnade, Gnade für meine Mutter!

Hinweg! rief er abermals. Fort, Verfluchte, aus meinen Augen! — Ist es nicht genug, daß du mich mit Schande bedeckst, willst du mich auch noch zwingen ein Verbrecher zu werden? —

Das arme Geschöpf beharrte unbeweglich und stumm in der vorigen Stellung. Der Marquis lag in einem Sessel, den Kopf zwischen beide Arme geworfen und mit halbem Leibe zu den Füßen seines Betts hingesunken, und brach zuweilen, ohne sie anzusehen, in ein gebrochenes Heulen aus: Hinweg von mir, sag' ich! — Das Stillschweigen

dieser Unglücklichen, die noch immer wie in todter Erstarrung lag, erschöpfte seine Geduld. Entferne dich! rief er lauter und schrecklicher, bückte sich zu ihr nieder und war im Begriff, ihr einen grausamen Schlag zu geben. — Doch in diesem Augenblicke fand er, daß sie ohne Bewußtseyn und beinahe ohne Leben lag. Er faßte sie um die Mitte des Leibes, legte sie auf ein Kanapee und betrachtete sie eine Zeitlang mit Augen, aus welchen wechselsweise Wuth und Mitleid hervorblickten. Endlich zog er die Glocke. Seine Bedienten traten herein.

Nehmt eure Frau zu euch, sagte er; ihr ist etwas zugestoßen. Führt sie auf ihr Zimmer und springt ihr bei. — Bald darauf schickte er heimlich, nach ihrem Befinden zu fragen. Man brachte ihm die Nachricht, daß zwar ihre erste Ohnmacht vorüber wäre, aber noch immer Schwächen auf Schwächen folgten, die so häufig kämen und so lang anhielten, daß man Ursache hätte, für ihr Leben zu zittern. Eine halbe Stunde darauf schickte er, so heimlich wie das erste Mal wieder. Sie lag in schrecklichen Beängstigungen, zu welchen sich ein gichterischer Schlucken gesellte, der von der Gasse gehört werden konnte. Als er das dritte Mal schickte, welches den folgenden Morgen war, kam die Antwort, daß sie sehr viel geweint und die übrigen Zufälle sich nach und nach zu legen anfingen.

Jezt ließ er anspannen und verschwand vierzehn Tage lang, ohne daß Jemand von seinem Aufenthalt wußte. Vor seiner Abreise hatte er Sorge getragen, daß Mutter und Tochter mit dem Nothwendigsten versehen wurden, und seine Dienerschaft hatte Befehl, der Mutter wie ihm selbst zu gehorchen.

Während der ganzen Zeit, daß er abwesend war, wohnten

die Beiden, beinahe ohne sich zu sprechen, in der traurigsten Verstimmung neben einander. Die junge Frau zerfloß ohne Aufhören in Seufzen und Thränen, oder fing plötzlich zu schreien an, rang die Hände, raufte sich die Haare aus, so daß selbst ihre Mutter es nicht wagen durfte, sich ihr zu nähern und ihr Trost zuzusprechen. Diese zeigte nichts als Verhärtung, jene war das traurigste Bild der Reue, des Schmerzens, der Verzweiflung.

Tausendmal rief sie: Kommen Sie, Mama, lassen Sie uns fliehen, lassen Sie vor seiner Rache uns schützen! Tausendmal wiedersezte sich die Alte und erwiderte: Nicht doch, mein Kind. Laß uns bleiben, laß uns abwarten, wie weit er es treiben wird. Umbringen kann uns dieser Mensch doch nicht. — O daß er's thäte! rief jene wieder, daß er's längst schon gethan haben möchte! — Schweig, sagte die Mutter, und hör' einmal auf, wie eine Närrin zu plaudern.

Der Marquis kam zurück und schloß sich in sein Kabinet ein, von wo aus er zwei Briefe, den einen an seine Frau den andern an seine Schwiegermutter schrieb. Die leztere reiste noch an eben dem Tage in ein Kloster ab, wo sie nicht lange nachher starb. Die Tochter kleidete sich an und wankte nach dem Zimmer ihres Gemahls, wohin er sie beschieden hatte. An der Schwelle sank sie auf die Knie. Er befahl ihr aufzustehen. Sie stand nicht auf, sondern wälzte sich in dieser Stellung näher zu ihm hin. Alle ihre Glieder zitterten. Ihre Haare waren losgebunden. Ihr Leib hing zur Erde, ihr Kopf war emporgerichtet und ihre Augen, die von Thränen floßen, begegneten den seinigen.

Ich sehe, gnädiger Herr, rief sie schluchzend, ich sehe, Ihre Wuth ist besänftigt, so gerecht sie war. Ich wag' es zu hoffen, daß ich endlich noch Barmherzigkeit erhalte. Aber

nein! — Uebereilen Sie sich nicht! — So viele tugendhafte Mädchen wurden lasterhafte Frauen, lassen Sie mich versuchen, ob ich ein Beispiel des Gegentheils werden kann. Noch bin ich nicht würdig, die Ihrige zu seyn, aber nur die Hoffnung entziehen Sie mir nicht. Lassen Sie mich fern von Ihnen wohnen, seyen Sie wachsam auf meinen Wandel und richten Sie mich dann! — Glücklich, ja unaussprechlich glücklich werd' ich seyn, wenn Sie sich's nur zuweilen gefallen lassen wollen, daß ich vor Ihnen erscheinen darf. Nennen Sie mir einen düstern Winkel in Ihrem Hause, den ich bewohnen soll. Ohne Murren will ich dort gefangen sitzen. — Schwachheit, Verführung, Ansehen, Drohungen haben mich zu dieser schimpflichen That hingerissen; aber lasterhaft bin ich niemals gewesen. — War ich Das, wie hätt' ich es wagen können, mich Ihnen zu zeigen, wie könnt' ich es jezt wagen, Sie anzusehen — wagen, mit Ihnen zu reden? — Könnten Sie in meiner Seele lesen, könnten Sie sich überzeugen, wie meine vorigen Verbrechen meinem Herzen fremd, wie abscheulich mir die Sitten Derer sind, die ich einst meines Gleichen nannte. — Die Verführung hat meinen Wandel befleckt, aber mein Herz hat sie nicht vergiftet. Ich kenne mich, mein Herr. Hätte man mir Freiheit gelassen — nur ein Wort hätt' es gekostet, und Sie hätten um den ganzen Betrug gewußt. Entscheiden Sie nach Gefallen über mich. Rufen Sie Ihre Bedienten. Lassen Sie mir diesen Schmuck, diese Kleider abreißen. Lassen Sie mich in nächtlicher Stunde auf die Straßen werfen. Alles, Alles will ich leiden. Welches Schicksal Sie mir auflegen wollen, ich unterwerfe mich. Die Einsamkeit auf dem Lande, die Stille eines Klosters werden mich Ihren Augen auf Ewig entreißen. Befehlen Sie und

ich gehe. Ihre Glückseligkeit ist noch nicht ohne Rettung verloren. Sie können mich ja noch vergessen.

Stehen Sie auf! rief der Marquis mit sanfter Stimme, ich vergebe Ihnen. Stehen Sie auf. Mitten im gräßlichen Gefühl meiner erlittenen Schande vergaß ich es nicht, meine Gemahlin in Ihnen zu ehren. Kein Laut kam über meine Lippen, der Sie erniedrigt hätte, und wäre Das, so bin ich bereit, es Ihnen abzubitten, und gebe Ihnen mein Wort, daß Sie keinen mehr hören sollen. Denken Sie stets daran, daß Sie Ihren Gemahl nicht unglücklich machen können, ohne es selbst zu werden. Seyen Sie edel und gut — seyen Sie glücklich und sorgen Sie dafür, daß auch ich es werde. Stehen Sie auf, ich bitte Sie — Sie sind nicht an Ihrer Stelle, Marquisin, stehen Sie auf! — Steh' auf, meine Gemahlin, und laß dich umarmen!

Während der Marquis Dieß sagte, lag sie noch immer, den Kopf auf seine Knie gebeugt, ihr Gesicht in seinen Händen verborgen. Aber auf den Namen seiner Gemahlin sprang sie lebhaft empor, warf sich ihm um den Hals und drückte ihn mit wüthender Entzückung in ihre Arme. Gleich darauf ließ sie von Neuem ihn los, stürzte zur Erde, und war Willens, seine Füße zu küssen.

Was wollen Sie? unterbrach er sie sehr bewegt. Hab' ich Ihnen nicht schon Alles vergeben? warum glauben Sie mir denn nicht?

Lassen Sie, lassen Sie! gab sie zur Antwort. Ich kann es nicht, ich darf es nicht glauben.

Bei Gott! rief der Marquis, ich fange an zu muthmaßen, daß ich niemals bereuen werde. Diese Frau v. P... hat mir Verdruß und Leiden zugedacht; aber ich sehe ein, sie hat mir Seligkeit bereitet. Kommen Sie, meine Gemahlin.

Kleiden Sie sich an; unterdessen will ich Anstalten zu unserer Abreise treffen. Wir ziehen auf meine Güter, wo wir so lange bleiben wollen, bis die Zeit eine Rinde über das Vergangene gezogen hat.

Drei Jahre lang lebten sie fern von Paris — das glücklichste Ehepaar ihrer Zeit.

Leser oder Leserin! Ich sehe dich bei dem Namen der Frau v. P... unwillig ausrufen: Welche abscheuliche Frau! welche Bübin und Heuchlerin! — Keine Aufwallung, lieber Leser, keine Parteilichkeit! — Laß die Wage der Gerechtigkeit entscheiden.

Schwärzere Thaten, als diese war, geschehen täglich unter dem Monde, nur mit weniger Absicht und Seele. Hassen und fürchten kannst du die Marquisin, doch verachten wirst du sie nie. Gräßlich und unerhört war ihre Rache; aber Eigennutz befleckte sie nicht. Hätte diese Dame eben Das und noch mehr gethan, ihrem rechtmäßigen Gemahl Belohnungen auszuwirken — hätte sie ihre Tugend einem Staatsminister oder auch nur seinem ersten Schreiber geopfert, ein Ordensband oder ein Regiment für ihn zu erwuchern — hätte sie sich einem Pfründenvergeber für eine reiche Präbende überlassen, das Alles würdest du sehr natürlich gefunden haben, die Allgewalt der Gewohnheit spräche dafür. Aber jezt — jezt, da sie an einem Treulosen Rache nimmt, empören sich deine Gefühle. Nicht, weil dein Herz für diese Handlung zu weich ist — weil du es der Mühe

nicht werth achtest, in die Tiefe ihres Kummers hinabzusteigen, weil du zu stolz bist, weibliche Tugend anzuerkennen, findest du ihre Ahndung abscheulich. Hast du dich auch wohl erinnert, welche Opfer sie ihrem Liebling gebracht hatte? Ich will nicht in Anschlag bringen, daß ihre Schatulle jederzeit die seinige war, daß er Jahrelang ihre Tafel genoß, Jahrelang in ihrem Hause wie in dem seinigen aus und ein ging. Vielleicht spottest du darüber — aber sie hatte sich zugleich nach allen seinen Launen geschmiegt, hatte seinem Geschmack sklavisch gehuldigt; ihm gefällig zu seyn, hatte sie den ganzen Plan ihres Lebens gestört. Ganz Paris sprach ehedem mit Ehrfurcht von ihrer Tugend — jezt war sie, ihm zu Liebe, zu dem gemeinen Haufen herabgestürzt. Jezt murmelte die Verläumdung sich in die Ohren: Endlich ist diese P..., dieses Wunder der Welt, geworden, wie unser uns! —

Sie hatte dieses höhnische Lächeln mit ihren Augen gesehen, diese Schmähreden mit ihren Ohren gehört, und oft genug mit Schamröthe den Blick zur Erde geschlagen. Jede Bitterkeit hatte sie verschlungen, welche die Lästerung für eine Frau in Bereitschaft hatte, deren fleckenfreie Tugend die benachbarten Laster um so sichtbarer machte — sie hatte das laute Gelächter ertragen, womit sich der muthwillige Haufe an den lächerlichen Spröden rächt, die ihre Tugend marktschreiernd an alle Pfeiler schlagen — stolz und unempfindlich, wie sie war, hätte sie lieber in todter Dunkelheit ihr Leben hinweggeseufzt, als noch einmal den Schauplatz einer Welt betreten, wo ihre verscherzte Ehre nur schadenfrohe Lacher, ihre verschmähte Liebe nur peinigende Tröster fand. Sie näherte sich einer Epoche, wo der Verlust eines Liebhabers nicht so schnell mehr ersezt wird — ein

Herz wie das ihrige konnte dieses Schicksal nur in gramvoller Einsamkeit ausbluten.

Wenn ein Mensch den andern eines zweideutigen Blicks wegen niederstößt, warum wollen wir es einer Frau von Ehre zum Frevel machen, daß sie den Verführer ihres Herzens, den Mörder ihrer Ehre, den Verräther ihrer Liebe — einer Buhldirne in die Arme wirft? Wahrlich, lieber Leser, du bist eben so streng in deinem Tadel, als du oft in deinem Lobe flüchtig bist. Aber, wirfst du ein, nicht die Rache selbst, nur die Wahl der Rache find' ich so verdammenswerth. Mein Gefühl sträubt sich gegen ein so weitläufiges Gewebe durchdachter Abscheulichkeit, gegen diese zusammenhängende Kette von Lügen, die beinahe schon ein Jahr durch dauert. — Also der ersten augenblicklichen Aufwallung vergibst du Alles? Wie nun aber, wenn die erste Aufwallung einer Frau v. P... und einer Dame ihres Charakters ihr ganzes Leben lang währte?

Ich sehe hier nichts als eine Verrätherei, die uns weniger alltäglich ist, und willkommen sey mir das Gesetz, welches jeden gewissenlosen Buben, der eine ehrliche Frau zu Fall bringt und dann verläßt, zu einer Dirne verdammt — den gemeinen Mann zu gemeinen Weibern.

Diderots ganze Beredsamkeit wird dennoch schwerlich den Abscheu hinwegraisonniren, den diese unnatürliche That nothwendig erwecken muß. Aber die kühne Neuheit dieser Intrigue, die unverkennbare Wahrheit der Schilderung, die schmucklose Eleganz der Beschreibung haben mich in Versuchung geführt, eine Uebersetzung davon zu wagen, welche freilich die Eigenthümlichkeit des Originals nicht erreicht haben wird. Das Ganze ist aus einem, so viel ich weiß, in Deutschland noch unbekannten Aufsatz Diderots, Jakob

und sein Herr, oder der Fatalismus genannt. Der Freiherr v. Dalberg zu Mannheim besizt die Originalschrift, und seiner Gefälligkeit danke ich es auch, daß ich in dieser Thalia Gebrauch davon machen durfte.

Funken.

I.

In das Stammbuch eines ausgezeichneten Essers.

Wenn du gegessen und getrunken hast, und NB. satt bist, so sollst du den Herrn, deinen Gott, loben.

Friedrich Schiller.

II.

Zu einer Ode an Rieger.

Der würdige Mann, den diese Ode feiert, möge mir die Kühnheit vergeben, daß ich meine Sammlung mit seinem Namen und Lob kröne. Ob ich mich schon nicht für den Verfasser davon bekennen darf, so glaubt' ich doch durch Aufnahme derselben in meine Anthologie ihr den Stempel des Gleichgefühls aufgedrückt zu haben, und ich freute mich dieses

Anlasses, meine wärmste Hochachtung gegen denselben vor der ganzen Welt entblößen zu können. *

III.

Verwesung in der Natur.

Es ist ein unflätiges Ungeheuer (die Natur), das von seinem eigenen Koth, viele tausendmal aufgewärmt, sich mästet, seine Lumpen in neue Stoffe zusammenflickt, und groß thut, und sie zu Markte trägt, und wieder zusammenreißt in garstige Lumpen. — — Pfui! Pfui! Die Erderschütterer Roms, die die majestätische Welt in drei Theile rissen, wie Knaben einen Blumenstrauß unter sich theilen und an die Hüte stecken, müssen vielleicht in den Gurgeln ihrer verschnittenen Enkel einer wimmernden Opern-Arie fröhnen. — — Schändlich! Schändlich! Wir haben aus der geheiligten

* Wir haben das Gedicht im 1. Bd. S. 62 aufgenommen, weil an dieser Stelle darauf verwiesen und der Schiller'sche Stempel nicht zu verkennen ist. Schiller leugnet — warum? wissen wir nicht anzugeben — die Autorschaft dieses Gedichtes. Dennoch können wir versichern, daß es von ihm verfaßt ist. Gewährsmann ist die noch lebende Schwiegertochter Riegers, welche die Verse vom Schiller'schen Manuscript abschrieb und uns diese Notiz an die Hand gab. — Zu der Note im I. Bd. S. 62 fügen wir ergänzend bei, daß Rieger wegen eines ihm fälschlicherweise zur Last gelegten geheimen Briefwechsels mit einem fremden Staate ins Gefängniß geworfen wurde. Rieger erfuhr die Ursache seiner grausamen Behandlung (einer Intrike des Ministers Montmartin) erst mit seiner Freilassung. Er saß anfänglich auf Hohentwiel, dann auf der Festung Hohenasberg gefangen, als deren Kommandant er am 22. Mai 1782 starb. Er war geboren am 1. Okt. 1722.

Asche unserer Väter unsre Harlekinsmasken zusammengestoppelt, wir haben unsre Schellenkappen mit der Weisheit der Vorwelt gefüttert.

IV.

Umwandlung.

Wer kann mir beweisen, daß der schmerzliche Blasenstein unsres Nachbars nicht der Rest eines ungeschickten Arztes ist, der nunmehr zur Strafe die ehemals mißhandelten Gänge des Harns, ein ungebetener Pförtner, hütet, so lang in diesen schimpflichen Körper gesprochen, bis die geweihte Hand eines Wundarztes den verwünschten Prinzen erlöst.

V.

Vergänglichkeit.

Wollmar. Man sage es doch unseren Fürsten, die mit einer zuckenden Wimper zu vernichten meinen. — Man sage es unseren Schönen, die mit einer farbigen Landschaft im Gesicht unsre Weisheit zur Närrin machen wollen. — Man sage es den süßen Herrchen, die eine Handvoll blonder Haare zu ihrem Gott machen. — Mögen sie zusehen, wie die Schaufel des Todtengräbers den Schädel Yoriks so unsanft streichelt. Was dünkt sich ein Weib mit ihrer Schönheit, wenn der große Cäsar eine anbrüchige Mauer flickt, den Wind abzuhalten?

Edwin. Aber wo hinaus denn mit dem Allem?

Wollmar. Armselige Katastrophe einer armseligern Farce! — Sehen Sie, Edwin! das Schicksal der Seele ist in die Materie geschrieben. Machen Sie nunmehr den glücklichen Schluß.

Edwin. Gemach! Wollmar. Sie kommen ins Schwärmen. Sie wissen, wie gern Sie da die Natur mißhandeln.

VI.

Durch Nacht zum Licht.

Die Heilkunst und Diätetik, wenn die Aerzte aufrichtig seyn wollen, haben ihre besten Entdeckungen und heilsamsten Vorschriften vor Kranken- und Sterbebetten gesammelt. Leichenöffnungen, Hospitäler und Narrenhäuser haben das hellste Licht in der Physiologie angezündet. Die Seelenlehre, die Moral, die gesetzgebende Gewalt sollten billig diesem Beispiel folgen, und ähnlicher Weise aus Gefängnissen, Gerichtshöfen und Kriminalakten — den Sektionsberichten des Lasters — sich Belehrungen holen.

VII.

Poesie und Wirklichkeit.

Ich habe um so weniger Anstand genommen, die zwei folgenden Gedichte („Freigeisterei der Leidenschaft“ und „Resignation“) hier aufzunehmen, da ich von jedem Leser erwarten

kann, er werde so billig seyn, eine Aufwallung der Leidenschaft nicht für ein philosophisches System, und die Verzweiflung eines erdichteten Liebhabers nicht für das Glaubensbekenntniß des Dichters anzusehen. Widrigenfalls möchte es übel um den dramatischen Dichter aussehen, dessen Intrigue selten ohne einen Bösewicht fortgeführt werden kann; und Milton und Klopstock müßten um so schlechtere Menschen seyn, je besser ihnen ihre Teufel glückten.

VIII.

Zum Geisterseher.

Der Graf v. O..., dessen Worten ich bis Jezt buchstäblich gefolgt bin, verbreitet sich mit vieler Umständlichkeit über die verschiedenen Wirkungen, welche diese Begebenheit auf das Gemüth des Prinzen und seiner übrigen Reisegefährten gehabt hat, und die Geistererzählungen, wozu sie die Veranlassung gewesen. Ich erlasse sie dem Leser, dem es vermuthlich gehen wird, wie mir, um lieber zur Sache selbst zu eilen, und diese Wirkungen aus den Handlungen des Prinzen erkennen zu lassen, und begnüge mich nur, zu sagen, daß der Prinz in der darauf folgenden Nacht kein Auge schloß und dem Tage mit Ungeduld entgegensah, der dieses unbegreifliche Geheimniß entwickeln sollte.

IX.

Ein Genrebild.

„Ich sehe sie den langen Kirchgang hinunter gehen. Die schöne Gestalt ist aufgerichtet — Welche liebliche Majestät! Welcher Adel im Gange! Das vorige Wesen ist es nicht mehr: neue Grazien, eine ganz neue Erscheinung. Langsam gehen sie hinab; ich folge von Weitem und schüchtern, ungewiß, ob ich es wagen soll sie einzuholen? ob ich es nicht soll? — Wird sie mir keinen Blick mehr schenken? Schenkte sie mir einen Blick, da sie an mir vorüber ging, und ich die Augen nicht zu ihr aufschlagen konnte? — O, wie beunruhigte mich dieser Zweifel!“

„Sie stehen stille, und — ich kann keinen Fuß von der Stelle setzen. Die ältliche Dame, ihre Mutter, oder was sie sonst war, bemerkt die Unordnung in den schönen Haaren, und ist geschäftig, sie zu verbessern, indem sie ihr den Parasol zu halten gibt. O, wie viel Unordnung wünscht' ich diesen Haaren, und wie viel Ungeschicklichkeit diesen Händen! —“

„Die Toilette ist gemacht, und man nähert sich der Thüre. Ich beschleunige meine Schritte — Eine Hälfte der Gestalt verschwindet — und wieder eine — nur noch der Schatten ihres zurückfliegenden Kleides — Sie ist weg — Nein! Sie kommt wieder. Eine Blume fiel aus ihrem Haar, sie bückt sich nieder, sie aufzuheben — sie sieht noch einmal zurück und nach mir — wen sonst kann ihr Auge in diesen Mauern suchen? Also war ich ihr kein fremdes Wesen mehr — auch mich hat sie zurückgelassen, wie ihre Blume — Lieber F..., ich schäme mich, es Ihnen zu sagen, wie kindisch ich diesen Blick auslegte — der vielleicht nicht einmal m e i n war!“

X.

Etwas über die erste Menschengesellschaft.

Es ist wohl bei den wenigsten Lesern nöthig zu erinnern, daß diese Ideen auf Veranlassung eines Kantischen Aufsatzes in der Berliner Monatschrift entstanden sind.

Anmerkung des Verfassers.

* * *

Das natürliche Gefühl für Billigkeit hätte ihn (den Schäfer) zwar schon für sich allein davon abhalten sollen, seine Heerde in die Pflanzungen des Ackermanns zu treiben; aber auch dieses Gefühl hatte zu seiner Ausbildung in der Brust des Menschen Uebung und Anlässe nöthig, und seine Stimme war für den dringendern Ruf des Bedürfnisses noch zu leise.

XI.

Gustav Adolph.

Aber ihn auf dem siegreichen Gang (nach Süddeutschland) zu begleiten, verbieten mir die engen Gränzen dieser Erzählung, die vielleicht schon jezt überschritten sind. Ungern verlasse ich einen Schauplatz, der an schimmernden Thaten immer reicher wird, immer reicher an unsterblichen Männern, überraschenden Wechseln des Glücks, verworrenen Schicksalen und wundervollen Krisen. War die Voraussetzung nicht zu kühn, die Aufmerksamkeit meiner Mitbürgerinnen für eine Geschichte zu erregen, die keinen Reiz hat, als ihre Wichtigkeit, und keinen Schmuck duldet, als die Würde

ihres Inhalts: so wird ihr Beifall mich ermuntern, den Faden dieser Geschichte im nächstfolgenden Jahre wieder aufzunehmen.

XII.

Schluß des dreißigjährigen Krieges.

Gustav Adolph und Wallenstein, die Helden des kriegerischen Drama's, sind von der Bühne verschwunden, und mit ihnen verläßt uns die Einheit der Handlung, welche die Uebersicht der Begebenheiten bisher erleichterte. Von Jezt an vertheilt sich die Handlung unter mehrere Spieler, und die noch übrige Hälfte dieser Kriegsgeschichte, fruchtbarer an Schlachten und Negotiationen, an Staatsmännern und an Helden, dürfte an Interesse und Reiz für meine Leserinnen desto ärmer seyn. Da die engen Gränzen dieser Schrift mir keine ausführliche Darstellung mehr erlauben, und ich es nicht wagen darf, die Gefälligkeit meiner Leserinnen durch eine dritte Fortsetzung zu mißbrauchen, so mache ich hier der umständlichen Erzählung ein Ende, und behalte die Vollendung derselben einem schicklichern Platz und einer freiern Muße vor. Abwechselung ist das Gesetz der Mode, und ein Kalender darf, wenn ihm diese Göttin ihren Schutz nicht entziehen soll, keine Ausnahme davon machen. Nur noch einen flüchtigen Blick erlaube man mir über die zweite noch übrige Hälfte dieses Krieges zu werfen, um wenigstens einen Umriß des Ganzen zu geben und der Neugier zu halten, was ich der Wißbegierde schuldig bleiben muß.

XIII.

Epos und Tragödie.

Unter der rührenden Gattung in der Dichtkunst behaupten die Epopöe und das Trauerspiel den vorzüglichsten Rang. In der Ersteren ist das Rührende dem Erhabenen, in dem Leztern das Erhabene dem Rührenden beigesellt. Wollte man von diesem Leitfaden weiter Gebrauch machen, so könnte man Dichtungsarten aufstellen, die das Erhabene allein, andere, die das Rührende allein behandeln. In noch anderen würde sich das Rührende mit dem Schönen vorzüglich gatten und zu der zweiten Ordnung der Künste den Uebergang bahnen. So könnte man vielleicht diesen Faden auch durch diese, die schönen Künste, fortführen, und an dem höchst Vollkommenen einen Rückweg zum Erhabenen finden, wodurch der Kreis der Künste geschlossen würde.

XIV.

Ueber Angelika Kaufmann.

Ich kann hier nicht unbemerkt lassen (wie sehr ich es auch dadurch mit dem Modegeschmack verderben mag), daß die beliebten Zeichnungen unsrer Angelika Kaufmann zum bloß Angenehmen zu rechnen sind und sich selten oder nie zum Schönen erheben. Weit mehr hat es die Künstlerin auf unsern Sinn als auf unsern Geschmack angelegt, und sie verfehlt lieber die Zeichnung, opfert lieber die Kraft auf, als daß sie dem weichlichen Sinn durch eine etwas harte oder auch nur kühne Andeutung wahrer Natur

zu nahe treten sollte. Eben so ist die Magie des Kolorits und der Schattirung oft bloß angenehme Kunst, und man darf sich daher nicht wundern, wenn der erste Blick und der große Haufe vorzüglich dadurch gewonnen werden; denn der Sinn urtheilt immer zuerst, auch bei dem Kenner, und er urtheilt allein bei dem Nichtkenner.

XV.

Kulturfortschritte.

Sollte nicht von dem Fortschritte der menschlichen Kultur eben Das gelten, was wir bei jeder Erfahrung zu bemerken Gelegenheit haben? Hier aber bemerkt man drei Momente:

1) Der Gegenstand steht ganz vor uns, aber verworren und ineinander fließend.
2) Wir trennen einzelne Merkmale und unterscheiden. Unsre Erkenntniß ist deutlich, aber vereinzelt und bornirt.
3) Wir verbinden das Getrennte, und das Ganze steht abermals vor uns, aber jezt nicht mehr verworren, sondern von allen Seiten beleuchtet.

In der ersten Periode waren die Griechen, in der zweiten stehen wir. Die dritte ist also noch zu hoffen, und dann wird man die Griechen auch nicht mehr zurückwünschen.

XVI.

Ein Wortspiel des Marschall Vieilleville.

Am 1. Januar 1553 erfuhr Vieilleville durch Deserteurs, daß der Kaiser die Belagerung von Metz aufgehoben, worauf er zu dem Herzog von Nevers sagte: „Ich dachte es immer, der Kaiser sey zu alt und zu podagrisch, um ein so schönes junges Mädchen zu entjungfern.“ Der Herzog verstand Dieß nicht; „ich machte Anspielung,“ sagte er, „auf die Stadt Metz, das im Deutschen eine Metze, auf Französisch pucelle bedeutet.“ — Sie fanden diese Anspielung so artig und erfindungsreich, daß sie sie in der Depesche, die sie sogleich an den König abschickten, um die Ersten zu seyn, die die Aufhebung der Belagerung meldeten, mit anführten.

Schiller'sche Briefe.

I. Brief an Baggesen.

Im Jahr 1791 wurde Schiller sehr bedenklich krank, und im Juni verbreitete sich an einigen Orten die Nachricht von seinem Tode. — Der Schmerz war tief gefühlt, denn Deutschland hatte den Dichter bereits als ebenbürtigen Sohn deutschen Geistes begriffen, und seiner Muse zu viel Aufmerksamkeit und Theilnahme gezollt, als daß nicht eine so frühzeitige Unterbrechung seiner genialischen Arbeiten das

lebhafteste Bedauern hätte erwecken sollen. — Der Himmel wollte es, daß Schiller uns noch länger erhalten wurde, und der zufällige Irrthum, das falsche Gerücht von seinem Tode, trug die Frucht, daß der Prinz von Augustenburg und der dänische Minister Schimmelmann zu dem ruhmwürdigen Entschlusse bewogen wurden, dem Dichter zu Pflegung seiner Gesundheit und geistiger freier Thätigkeit auf drei Jahre einen Jahrgehalt zu sichern. — Bedenkt man, daß wir dieser Unterstützung die hohen Geistesprodukte, mit welchen uns Schiller noch nach 1791 beschenkte, zu verdanken haben, so scheint es gerechtfertigt, wenn wir in einem Buche, welches die Schiller'schen Werke zu vervollständigen die Absicht hat, die ganze Entstehung dieser Sache mittheilen, welche vielleicht geeignet ist, theils zu einigem ernsten Nachdenken über das Gesetz der Causalität in den menschlichen Schicksalen Anlaß zu geben, theils noch jezt die Asche jener Biedermänner zu segnen, welche in der Kette dieser Ursachen und Wirkungen ein so ehrenhaftes Glied bilden. Es sind dieß die beiden Freunde und Verehrer Schillers: Baggesen in Kopenhagen und Professor Reinhold in Jena. Wir können uns nicht enthalten, als Einleitung zu dem Briefe Schillers an Baggesen die Hauptsache von Dem, was zwischen Lezterem und Reinhold brieflich verhandelt wurde und die genannte Unterstützung vorbereitete, im Auszuge mitzutheilen.

Baggesen an Reinhold.

Juni 1791.

Liebster Reinhold! — O! welch ein elendes, nichtiges Schattenspiel ist dieß Erdenleben. Wenig, sehr wenig Blumen blühen darin

— keine reifen. O! des ewigen Anfangs ohne Ende. Ich kann Ihnen nicht beschreiben, theuerster Reinhold! wie meine ganze Seele zittert, wie mein Herz blutet bei der schrecklichen Nachricht, die ich diesen Augenblick erhalte. Ists möglich? unser Schiller ist gestorben? ich kann es noch immer nicht glauben — ob ich es schon fühle.

O! was haben wir mit diesem seltenen Geiste verloren! Er stieg herrlich den Dichterhimmel hinauf; was würde er in seinem Meridian geworden seyn! Wie hatte ich mich darauf gefreut, die neueren Revolutionen von Schiller gemalt zu sehen! O, warum mußte dieser Raphael vor seiner Transfiguration sterben!

Ich wußte wohl, daß ich diesen außerordentlichen Mann liebte. Aber jezt fühle ich erst ganz, wie theuer er mir gewesen ist, wie sehr er mir die Erde durch seine Existenz verschönert hat, wie groß der Theil des Interesse für dieß Leben, den Er mir gab, gewesen ist. O, schreiben Sie mir bald, liebster Reinhold, wie er gestorben ist, wie es mit seiner Frau geht, was er hinterlassen hat. Sammeln Sie seine Posthuma, und sorgen Sie, daß Nichts davon verloren gehe. Jede Zeile von Schiller ist interessant; und wenn er je was ganz Schlechtes, welches ich unmöglich glaube, geschrieben hat, ist auch dieß interessant. Er war Deutschlands Shakespeare — oder vielmehr: Er war Deutschlands Schiller.

Daß der Schauspieldichter in ihm gestorben ist, kann ich vielleicht vergessen lernen! aber daß Deutschlands erster — vielleicht aller künftigen erster — Geschichtschreiber nicht mehr ist, Das werd' ich nie — nie verbluten. —

Ich habe mit meiner Sophie in der Gesellschaft des einzigen Ministers, Grafen von Schimmelmann, seiner liebenswürdigen Gemahlin, des Herrn Schubart (Minister in Haag) und seiner Frau, d. h. in unserm geliebtesten, gewöhnlichsten

und fast einzigen Kreise, hier drei der seligsten Tage meines Lebens, in fast unaufhörlicher Begeisterung, auf dem Lande zugebracht. Aber wir waren auch mehr im Himmel als auf der Erde. Ich muß Ihnen die ganze Geschichte erzählen.

Die Reise nach Hellebeck (ein Ort, der schon durch seine Lage begeistert), fünf und eine halbe Meile von Kopenhagen gen Norden, am Ufer des lautaufbrausenden Meeres, dem Kullen, einem der höchsten schwedischen Felsen gegenüber, war schon seit einigen Tagen unter den drei ziemlich unzertrennlichen Paaren beschlossen. Alles wird endlich fertig; wir sind im Begriff, nach Seelust zu fahren, wo wir die Andern mitnehmen sollten, als ich ein Billet von der Gräfin erhalte, worin sie mir Schiller's Tod und den Aufschub der Reise, des schlechten Wetters wegen, meldete. Ich wurde wie vom Blitze getroffen, und wahr ist's, selbst die Nachricht von Mirabeau's Tod, ob sie mich schon sehr heftig erschütterte, machte nicht eine so tödtende Wirkung auf mein Herz als dieser Donnerschlag. — Ich stürzte halb erstarrt in die Arme meiner Sophie, die auch sehr erschrak und meinen Schmerz und meine — verzeihe es mir, o Vorsehung! — Verzweiflung theilte. Es schien mir in diesem schrecklichen Augenblick, als hätte die Menschheit einen ihrer ersten Erzieher verloren — und aufrichtig gestanden: es scheint mir noch immer so.

Je genauer ich die Riesenschritte dieses urkräftigen Genius in den Spuren seines kurzen, aber majestätischen Vorübergehens auf unserer Erde betrachte und messe, je herrlicher schwebt vor meiner Phantasie das Bild Dessen, was er hätte werden können, wenn noch reifere Menschenkenntniß und Erfahrung, vortheilhaftere Umstände, vollkommene Geistes- und Gemüthsruhe einst ins Gleichgewicht mit seinen, vielleicht keines Zweiten Geisteskräften nachstehenden Fähigkeiten gekommen wären. Hier,

liebster Reinhold, muß alle Philosophie die Hand auf den Mund legen, und auf die Frage: warum sollte Dieß nicht geschehen? schweigen. Unsere Erde scheint nun einmal nach ewig unveränderlichen Gesetzen dazu verurtheilt zu seyn, sehr langsam zu gehen (damit die Räder in nicht gar zu raschen Umlauf gerathen?)

Ich konnte nicht allein mit meiner Frau bleiben. Sein hohes, hehres, apollonisches — zu tief in unsre Seelen eingedrucktes Bild verfolgte uns, wie wir ihn leztens, ach, nur gar zu kurz! sahen. Wir sezten uns in den Wagen und fuhren im Sturm und Regen nach Seelust.

Es ist ein Trost, bei Jemanden zu seyn, der unsern Schmerz mitempfinden kann. Diesen Trost fanden wir hier. „Und da liegen seine Werke — die ich eben mitgebracht hatte. Ist es nicht sonderbar, Reinhold, daß in den vorhergehenden Tagen ich, ohne im Geringsten an was zu denken, Schiller gelesen — und wenn man mich etwas zu lesen bat — immer aus Schiller vorgelesen hatte, so daß wir Alle beim Empfang dieser Nachricht so ganz im Schiller'schen Ton und Andenken waren.

„Wir haben nach Hellebeck gehen wollen", sagte der Graf und die Gräfin, „um in aller Munterkeit Schiller's Ode: An die Freude, zu singen — Jezt wollen wir troz dem Wetter hingehen und sie in aller Wehmuth von Ihnen gelesen hören." Es wurde sogleich angespannt und wir fuhren weg.

Stellen Sie sich den romantischsten, erhabensten, naturgrößesten Ort vor, den man dießseits der Alpen finden kann, weit von der Stadt, am donnerrollenden Nordmeer. Hier lagerten sich drei einander liebende Paare, sechs, wenigstens das Gute wollende, das Schöne liebende Seelen, im vertrauten

Kreise neben einander. Am Tische sprudelte der geistige Champagner, mein und des Grafen Lieblingswein. Plötzlich fing Ihr Baggesen an zu lesen:

Freude! schöner Götterfunken ꝛc.
— — — — —
Wo dein sanfter Flügel weilt —

und Instrumente — Clarinetten, Hörner und Flöten (es war durch mich und den Grafen veranstaltet) fielen ein, indem Alle wie durch Zauber zum Mitsingen hingerissen wurden:

Chor. Seyd umschlungen Millionen!
Diesen Kuß der ganzen Welt!
Brüder! über'm Sternenzelt
Muß ein lieber Vater wohnen.

und so, nach jeder Strophe — bis nach der lezten, wo ich, als man glaubte zu Ende zu seyn, noch zu lesen fortfuhr, und bei dem darauf folgenden Chor (welches ich doch nicht verheimlichen kann):

Unser todter Freund soll leben!
Alle Freunde stimmet ein!
Und sein Geist soll uns umschweben
Hier in Helle's Himmelhain!

Tutissimi. Jede Hand emporgehoben!
Schwört bei diesem freien Wein:
Seinem Geiste treu zu seyn
Bis zum Wiedersehn dort oben!

die Thränen Allen aus den Augen stürzten.

Nachher kamen vier Knaben und vier unschuldige Mädchen mit Blumenkränzen, in weißen Kleidern als Hirten und Hirtinnen. Man tanzte. Das Wetter wurde schöner und schöner. So verflossen drei Tage, wie drei Minuten, in unaufhörlichem feierlichem Genuß. So feierten wir Schiller's Tod — und so freuten wir uns, daß Sie noch leben.

Meine Lieblingsscenen in Don Karlos, die Götter Griechenlands, Stücke aus der leider unvollendeten Geschichte des Abfalls der Niederlande, und die Künstler, das reichhaltigste Gedicht von gleicher Länge, das ich kenne, und das allein hinreichen würde, Schiller in meiner Seele unsterblich zu machen, alles Dieß wurde gelesen. O! bei jeder Zeile rief mein Geist ihn zurück. Und wäre nicht die Hoffnung der Unsterblichkeit so unerschütterlich fest auf unumstößlichen Prinzipien des Wunsches in meiner Seele gegründet, daß sie, der ältesten Ueberzeugung gleich, niemals wanken kann, ich würde trostlos seyn, und in nie versiegenden Thränen beweinen, daß ich ihm auf dieser Erde nicht näher kam, da ich ihm doch hätte näher kommen können.

Reinhold an Baggesen.

Jena, Juni 1791.

Schiller's Todtenfeier macht dem Gefeierten und den Feiernden gleiche Ehre und hat mich in Ihrem Gemälde davon bis zu Thränen gerührt. Wenn Schiller völlig hergestellt seyn wird, dann soll er Ihre Briefe lesen, und ich weiß, daß ihm sein gefristetes Leben dann noch einmal so lieb seyn wird. Ja! es verlohnt sich reichlich der Mühe, in einer Welt zu leben, in welcher auch nur Ein solcher Mensch lebt, wie mein Baggesen, seine Sophie, sein Schimmelmann u. s. w.

Schiller schickt sich eben mit seiner Frau an, nach Karlsbad zu reisen, um seine sehr geschwächten Verdauungswerkzeuge zu stärken. Jezt ist er so schwach, daß er nicht einmal eine Lektüre wie Peregrinus Proteus, den er sich vorlesen lassen wollte, aushalten kann. Wenn er die Beschwerlichkeiten der Reise übersteht, so glaubt sein Arzt, daß ihm geholfen werde.

Baggesen an Reinhold.

Kopenhagen den 26. Juli 1791.

Die Freude, welche mir des unsterblichen und ungestorbenen Schiller's Auferstehung wiedergab, ob sie gleich im Anfang höchst mögliche Entzückung war, ist doch noch lange nicht mit dem Maß meines Kummers über seinen vermeinten Tod ins Gleichgewicht zu bringen, so lange er noch nicht ganz wiederhergestellt ist. Wenn das Gebet Das wäre, wofür unser wahnsinniger Engel, Lavater, es ausgibt, alle Kranken in Karlsbad und die ganze Gegend herum würden dann gesund geworden seyn, so viele Segen hätte ich vom Himmel, der drei theuren Seelen wegen, Louisa's, Friedrich Christians und Friedrich Schiller's, auf diesen Ort heruntergebeten.

Reinhold an Baggesen.

Jena den 16. September 1791.

Schiller hielt sich nach seiner Zurückkunft von Karlsbad ein paar Tage in Jena auf. Wie schlimm es noch immer mit seinen Gesundheitsumständen stehen müsse, können Sie daraus schließen, daß er sowohl, als sein Arzt damit zufrieden sind, und es für ein gutes Zeichen ansehen, daß er durchs Bad nicht schlimmer geworden ist, als er vorher war. Seine Eingeweide sind, ich befürchte fast, unheilbar zerrüttet. Doch arbeitet er, aus geistigem nicht weniger als vielleicht auch ökonomischem Bedürfnisse, an der Fortsetzung der Geschichte des dreißigjährigen Krieges. Bei seinem Besuche habe ich ihm Ihre, ihn und seinen vermeinten Tod betreffenden Briefe mitgetheilt, und ich zweifle, ob irgend eine

Arznei heilsamer auf ihn gewirkt hat. Ich mußte ihn Ihre übrigen Briefe lesen lassen, und er behauptet mir nun gerade ins Gesicht, daß ich Sie nicht genauer kennen, nicht höher schätzen, nicht inniger lieben könne, als er. Ich soll Ihnen sagen, daß ihm seine Exequien auf Hellebeck ein unaussprechliches Vergnügen gewährt haben. Den Abend war ich mit unserer übrigen kleinen Klubgesellschaft bei ihm. Seine Frau zog mich bei Seite. „Wenn Sie Baggesen schreiben", sagte sie, „so sagen Sie ihm — sagen Sie ihm — schreiben Sie ihm —" und nun erstickte ein Thränenguß ihre Stimme, die sie nicht wiedergewinnen konnte, bis ich ihr sagte: daß ich Baggesen nichts Rührenderes, Interessanteres schreiben könnte, als was ich so eben von ihr gesehen und gehört hätte. Ich fühlte mich unfähig, ihr über diese Materie ein Wort weiter zu sagen, und wir sprachen von andern Dingen . . .

Tief beugt sich mein Geist vor Ihrem Schimmelmann, wie vor keinem andern Minister in der Welt. Wer für Schiller's Geist so fühlt, ist sein Geistesverwandter.

Reinhold an Baggesen.

Jena den 17. Oktober 1791.

Schiller ist leidlich wohl; vielleicht könnt' er sich noch ganz erholen, wenn er eine Zeit lang sich aller eigentlichen Arbeit enthalten könnte. Aber Das erlaubt seine Lage nicht. Schiller hat nicht mehr als ich fixes Einkommen, d. h. 200 Thaler, von denen wir, wenn wir krank sind, nicht wissen, ob wir sie in die Apotheke, oder Küche senden sollen. Ich kann arbeiten, und Schiller hat es noch besser gekonnt, aber kann es jezt kaum, ohne seine Existenz

in Gefahr zu setzen. — Ein schreckendes Beispiel für mich! Und doch — wäre nur Schiller einstweilen geborgen, wie gern wollte ich mich dann mit der Versorgung begnügen, die mir jezt meine Gesundheit gewährt.

Reinhold an Baggesen.

Jena den 9. Dezember 1791.

Ueberrascht hat mich Ihre, unsern Schiller betreffende Nachricht, und erfreut über alle Maßen hat mich der glückliche Erfolg Ihrer Verwendung für ihn. Es wird auch keinen Ehrenmann bei uns und bei Ihnen befremden, Das, was Dänemark schon einmal an einem Klopstock gethan hat, an einem Schiller wiederholt zu finden.

Hier hat er Nichts als 200 Thaler — und wenn ihm der Herzog, wie es leicht möglich ist, diese Kleinigkeit lassen will — gar Nichts zu verlieren. Seine Gesundheit geht langsam, aber doch immer vorwärts auf dem Wege der Besserung, und ich habe ihn vorgestern bei unserm wöchentlichen Kränzchen um Vieles heiterer als vor acht Tagen gefunden.

Reinhold an Baggesen.

Jena — — Dezember 1791.

Mein Baggesen! Heut frühe hat mir unser Schiller, weil er wegen seinen etwas verschlimmerten Gesundheitsumständen nicht kommen konnte, die höchst merkwürdigen Depeschen (von denen Sie mir in Ihrem lezten Briefe Winke gaben) zugesendet und mich auf den Abend zu sich gebeten. Der

Eindruck, den der große, herrliche, alle meine hochgespannte Erwartung übersteigende Inhalt auf mich gemacht hat, ist unbeschreiblich, und die Handlung Friedrich Christians und Ernst Schimmelmanns ist und bleibt in meinen Augen ein um so viel größeres Wunderwerk, je mehr sich dieselbe in ihren Briefen als das natürlichste Resultat ihrer gewöhnlichen Weise zu denken und zu handeln ankündigt.

Mit Freudenthränen in den Augen lief ich sogleich zu Schillern. — Seine Unpäßlichkeit war eine Wirkung des überraschenden tiefen Eindrucks, von dem er sich nur allmälig wieder erholt hat; aber doch noch nicht so ganz, daß er nicht seine Antwort auf einen der nächsten Posttage verschieben müßte. Das Geschenk, dessen Annehmung auch schon durch die Art allein, wie es ihm angeboten wurde, ihm zur Pflicht gemacht wird, überrascht ihn durch die Erfüllung seines alten Wunsches, ein paar Jahre gänzlicher Unabhängigkeit und Muße auf die Grundlegung zu einem bestimmten Plane seines geistigen Lebens verwenden zu können. Vom Annehmen kann wohl gar keine Frage seyn. Auch davon nicht, ob er nach Kopenhagen reisen will. Dieß ist nun zu einem seiner innigsten Wünsche geworden. Wie bald es ihm aber durch seine Gesundheit möglich werden dürfte, weiß er noch nicht. Da er vom Herzog von Weimar Pension (200 Thlr. als Professor extraord.) zieht, die er nur gegen ein anderes lebenswieriges Appointement aufgeben kann, so versteht es sich von selbst, daß er, wenn es zu seiner Abreise kommt, nur auf die Zeit eines bestimmten Aufenthalts in Kopenhagen Urlaub nimmt. Gerne wird ihm dann auch unser Herzog die Pension auf immer lassen, wenn nach den drei Jahren sich nicht eine hinlängliche Versorgung in Kopenhagen finden soll; denn die beste Versorgung für diesen ganz zum Schriftsteller berufenen Genius dürfte freilich in einer oder mehreren Pensionen

bestehen, die ihm Freiheit (das einzige Element, in dem er mit voller Kraft wirken kann) zusichert. Schiller selbst hat bisher im Gedränge seiner Empfindungen noch nicht genug zu sich selbst kommen können, über alle diese Dinge, über die ich nur flüchtig und kurz mit ihm gesprochen habe, nachzudenken. Ich schreibe daher Nichts in seinem Namen, als daß er sowohl durch das Geschenk, als noch vielmehr durch die Art, wie es ihm gemacht wurde, entzückt ist. O, wenn Sie den Ausdruck der Freude und der Rührung mit mir in den Augen des edeln Paares hätten lesen können!

Baggesen an Reinhold.

Kopenhagen den 19. Dezember 1791.

Den Auftrag an Schiller haben Sie vermuthlich jezt gelesen. Der Prinz und Graf Schimmelmann bieten ihm für drei Jahre 1000 Thaler jährlich an — um sein Leben zu retten. Sie würden das Nämliche für Sie gethan haben, wenn Sie in Schiller's Umständen gewesen wären. Daß sie es für Schiller thun, daran haben Sie mehr Schuld als ich.

Sie thun es übrigens aus wahrer Freundschaft — und die ganze Sache ist nichts als eine partikulare Freundschaftshandlung.

Schiller hat bei dieser ganzen Sache mir Nichts zu verdanken. Ich bin nur sehr entfernte, gelegentliche Veranlassung dazu. Alles, was ich für Schiller gethan habe, besteht darin, daß der Prinz und Schimmelmann durch mich die Bekanntschaft seiner Schriften gemacht haben.

Ich läugne es nicht, daß Schiller in der Poesie und in der Geschichte mein Lieblingsschriftsteller ist und schon lange —

in der Ahnung — gewesen ist. Schon vor fünf Jahren, als ich nur seine Räuber kannte, urtheilte ich — freilich, daß es ein höchst wildes, geschmackloses Stück sey, aber auch — daß der Verfasser desselben vielleicht mehr Genie als irgend ein anderer mir bekannter Schriftsteller (den einzigen Shakspeare ausgenommen) im noch unaufgeschlossenen Innersten seiner Seele besitzen müsse. Ich fand in dem Chaos der tobenden Empfindungen und blitzenden Ideen desselben einzelne Strahlen einer noch nicht hervorgetretenen, aber unverkennbaren Sonne. Ich fing schon damals an, ihm langes Leben mit Leidenschaft zu wünschen.

Sein Fiesco und sein Kabale und Liebe waren noch immer chaotische Erscheinungen; aber jezt war mir schon eine Dämmerung da, die meine Erwartung auf den höchst möglichen Grad spannte. Was ich vorzüglich darin bewunderte, anbetete, möchte ich sagen, waren die Spuren von einem damals noch höchst ungewöhnlichen Seelenmuth, der freilich als phantastische Kühnheit erschien, aber im Grunde ächt philosophische (obschon nicht raisonnirte) Gemüthsfreiheit verrieth. Nun trat sein Don Carlos hervor, und mit ihm die Sonne, die sich jezt mit Riesenschritten in der historischen Ekliptik dem Meridian nähert.

Wenige in Dänemark, und vielleicht Niemand mit solcher Aufmerksamkeit, hatten dieses Schauspiel mit mir von Anfang mit eigenen Augen angesehen. Schiller war, wie an manchen Orten in Deutschland, verschrieen als ein Kraftgenie. Kraftgenie war vorher (zum Theil mit Recht, weil die Sache nur in England sich fand) übel berüchtigt. Die Sache war, daß die Dänen, und selbst die Deutschen, noch nicht Geistesstärke genug besaßen, um seine eigentliche Kraft zu schätzen und zu ertragen, sowie die Franzosen noch nicht moralisch genug sind, um

Freiheit . . . und die ganze Erde noch nicht vernünftig genug ist, um Philosophie zu ertragen.

Ich wagte es, mich zum Apostel dieses Messias aufzuwerfen, so wie ich es that für Rousseau, für Wieland (der aber viele andere — und sehr natürlich! — hatte und allenfalls meiner propagirenden Bemühungen entbehren konnte) und späterhin für Sie, Kant und Mirabeau . . . Natürlicherweise sucht ein gewöhnlicher gutherziger Mensch Andern seinen Genuß mitzutheilen, zumal wenn dieser Genuß selig süß ist und er ihn veredelnd glaubt; und dabei hat er nicht das geringste Verdienst. Ich war sehr glücklich in meinen Vorlesungen, Apologien und Apotheosen von Schiller, um so viel mehr, da man mein Urtheil höchst unbefangen und unparteiisch finden mußte, weil ich gerade in den Kleinigkeiten, die ich geschrieben, nichts weniger als Kraftgenie verrathen habe.

Dieß kann Hornemann (mein treuer Kollege in Schiller's Apostelgeschichte) Ihnen bezeugen. Wo ich hinkam, las ich Schiller vor. Ueberhaupt bin ich der ewige Vorleser, ein herumwandelnder Lektor, der seine Kollegien überall hält, wo Damen sind. Vielleicht ist dieß auch das Einzige, was ich einigermaßen mit guter Art machen kann.

Der Prinz von Augustenburg war wider Schiller eingenommen und verkannte ganz seinen Genius. Mit sehr vieler Mühe brachte ich es dahin, daß er mir erlaubte, ihm Don Karlos vorzulesen. „Ich zweifle sehr", sagte er, „daß wir diese Lekture zu Ende bringen werden; indessen — weil Sie gewettet haben" — — Ich las. Ich hatte mir im Voraus bedingt, daß er schlechterdings den ersten Akt aushören müsse. Er wurde hingerissen — ich las nicht den Don Karlos aus — aber als ich den folgenden Tag dieß Auslesen anfing, hatte er schon in der Nacht alles Uebrige gelesen. Jezt weiß er die vorzüglichsten

Scenen auswendig. Nun wurde Alles von Schiller gelesen und wieder gelesen. Was ist natürlicher?

Bei Schimmelmanns war es die nämliche Geschichte, nur einige Jahre früher. Welche selige Stunden haben uns nicht Don Karlos, die Geschichte des Abfalls der Niederlande; die Geschichte des dreißigjährigen Krieges, die historische Uebersicht und das schönste Lehrgedicht, fast möchte ich sagen (und in mehr als einer Rücksicht Recht haben) das schönste Gedicht überhaupt, das existirt: Die Künstler, hingezaubert!

Ich weiß nicht, wie es zuging, ich fing auf einmal an Schiller — und wieder und wiederum Schiller zu lesen, und von ihm zu sprechen in unserem Zirkel, als — die Nachricht von seinem Tode hieherkam. Keine Nachricht hat mich so erschüttert. War es, weil er wirklich nicht gestorben war, daß sie mein Herz gewissermaßen empörte; genug, ich wurde halb wahnsinnig bei diesem Donnerschlag, ich habe Ihnen von den rührenden Exequien in Hellebeck schon geschrieben. Schimmelmann, der Prinz und ihre Frauen, so wie die meinige, theilten meine Wehmuth. Durch Erhard wurde ich endlich (nachdem er es selbst einige Zeit, mit mir unerreichbarer philosophischer Gelassenheit, geglaubt hatte) anders belehrt. Aber so entzückend die Nachrichten von seinem Leben waren, so betrübten uns wieder seine physischen und ökonomischen Umstände. Da kommt der schöne Brief von Ihnen, mein Reinhold, worin Sie mit so vieler Wärme Schiller's traurige Lage schildern und nach der rührendsten Erzählung davon schließen: „ich würde noch für mich ruhig seyn, wenn nur er glücklicher würde rc." Ich las dem Prinzen diesen Brief, und von diesem Augenblick datirt sich der Entschluß jener Anerbietung.

Ich habe Ihnen den ganzen Gang der Sache so weitläufig

erzählt, damit Sie wissen, daß die Einladung an Schiller kein „glücklicher Erfolg meiner Verwendung für ihn", sondern eine höchst natürliche Folge der Umstände gewesen ist, wobei ich keine andere Rolle gehabt habe, als die ich für Jemanden, den ich gar nicht gekannt hätte, gespielt haben würde. Ich will nicht haben, was mir nicht gehört. Ich habe nicht die Rolle des Freundes in dieser Sache gespielt. Denn ob ich zwar Schiller's Freund bin, so ist er doch der meinige nicht, kann es nicht seyn, da er mich gar nicht kennt, außer insofern Sie zu meinem Vortheil gesprochen haben: ein Gewinn, den Sie sehr wahrscheinlich dadurch, daß Sie ihm meine elenden Briefe zeigten, wieder vernichteten. Ich habe ihm geschrieben; ich habe es ihm, so sehr ich es vermochte, auf's Herz gelegt, die Einladung anzunehmen. Es wird Ihnen, sowie mir, eine der seligsten Freuden seyn, sein Schicksal verschönert zu sehen.

Wie hat mich und uns Alle Ihre Nachricht von seiner wiederkehrenden Gesundheit, vom Wiederaufblühen seiner liebenswürdigen Frau und von seiner heitern Laune gefreut! Wie sehne ich mich nach der neuen Thalia! Möchte er nur Alles vollenden, was er angefangen hat! Dieß ist aber so viel und von der Art, daß das längste Erdenleben dafür zu kurz scheint.

Schiller an Baggesen.

Jena den 16. Dezember 1791.

Wie werd' ich es anfangen, mein theurer und hochgeschäzter Freund, Ihnen die Empfindungen zu beschreiben, die seit dem Empfang jener Briefe in mir lebendig geworden sind? So überrascht und betäubt, als ich durch ihren

Inhalt geworden bin und noch bin, erwarten Sie nicht viel Zusammenhängendes von mir. Mein Herz allein kann jezt noch reden, und auch dieses wird von einem so kranken Kopf, als der meinige noch immer ist, nur schlecht unterstüzt werden. Ein Herz, wie das Ihrige, kann ich für den liebevollen Antheil, den es an dem Schicksale meines Geistes nimmt, nicht schöner belohnen, als wenn ich das stolze Vergnügen, das Ihnen diese edle und einzige Handlungsart Ihrer vortrefflichen Freunde an sich selbst schon gewähren muß, durch die fröhliche Ueberzeugung von einem vollkommen erfüllten, wohlwollenden Zweck zu der süßesten Freude erhöhe.

Ja, mein theurer Freund, ich nehme das Anerbieten des Prinzen von Augustenburg und des Grafen von Schimmelmann mit dankbarem Herzen an, nicht weil die schöne Art, womit es gethan wird, alle Nebenrücksichten bei mir überwindet, sondern darum, weil eine Verbindlichkeit, die über jede mögliche Rücksicht erhaben ist, es mir gebietet, Dasjenige zu leisten und zu seyn, was ich nach dem mir gefallenen Maß von Kräften leisten und seyn kann, und mir die höchste und unerläßlichste aller Pflichten ist. Aber meine bisherige äußere Lage machte mir Dieß schlechterdings unmöglich, und nur eine ferne, noch unsichere Zukunft machte mir bessere Hoffnungen. Der großmüthige Beistand Ihrer erhabenen Freunde sezt mich auf Einmal in die Lage, so viel aus mir zu entwickeln, als in mir liegt, mich zu Dem zu machen, was aus mir werden kann — wo bliebe mir also noch eine Wahl übrig? Daß der vortreffliche Prinz, der sich aus freien Stücken entschließt, Dasjenige bei mir zu verbessern, was mir das Schicksal zu wünschen übrig gelassen hat, durch die edle Art, womit er diese Sache behandelt,

zugleich alle Empfindlichkeiten schont, die mir meinen Ent schluß hätten schwer machen können, daß er mich diese wichtige Verbesserung meiner Umstände durch keinen Kampf mit mir selbst erkaufen läßt, erhöht meine Dankbarkeit unendlich und läßt mich die Freude über die Erfüllung eines meiner feurigsten Wünsche mit der schönen Freude über das Herz ihres Urhebers vereinigt empfinden.

Eine sittlich=schöne Handlung aus der Klasse derjenigen, welche diesen Brief veranlaßt, empfängt ihren Werth nicht erst von ihrem Erfolge; auch wenn sie ganz ihres Zweckes verfehlte, bleibt sie, was sie war. Aber wenn diese Handlung eines großdenkenden Herzens zugleich das nothwendige Glied einer Kette von Schicksalen ist, wenn sie allein noch fehlte, um etwas Gutes möglich zu machen, wenn sie, die schöne Geburt der Freiheit, als wäre sie von der Vorsehung schon längst zu dieser Absicht berechnet worden, ein verworrenes Schicksal entscheidet: dann gehört sie zu den schönsten Erscheinungen, die sich einem fühlenden Herzen darstellen können. Wie sehr Dieses hier der Fall sey, werd ich' und muß ich Ihnen sagen.

Von der Wiege meines Geistes an bis Jezt, da ich Dieses schreibe, habe ich mit dem Schicksale gekämpft, und seitdem ich Freiheit des Geistes zu schätzen weiß, war ich dazu verurtheilt, sie zu entbehren. Ein rascher Schritt vor zehn Jahren schnitt mir auf Immer die Mittel ab, durch etwas Anderes als schriftstellerische Wirksamkeit zu existiren. Ich hatte mir diesen Beruf gegeben, ehe ich seine Forderungen geprüft, seine Schwierigkeiten übersehen hatte. Die Nothwendigkeit, ihn zu treiben, überfiel mich, ehe ich ihm durch Kenntniß und Reife des Geistes gewachsen war. Daß ich Dieses fühlte, daß ich meinen Idealen von schriftstellerischen

Pflichten nicht diejenigen engen Grenzen sezte, in welche ich selbst eingeschlossen war, erkenne ich für eine Gunst des Himmels, der mir dadurch die Möglichkeit des höheren Fortschrittes offen hielt; aber in meinen Umständen vermehrte sie nur mein Unglück. Unreif und tief unter dem Ideale, das in mir lebendig war, sah ich jezt Alles, was ich zur Welt brachte; bei aller geahneten möglichen Vollkommenheit mußte ich mit der unzeitigen Frucht vor die Augen des Publikums eilen, der Lehre selbst so bedürftig, mich wider meinen Willen zum Lehrer der Menschen aufwerfen. Jedes unter so ungünstigen Umständen nur leidlich gelungene Produkt ließ mich nur desto empfindlicher fühlen, wie viele Keime das Schicksal in mir unterdrückte. Traurig machten mich die Meisterstücke anderer Schriftsteller, weil ich die Hoffnung aufgab, ihrer glücklichen Muße theilhaftig zu werden, in der allein die Werke des Genius reifen. Was hätte ich nicht um zwei oder drei stille Jahre gegeben, die ich frei von schriftstellerischer Arbeit bloß allein dem Studieren, bloß der Ausbildung meiner Begriffe, der Zeitigung meiner Ideale hätte widmen können! Zugleich die strengen Forderungen der Kunst zu befriedigen und seinem schriftstellerischen Fleiß auch nur die nothwendige Unterstützung zu verschaffen, ist in unserer deutschen literarischen Welt, wie ich endlich weiß, unvereinbar. Zehn Jahre habe ich mich angestrengt, Beides zu vereinigen, aber es nur einigermaßen möglich zu machen, kostete mir meine Gesundheit. Das Interesse an meiner Wirksamkeit, einige schöne Blüthen des Lebens, die das Schicksal mir in den Weg streute, verbargen mir diesen Verlust, bis ich zu Anfang dieses Jahres — Sie wissen wie? — aus meinem Traume geweckt wurde. Zu einer Zeit, wo das Leben anfing, mir seinen ganzen

Werth zu zeigen, wo ich nahe dabei war, zwischen Vernunft und Phantasie in mir ein zartes und ewiges Band zu knüpfen, wo ich mich zu einem neuen Unternehmen im Gebiete der Kunst gürtete, nahte sich mir der Tod. Diese Gefahr ging zwar vorüber, aber ich erwachte nur zum neuen Leben, um mit geschwächten Kräften und verminderten Hoffnungen den Kampf mit dem Schicksal zu erneuen. So fanden mich die Briefe, die ich aus Dänemark erhielt.

Verzeihen Sie mir, theurer Freund, diese Ausführlichkeit über mich selbst, ich will Sie dadurch nur in den Stand setzen, sich selbst den Eindruck zu denken, den der edelmüthige Antrag des Prinzen und des Grafen S. auf mich gemacht hat. Ich sehe mich dadurch auf Einmal fähig gemacht, den Plan mit mir selbst zu realisiren, den sich meine Phantasie in ihren glücklichsten Stunden vorgezeichnet hat. Ich erhalte endlich die so lange und so heiß gewünschte Freiheit des Geistes, die vollkommen freie Wahl meiner Wirksamkeit. Ich gewinne Muße, und durch sie werde ich meine verlorne Gesundheit vielleicht wieder gewinnen; wenn auch nicht, so wird künftig Trübsinn des Geistes nicht mehr meiner Krankheit neue Nahrung geben. — Ich sehe heiter in die Zukunft — und gesezt, es zeigte sich auch, daß meine Erwartungen von mir selbst nur liebliche Täuschungen waren, wodurch sich mein gedrückter Stolz an dem Schicksal rächte, so soll es wenigstens an meiner Beharrlichkeit nicht fehlen, die Hoffnungen zu rechtfertigen, die zwei vortreffliche Bürger unseres Jahrhunderts auf mich gegründet haben. Da mein Loos mir nicht verstattet, auf ihre Art wohlthätig zu wirken, so will ich es doch auf die einzige Art versuchen, die mir verliehen ist, und möchte der Keim, den sie ausstreuten, sich mir zu einer schönen Blüthe für die Menschheit entfalten!

Ich komme auf die zweite Hälfte Ihres Wunsches, theurer, vortrefflicher Freund. Warum kann ich diese nicht eben so schnell erfüllen, als die erste? Unter der Unmöglichkeit, die Reise zu Ihnen, so bald als Sie wünschen, auszuführen, kann gewiß Niemand mehr leiden, als ich selbst. Urtheilen Sie aus dem Bedürfniß meines Herzens nach einer schönen veredelten Humanität, das hier so wenig befriedigt wird, mit welcher Ungeduld ich in den Kreis solcher Menschen eilen würde, als mich in Kopenhagen erwarten, wenn es hier nur auf meinen Entschluß ankäme. Aber außerdem, daß meine jetzige noch so ganz unentschiedene Gesundheit mich nicht einmal entfernt den Zeitpunkt bestimmen läßt, wo ich eine so wichtige Veränderung mit mir vornehmen könnte, und daß ich, wahrscheinlich kommenden Sommer, den Gebrauch des Karlsbades werde wiederholen müssen, so stehe ich noch mit dem Herzog von Weimar, an dessen Willen es wenigstens nicht liegt, daß ich nicht einer bessern Muße genieße, in Verhältnissen, die mir auflegen, mich wenigstens noch ein Jahr als ein thätiges Mitglied der Akademie zu beweisen, so gewiß ich auch bin, daß ich nie ein nützliches seyn kann. Alsdann wird er aber gewiß meinem Wunsche nicht entgegen seyn, die Universität auf einige Zeit zu verlassen. Bin ich bei Ihnen, so wird der Genius, der alles Gute in Schutz nimmt, gewiß für das Weitere sorgen.

Bis dahin, theurer Freund, lassen Sie uns einander so nahe seyn, als das Schicksal den Entfernten vergönnt. Mich mit Ihnen schriftlich zu unterhalten und meinen halb erstorbenen Geist an Ihrem frischen, feurigen Genius zu wärmen, wird stets ein Bedürfniß meines Herzens seyn. Nie, so lange ich bin, vergesse ich Ihnen den freundlichen, den wichtigen Dienst, den Sie mir, wiewohl ohne diese

Absicht, bei meinem Wiedereintritt ins Leben geleistet haben. Kaum fing ich an, mich etwas wieder zu erholen, so erfuhr ich den Vorgang zu Hellebeck, und bald darauf zeigte mir Reinhold Ihre Briefe. Es waren frische, nektarische Blumen, die ein himmlischer Genius dem kaum Erstandenen vorhielt — o ich werde es Ihnen nie beschreiben, was sie mir waren — Und jener Vorgang selbst! Er war für den Abgeschiedenen bestimmt, und der Lebende wird sich nie mehr erlauben, ihn zu berühren!

Verzeihen Sie diesen langen Brief, mein vortrefflicher Freund, der leider noch dazu fast allein von mir selbst handelt. Aber zur Eröffnung unserer Correspondenz mag es hingehen, damit Sie mit Einemmale mit mir bekannt werden, und das Ich dann auf immer abgethan sey! Verzeihen Sie auch, daß ich, ganz ohne alle Präliminarien, von allen Rechten der Freundschaft gegen Sie Besitz nehme, die ich erst durch eine Reihe von Proben verdienen lernen sollte.

In einer Welt, wie diejenige ist, aus der ich jene Briefe erhielt, gelten andere Gesetze, als die Vorschriften einer kleinlichen Prudenz, welche die wirkliche regieren. Ihrer theuern Sophie sagen Sie von meiner Lotte und mir alles Herzliche, und daß sie sich bereit halten möge, eine Correspondenz gütig anzuhören, die sich ihr nächstens darstellen wird. Wie zwei glänzende Erscheinungen schwebten Sie Beide, schnell, doch unvergeßlich an uns vorüber. Die Gestalten sind lange verschwunden, aber noch immer folgt ihnen der Blick.

Ewig der Ihrige

Schiller.

II. Familienbriefe.

Ueber einige in diesen Briefen vorkommend persönliche Verhältnisse haben wir nur weniges nicht allgemein Bekannte voranzuschicken.

Nach dem Tode ihres Gatten, Johann Caspar Schillers, herzoglich würtembergischen Hauptmanns auf dem Schlosse Solitude, wohnte die Mutter unsers Dichters kurze Zeit in dem benachbarten Städtchen Leonberg, und zog hierauf zu ihrer, an den Pfarrer Franckh verheiratheten Tochter Louise nach Cleversulzbach, einem Dorfe bei Heilbronn, wo sie, laut der hiesigen öffentlichen Bücher, am 29. April 1802, im neunundsechszigsten Lebensjahre starb. Sie ruht auf dem hiesigen Begräbnißplatz; ein Baum und ein schmuckloses steinernes Kreuz bezeichnet die Stätte. Aeltere Bewohner des Dorfes erinnern sich ihrer noch als einer lebhaften, muntern, leutseligen Frau.

Die älteste Tochter, Christophine, Witwe des Sachsen-Meiningen'schen Hofraths Reinwald, eine ehrwürdige Matrone von achtzig Jahren und darüber, gesund und immer regen Geistes, lebt zu Meiningen.

Die jüngste, Nanette, durch innere Vorzüge, so wie durch jungfräuliche Schönheit ausgezeichnet, starb schon im achtzehnten Jahre.

Louisens lezter Aufenthalt war zu Möckmühl, woselbst ihr Gatte, als erster Geistlicher des Orts, ihr im Tode voranging. Die gegenwärtigen Briefe befanden sich in ihrem Nachlaß. Von ihr immer als Heiligthum bewahrt, in welches kaum den nächsten Angehörigen ein Blick erlaubt wurde, vererbten sich dieselben an ihren Schwiegersohn, Hrn. Kaufmann Kühner in Möckmühl, der sie in amtlich

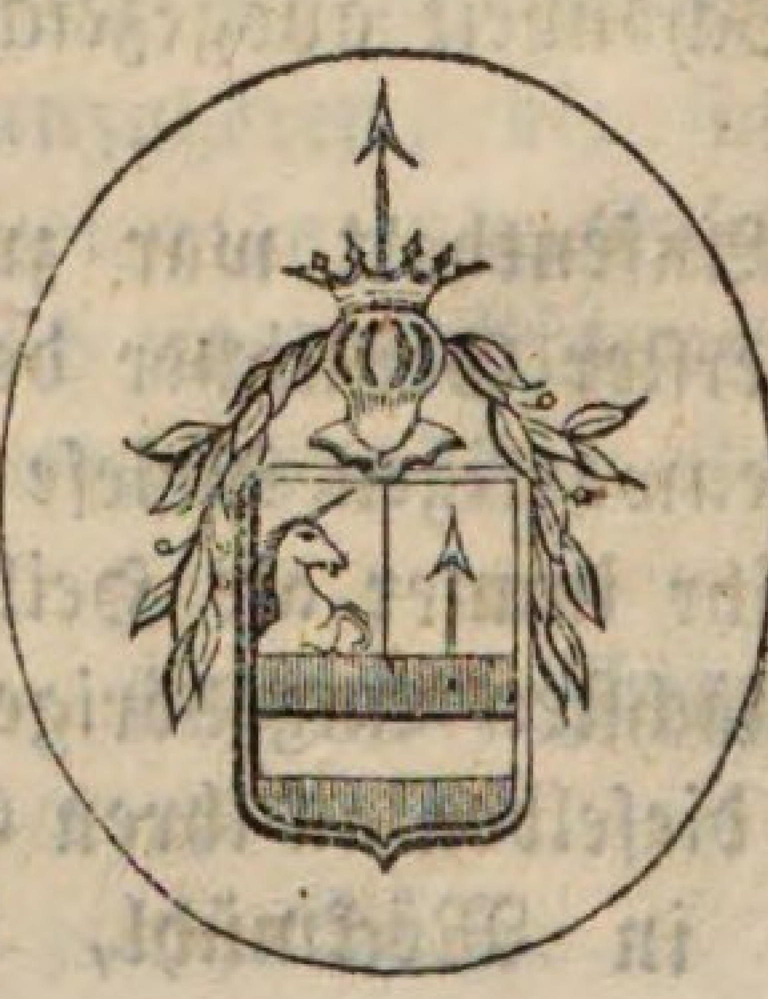
beglaubigter Abschrift nunmehr erstmals der Verlagshandlung käuflich überließ und zum Druck mittheilte. Der Zufall wollte es, daß wir, nachdem die Herausgabe nur gestern erst beschlossen worden, heute, als an dem Tag, der, wie man finden wird, dem Dichter doppelt bedeutsam wurde, die Blätter mit diesen Zeilen von hier aus begleiten sollten. Gewiß wird die kleine Sammlung das Ihrige dazu beitragen, daß der Mann, dessen erhabene Gestalt, durch Künstlerhand erschaffen, eben jezt der Welt für alle Zeiten vor Augen gestellt wird, zugleich als ächter Mensch, treuherzig, fromm, in schlichter Liebenswürdigkeit uns nahe rückte.

Cleversulzbach, den 29. April 1839.

M.

Die Verlagshandlung erlaubt sich bei dieser Gelegenheit an Diejenigen, welche Briefe von Schiller in Händen haben, die Bitte, ihr dieselben, wofern sie für den Druck geeignet erscheinen, zu überlassen, und die etwa gewünschten Bedingungen mitzutheilen.

Schillers Familienwappen.



Durchlauchtigster Herzog,
Gnädigster Herzog und Herr!

Stuttgardt, den 1. Sept. 1782. Friedrich Schiller, Medicus bei dem löblichen General-Feldzeugmeister vom Augé'schen Grenadierregiment, bittet unterthänigst um die gnädigste Erlaubniß, ferner litterarische Schriften bekannt machen zu dörfen.*

Eine innere Ueberzeugung, daß mein Fürst und unumschränkter Herr zugleich auch mein Vater sey, gibt mir gegenwärtig die Stärke, Höchstdenenselben einige unterthänigste Vorstellungen zu machen, welche die Milderung des mir zugekommenen Befehls: nichts Litterarisches mehr zu schreiben, oder mit Ausländern zu kommuniciren, zur Absicht haben.

Eben diese Schriften haben mir bishero zu der, mir von Eurer Herzogl. Durchlaucht gnädigst zuerkannten jährlichen Besoldung noch eine Zulage von fünfhundert und fünfzig Gulden verschafft, und mich in den Stand gesezt, durch Korrespondenz mit auswärtigen großen Gelehrten und Anschaffung der zum Studieren benöthigten Subsidien ein nicht unbeträchtliches Glück in der gelehrten Welt zu machen. Sollte ich dieses Hülfsmittel aufgeben müssen, so würd' ich künftig gänzlich außer Stand gesezt seyn, meine Studien planmäßig fortzusetzen, und mich zu Dem zu bilden, was ich hoffen kann zu werden.

Der allgemeine Beifall, womit einige meiner Versuche vom ganzen Deutschland aufgenommen wurden, welches ich

---

* Dieses Schreiben wurde, so viel wir wissen, vom Herzog nicht gelesen; daher die Wiederholungen in dem nächstfolgenden.

Höchstdenenselben unterthänig zu beweisen bereit bin, hat mich einigermaßen veranlaßt, stolz seyn zu können, daß ich von allen bisherigen Zöglingen der großen Karls-Akademie der Erste und Einzige gewesen, der die Aufmerksamkeit der großen Welt angezogen, und ihr wenigstens einige Achtung abgedrungen hat — eine Ehre, welche ganz auf den Urheber meiner Bildung zurückfällt! Hätte ich die litterarische Freiheit zu weit getrieben, so bitte ich Ew. Herzogl. Durchl. allerunterthänigst, mich öffentliche Rechenschaft davon geben zu lassen, und gelobe hier feierlich, alle künftigen Produkte einer scharfen Zensur zu unterwerfen.

Noch einma wage ich es Höchstdieselbe auf das Submisseste anzuflehen, einen gnädigen Blick auf meine unterthänigste Vorstellungen zu werfen, und mich des einzigen Wegs nicht zu berauben, auf welchem ich mir einen Namen machen kann.

Der ich in aller devotester Submission ersterbe
Ewr. Herzogl. Durchlaucht

unterthänigsttreugehorsamster

Frid. Schiller.
Regimentsmedicus.

Durchlauchtigster Herzog
Gnädigster Herzog und Herr!

Das Unglück eines Unterthanen und eines Sohnes kann dem Fürsten und Vater niemals gleichgültig seyn. Ich habe einen schröklichen Weg gefunden, das Herz meines gnädigsten Herrn zu rühren, da mir die natürlichen bei schwerer Ahndung untersagt worden sind. Höchstdieselbe haben mir auf das strengste verboten, litterarische Schriften herauszugeben, noch weniger mich mit Ausländern einzulassen. Ich habe mir geschmeichelt E. H. D. Gründe von Gewicht dagegen vorbringen zu können, und die gnädigste Erlaubniß erbeten, Höchstdenenselben meine unterthänigste Bitte in einem Schreiben vortragen zu dürfen. Da mir diese Bitte bei Androhung des Arrests verweigert ward, meine Umstände aber eine gnädigste Milderung des mir gemachten Verbots höchst nothwendig machten, so zwang mich die Verzweiflung, den izigen Weeg zu ergreifen.

Meine bisherigen Schriften haben mich in den Stand gesezt, den Jahrgehalt, welchen mir Höchstdieselbe gnädigst zu ertheilen geruhten, jährlich mit ohngefähr 500 fl. zu verstärken, welche ansehnliche Zulage für meine Gelehrtenbedürfnisse höchst nothwendig war. Zu gleicher Zeit glaubte ich, es meinen Talenten, und de Welt, die sie schäzte, schuldig zu seyn, eine Laufbahn fortzusetzen, auf welcher ich kein gewöhnliches Glück zu machen, und meinem durchlauchtigsten Erzieher, der ersten Quelle meiner Bildung, Ehre zu erwerben, die gewisseste Aussicht hatte. Da ich bisher nach dem Urtheil anderer mich als den ersten und einzigen Zögling E. H. D. kannte, der die Augen der großen Welt angezogen hatte, so fürchtete ich mich um so weniger, meine

Gaben in Ausübung zu bringen, und sezte allen Stolz, alle Kräfte darauf, dasjenige Werk zu seyn, das den Meister lobte. Daß ich eine Laufbahn verlassen soll, welche mir außerdem, daß sie mein Einkommen um ein Großes vermehrt, den Weg der Ehre öffnet, fiel mir allzuhart, als daß ich nicht das lezte gewagt haben sollte, das Herz meines durchl. Fürsten und Vaters zu rühren. Ich mußte befürchten, in Strafe zu fallen, wenn ich das Verbot übertreten und E. H. D. schreiben würde, darum bin ich hieher geflüchtet, fest überzeugt, daß nur das Bild meines Unglücks dazu gehört, das Herz E. H. D. zur Gnade zu lenken. Ich weiß, daß ich in der großen Welt nichts gewinnen kann, daß ich mich in mein Unglück stürzte, ich habe keine Aussichten mehr, wenn E. H. D. die höchste Gnade nicht haben sollten, mich zurückkommen zu lassen und mir zu vergeben. Würden .... *

Mannheim, den 19. Nov. 1782.

Beste Eltern!

Da ich gegenwärtig zu Mannheim bin, und in fünf Tagen auf Immer weggehe, so wollte ich m r und Ihnen noch das Vergnügen bereiten, uns zu sprechen. Heute ist der 19te, am 21sten bekommen Sie diesen Brief, wenn Sie also unverzüglich (Das müßte seyn) von Stuttgart weggehen, so könnten Sie am 22. zu Bretten im Posthaus seyn,

---

* Der Rest dieses auf der Flucht entworfenen Concepts ist verloren.

welches ungefähr halbwegs von Mannheim ist, und wo Sie mich antreffen. Ich denke, Mama und die Christophine könnten am füglichsten, und zwar unter dem Vorwand nach Ludwigsburg zu Wohlzogen zu gehen, abreisen. Nehmen Sie die Fischerin Wohlzogen auch mit, weil ich beide auch noch, vielleicht zum Leztenmal, die Wohlzogen ausgenommen, spreche. Ich gebe Ihnen eine Carolin Reisegeld, aber nicht bälder als zu Bretten. An der schnellen Befolgung meiner Bitte will ich erkennen, ob Ihnen noch theuer ist

Ihr ewig dankbarer Sohn

Schiller.

Jena, den 7. Januar 90.

Wie willkommen, liebster Vater, war mir Ihr lezter Brief und wie nöthig war er mir! Ich hatte den Tag zuvor die traurige Nachricht von Christophinen erhalten, daß die Umstände meiner liebsten Mutter sich so sehr verschlimmert hätten, und welche gesegnete Wendung hat diese langwierige Krankheit jezt genommen! Wenn in dem künftigen regimen vitae der liebsten Mutter Vorsicht beobachtet wird, so sind ihre langen vielen Leiden mit der Quelle gehoben. Dank sey der gütigen Vorsicht, die uns die liebe theure Mutter unsrer Jugend rettet und erhält. Meine Seele ist von Rührung und Dank bewegt. Ich mußte sie für auf Immer für uns verloren halten, und sie ist uns wieder geschenkt worden!

Ich war in Weimar unter den Weihnachtsferien, als die beiden Briefe von Meinungen und der Solitude ankamen, und nur der erstere wurde mir nachgeschickt. Wie zerriß es mein Herz, daß meine theuerste Mutter das Glück ihres Sohnes nicht mehr erleben sollte. Ich hoffe, liebster Vater, der Brief, den ich vor ungefähr drei oder vier Wochen an Sie abschickte, und worin ich Ihnen von meiner Verbindung mit Lottchen Lengefeld Nachricht gab, ist jezt in Ihren Händen, und er hat etwas zu Ihrer Beruhigung beigetragen. Der Herzog interessirt sich sehr für meine Heirath. Ich war kürzlich bei ihm, und habe eine jährliche Pension von 200 Reichsthalern von ihm erhalten; die schöne Art, womit er mir dieselbe gab, muß ihren Werth bei mir erhöhen. Lottchen, die mit ihrer Schwester diesen Winter in Weimar zubringt, und ihn dort öfters bei Hofe spricht, begegnet er mit sehr viel Theilnahme und Achtung.

Daß ich auch jezt sehr darauf denke, meine Umstände immer besser zu machen, können Sie nicht mißbilligen. Ich bin mir selbst schuldig, Alles aus mir zu machen, was aus mir werden kann, und dazu gehört auch die äußere Lage. Die Zufriedenheit mit meinen jetzigen Umständen darf mich nicht hindern, noch nach einer Verbesserung zu streben. Ich betrachte meine jetzige Versorgung als eine Stufe zu einem noch wichtigern Wirkungskreis, und diesen zu erreichen, wird es an meinem Fleiß nicht fehlen.

Vielleicht kann ich Ihnen schon in einem Monat schreiben, daß ich getraut bin. Aeußerliche Hindernisse gibt es jezt keine mehr; wenn meine Schwiegermutter mit der Einrichtung ihrer Tochter bis dahin fertig ist, so kann die Verbindung vor sich gehen. Sonst ist Ostern der

längste Termin. Werden Sie meinen Wunsch wohl genehmigen, und mir die Nanette hieher schicken? Jezt, da die liebste Mutter besser ist, wird es weniger Schwierigkeiten damit haben.

Ich lege Ihnen einen Brief von meiner künftigen Frau bei, die sich unbekannterweise Ihre Liebe ausbittet. Sie ist jezt Ihre Tochter und gewiß eine gute Tochter, die Ihnen Freude machen wird.

Der Himmel segne Sie mit tausendfältigem Segen, bester Vater, und schenke meiner theuren Mutter ein heiteres, schmerzenfreies Leben. Darum bittet mit vollem Herzen

Ihr

gehorsamer und ewig dankbarer Sohn
Fritz.

Meinen lieben Schwestern tausend Grüße!

Jena, den 13. Jan. 90.

Meine zwei lezten Briefe, liebster Vater, sind hoffentlich jezt richtig in Ihren Händen. Ich erwarte mit Ungeduld die Bestätigung vom bessern Befinden meiner geliebtesten Mutter. Reißen Sie mich aus meiner Ungewißheit darüber, und schreiben Sie mir mit dem Bäldesten. Ebenso sehr sehne ich mich, von Ihnen zu hören, daß Sie sich meines Glückes freuen. In vierzehn Tagen lasse ich mich trauen, hier in Jena. Meine Schwiegermutter will hieher kommen.

O, daß Sie nicht auch zugegen sind, liebste Eltern, unsre Freude zu theilen, und uns Ihren Segen zu geben.

Meine Schwiegermutter ist eine vortreffliche Frau, die Sie gewiß verehren und lieben würden, wenn Sie sie kennen lernen sollten. Sie liebt mich wie ihren Sohn, und sie brachte mir kein geringes Opfer, da sie mir ihre Tochter gab, denn sie hatte schon Aussichten für sie, die im äußerlichen Glück unendlich mehr versprachen, als ich ihrer Tochter anbieten kann. Aber sie vertraute das Glück ihrer Tochter meinem Herzen an.

Da Sie an meinem Trauungstage nicht selbst zugegen seyn können, liebste Eltern, so seyen Sie es wenigstens durch einige Zeilen, und erhöhen Sie mir diesen freudigen Tag durch die Versicherung, daß Sie meine Freude mit mir theilen.

Der Herzog von Meinungen hat mir mit dem Hofraths-Charakter ein Geschenk gemacht, so daß ich meiner Frau doch wenigstens einen anständigen Rang anzubieten habe, und Das, was sie verliert, weniger fühlbar wird. Dieß konnte mir nicht ganz gleichgültig seyn, wenn auch meine Frau und ihre Verwandte sich nicht darum bekümmern.

Ich schreibe dießmal nur in Eile, leben Sie tausendmal wohl, liebste Eltern. Gott schenke meiner guten Mutter und Ihnen allen Gesundheit und erhalte mir Ihre elterliche Liebe. Herzliche Grüße meinen lieben Schwestern.

Ihr

ewig gehorsamer Sohn

Fritz.

Jena, den 4. Febr. 90.

Ich erwarte mit Ungeduld weitere Nachrichten von dem Befinden meiner lieben Mutter. Ein Brief, den ich heute von Meinungen erhalte, beunruhigt mich aufs Neue. Sollte ein schleichendes Fieber dazu gekommen seyn, so müßte man die Chinarinde in reichlicher Dosis gebrauchen. Doch hoffe ich, daß Hr. D. C .... * Dieß bereits verordnet haben wird. Schreiben Sie mir bald, liebster Vater, oder wenn Sie nicht Zeit haben, lassen Sie mir durch die Louise schreiben. Ihren lezten Brief nebst dem Einschluß an meine Braut habe ich richtig erhalten und danke Ihnen herzlich für die Freude, die Sie mir und meiner Lotte durch Ihren liebevollen Antheil gemacht haben. Lotte ist voll Vergnügen, daß sie Hoffnung hat, ihrem neuen Papa lieb zu werden. Gewiß wird sie Ihre ganze Zärtlichkeit verdienen und eine recht gute Tochter seyn. Mit herzlicher Freude willigt sie ein, Ihnen recht oft zu schreiben.

Unsere Hochzeit hat sich um einige Wochen verzögert, weil meine Schwiegermutter unterdessen nicht vom Rudolst. Hof hat abkommen können. Sie wird aber in acht oder zehn Tagen hier seyn, und dann wird die Trauung geschehen. Sie müssen seit vier oder fünf Wochen noch einen Brief von mir erhalten haben, der noch nicht in Ihren Händen war, als Sie Ihren lezten Brief an mich abschickten.

Wegen des jungen Buchhändlers in Stuttgart ließe sich schon noch Etwas machen. Fragen Sie ihn aber gelegenheitlich, ob er im Stande ist, drei Louisdors für den Bogen zu geben, wenn ich ihm Manuscripte von Werth anbiete.

---

* Unleserlich. Wahrscheinlich Dr. Consbruch.

Um weniger thue ich es nicht, da mir andere Buchhändler für wichtige Arbeiten so viel bezahlen.

Schon längst wollte ich Sie bitten, liebster Vater, mir die kleinen Sachen, die während meines Aufenthalts in Stuttgart von mir gedruckt worden sind, zusammensuchen zu lassen, und hieher zu schicken, auch was sie noch extra in Manuscript von mir hätten oder aufzubringen wüßten. Unter den gedruckten Sachen, wovon ich alle Carmina, die ich machte, z. B. das über Wiltmeister, über Rieger,* über Weckherlin und andere mehr, meine Dissertation über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen ꝛc., und wenn Sie das Manuscript meiner andern medicinischen Dissertation noch hätten, die nicht gedruckt worden ist, ferner diejenigen Stücke vom schwäbischen Magazin, worin Aufsätze und Gedichte von mir stehen. Vielleicht finden Sie noch frühere Arbeiten von mir unter Ihren Papieren. Diese Dinge interessiren mich jezt, und ich brauche sie als Belege zur Geschichte meines Geistes. Haben Sie ja die Güte und suchen mir solche zu bekommen.

Vor Allem aber erfreuen Sie mich bald mit glücklichen Nachrichten von der Gesundheit meiner liebsten Mama, die ich und meine Braut herzlichst grüßen. Leben Sie wohl, bester Vater. Tausend Grüße meinen Schwestern.

Ihr gehorsamer Sohn

Fritz.

---

* Siehe oben die Note S. 412. Die Briefe sind uns erst nach dem Druck dieser Note zugekommen.

Jena, den 10. März 90.

Ihr Stillschweigen, liebster Vater, beunruhigt mich aufs Aeußerste. Auf zwei Briefe, die ich Ihnen schon seit dem Januar schrieb, und worin ich Sie bat, mich auch nur in einigen Zeilen von dem Gesundheitszustand meiner lieben Mutter zu benachrichtigen, habe ich keine Antwort erhalten. Weil ich jeden Posttag darauf wartete, um Ihnen wieder zu schreiben, so unterblieb Dieses immer. Ich kann aber nicht länger in dieser peinlichen Ungewißheit seyn. Lassen Sie mich doch mit der ersten Post etwas Entscheidendes von dem Zustand meiner lieben Mutter wissen, und wenn Sie selbst nicht Zeit haben zu schreiben, so kann es ja Louise thun.

Seit dem 22. Februar bin ich mit meiner lieben Lotte verheirathet, und Nichts fehlt nun zu meinem Glücke, als daß ich wegen der lieben Meinigen außer Sorgen gesezt bin. Ich lebe die glücklichsten Tage, und noch nie war mir so wohl, als wie jezt in meinem häuslichen Kreise.

Unsre ökonomische Einrichtung ist über alle meine Wünsche gut ausgefallen, und die Ordnung, der Anstand, den ich um mich herum erblicke, dient sehr dazu, meinen Geist aufzuheitern. Könnten Sie sich, beste Eltern, nur auf einen Augenblick zu mir versetzen, Sie würden sich des Glücks ihres Sohns erfreuen.

Meine Schwägerin, die Hofräthin von Beulwitz, ist gegenwärtig auch bei mir, und wird den Frühling und den Anfang des Sommers, so lange ihr Mann noch auf Reisen ist, bei mir zubringen. Meine Schwiegermutter war auf acht Tage hier bei der Hochzeit, und sie versichert Sie und meine liebe Mutter ihrer herzlichen Achtung; an der Gesundheit der Mama nimmt sie großen Theil und wünscht

ihr von Herzen baldige Besserung. In drei Wochen gehen meine Osterferien an, und dann werde ich einen Monat in Rudolstadt leben. Meine Frau und ich sind Gottlob! bei bester Gesundheit; meine Frau wird einige Zeilen an Sie beilegen.

Unsre Trauung geschah ganz in der Stille auf einem Dorfe bei Jena; eine förmliche Hochzeit haben wir gar nicht gemacht, so daß die Unkosten sehr gering waren. Meine Frau ist ganz eingerichtet zu mir gekommen, und Alles was zur Haushaltung gehört, hat meine Schwiegermutter gegeben. Die ganze Familie gab mir Versicherungen ihres herzlichsten Antheils, und auch von dieser Seite habe ich alle Ursache, zufrieden zu seyn.

Ich erwarte bloß Nachrichten von Ihnen, beste Eltern, um Ihnen mehr zu schreiben. Der Himmel nehme Sie in seinen gnädigen Schutz und schenke Ihnen und meinen lieben Schwestern Freude und Gesundheit.

Herzlich umarme ich Sie Alle, und bin mit der zärtlichsten Liebe

Ihr

ewig dankbarer Sohn

Fritz.

Jena, den 29. Dez. 1790.

Liebster Vater!

Heute am 29. Dez. bringt mir des Hofjägers Sohn aus Ludwigsburg den Brief von Ihnen, der vom 10. Aug. datirt, also schon 4½ Monat unter Wegs ist. Ich reise morgen früh mit meiner Lotte nach Erfurt ab, um 8 oder 10 Tage lang bei dem Coadjutor zu leben, und habe daher kaum so viel Zeit, Ihnen vom Empfang der Krankengeschichte meiner lieben Mutter Nachricht zu geben. Sobald ich solche werde durchlesen haben, will ich mich bemühen, Sie auf eine schickliche Art ins Publikum zu bringen, wenn es Hrn. Leibmedikus (Consbruch) nicht angenehmer ist, sie selbst in den Druck zu geben. Darüber will ihm mit ehester Post schreiben, und ihm den großen Dienst, den er uns allen, durch seine meisterhafte Kur an der lieben Mama, geleistet hat und für seine uneigennützige freundschaftliche Gesinnung den wärmsten Dank abstatten.

Wie herzlich, meine theuersten Eltern, erfreute uns beide die gute Nachricht von der immer fortfahrenden Besserung unsrer liebsten Mutter. Aus voller Seele stimmen wir in den Dank ein, den sie dem gütigen Himmel dafür brachten, und unser Herz gibt jezt den schönsten Hoffnungen Raum. Die Vorsehung, die hierin unsere Erwartungen so herrlich schon übertraf, hat uns Allen gewiß noch das fröhlichste Wiedersehen aufbewahrt.

Wir beide sind gesund und glücklich, wie wir es nur wünschen können. In unseren besten Stunden denken wir der lieben Unsrigen, und tragen uns mit allerlei schönen Entwürfen für die Zukunft. Ich habe freilich viel Arbeit, aber es fehlt mir dazu nicht an freudigem Muth, und der

Himmel segnet sie. Die Niederländ. Geschichte kann so schnell nicht fortgesezt werden, weil andere Arbeiten dazwischen kamen, aber so viel später sie erscheint, so viel reifer und vollendeter soll sie werden. Es ist mir überaus lieb, daß mein histor. Kalender in Schwaben sehr verbreitet wird. Eine Reputation in historischem Fach ist mir des Herzogs wegen nicht gleichgültig. Auch vor seine Ohren muß es endlich kommen, daß ich ihm im Auslande keine Schande mache, und wenn er dadurch zu einer besseren Gesinnung von mir wird vorbereitet seyn, dann ist es Zeit, daß ich mich selbst an ihn wende. Geschähe Dieß früher, so möchte ein Brief von mir allzuwenig Eindruck bei ihm machen, und der ganze Schritt wäre vergeblich. Von meinem Kalender sind jezt über 7000 Stück verkauft; seit vielen Jahren hat keine Schrift nur die Hälfte so viel Abgang gefunden.

Hier, liebste Eltern und Schwestern, schicken wir Ihnen Etwas zum Neujahr, mit unserm herzlichsten Wunsch begleitet, daß dieses 91ste Jahr ein Segnungsjahr für uns alle seyn möchte. Mein und meiner Frauen Bild, das ich unsrer liebsten Mutter versprochen habe, ist nicht vergessen, nur hat es uns bisher an einem Maler gefehlt, der es nur irgend leidlich hätte machen können; aber jezt wird einer hier erwartet, von dem man viel Gutes sagt, und dann soll es gewiß zu Stande kommen. Leben Sie wohl und glücklich, theuerste Eltern und Schwestern, ewig geliebt von Ihrem

Fr.

Jena, den 30. Dec. 1790.

Heute, liebste Eltern, haben wir Ihre Nachrichten erhalten, die Sie dem Hrn. Jäger mitgaben, er war bei uns, und mir war es eine sehr große Freude, Jemanden zu sehen, der von Ihnen erzählen konnte. Auch mein Schiller hat sich sehr gefreut von Ihnen und seinen übrigen Freunden und Bekannten in Würtemberg etwas zu hören. Hr. Graß ist noch nicht wieder hier, auch der soll uns willkommen seyn, da er Sie gesehen hat liebe theuren Eltern.

Daß Sie alle so wohl sind, ist ein sehr erfreulicher Gedanke, behalte Sie der Himmel noch lange Jahre so, und schenke uns einmal die Freude uns zu sehen. Nun ist es ein Jahr, daß ich zuerst Ihnen schrieb, meine liebe Mutter, und Sie um Ihren Segen, Ihre Liebe bat. Schön und glücklich ist diese Zeit verflossen, und Schillers Herz, meine treue innige Liebe, Alles verkündet mir, daß jedes Jahr unsres Lebens so schön seyn wird, und immer stärker und fester wird sich das Band unsrer Liebe knüpfen. Ich weiß nicht, wie die Zeit hingeeilt ist, wenn man so glücklich ist, vergeht die Zeit so schnell.

Von der lieben Schwester in Meinungen erwarte ich einen Brief; wir reisen morgen nach Erfurt, es wäre schön, wenn wir uns da wiederfänden, wenn sie wieder reisen wird, hoffe ich, wird sie Jena nicht übergehen.

Daß Sie unsre Bilder noch nicht haben, liebe Mutter, ist nicht unsre Schuld, wie gern wüßten wir etwas von uns in Ihren lieben Händen, aber es fand sich noch kein Maler, der sie nach Wunsch gemacht hätte, Sie sollen uns haben, wie wir sind, daß sie sich eine treue Vorstellung von mir machen können, die Maler, die ich hier gefunden habe,

machen es gar nicht gut und treffen nicht. Ich hoffe aber, künftiges Jahr gewiß im Bilde bei Ihnen zu seyn.

Nun, liebste Eltern, leben Sie wohl, gebe uns der Himmel in dem neuen Jahr immer erwünschte Nachrichten von Ihnen Allen, meine lieben Schwestern umarme ich zärtlich und bitte Sie um die Fortdauer ihrer Liebe.

Ihre treue Tochter

Lotte.

Meine Lotte schreibt Ihnen dießmal, liebste Eltern. Ich bin ganz von dringender Arbeit überhäuft, und kann Ihnen bloß meine herzlichsten Grüße sagen. Für die Besserung der lieben Mama sey dem guten Gott herzlich gedankt. Möchte er Ihnen beiden die Gesundheit auf die spätesten Tage verlängern.

Diesen Abend erwarte ich Reinwald's in Erfurt bei dem Coadjutor zu sprechen und freue mich sehr darauf, Christophinen und meine Lotte mit einander bekannt zu machen. Ich umarme Sie und meine liebe Schwestern tausendmal

Ihr

gehorsamster Sohn

Fr.

Ludwigsburg, den 8. Nov. 93.

Recht leid thut es mir, liebste Eltern, daß ich meinen Geburtstag nicht mit Ihnen soll feiern können. Aber ich sehe wohl ein, daß der liebe Papa es jezt nicht gut wagen kann, sich von der Solitude zu entfernen, da alle Tage ein Besuch vom Herzog erwartet wird. Es kommt überhaupt ja gar nicht just auf den Tag an, wenn man zusammen fröhlich seyn will, und jeder Tag, wo ich mit meinen lieben und besten Eltern zusammen bin, soll mir festlich und willkommen, wie ein Geburtstag seyn.

Wegen des lieben Kleinen darf die gute Mama sich keine Sorge machen. Eine Diarrhöe, die ihn seit einigen Tagen plagt, hat ihn etwas angegriffen, aber davon wird er sich schnell wieder erholt haben.

Hiren sagt, daß Dieß bei Wasserkindern gar nichts Seltenes sey, und da er auf der Haut keine Unreinigkeiten hat, so ist kein Wunder, wenn sie ihren Weg durch die Därme nehmen. Es geht ihm Nichts an Wartung und Pflege ab, Das können Sie glauben, und er ist auch, ein bischen Magerkeit abgerechnet, noch sehr munter und hat guten Appetit.

Ich bin, seitdem ich nach Stuttgart eine Excursion gemacht habe, ziemlich leidlich gewesen, und habe diese günstige Zeit benuzt, in meinen so lange liegen gebliebenen Geschäften ein wenig vorwärts zu kommen. Ich war diese ganze Woche sehr fleißig, und es ging mir von der Hand Dieß ist auch Ursache, daß ich Ihnen nicht früher geschrieben habe. Es ist mir immer himmlisch wohl, wenn ich beschäftigt bin und meine Arbeit mir gedeiht.

Für Ihr, mir so werthes, Bildniß danke ich Ihnen tausendmal, liebster Vater; so froh ich indeß bin, daß ich dieß Andenken von Ihnen habe, so viel froher bin ich doch, daß die Vorsehung mir vergönnt hat, Sie Selbst zu holen und in Ihrer Nähe zu leben. Wir müssen aber diese Zeit etwas besser nützen und keine so lange Pausen machen, ehe wir wieder zusammen kommen. Wenn Sie den Herzog einmal auf der Solitude gehabt haben, und wissen, wie sie daran sind, so soll, denke ich, eine kurze Abwesenheit von einigen Tagen, in dieser Jahreszeit besonders, gar keine Schwierigkeit haben. Meinen Wagen will ich mit nächster Gelegenheit hinauf schaffen und bei Ihnen stehen lassen, daß Sie sich seiner immer bedienen können.

Jezt meine und unser Aller herzlichste und kindlichste Grüße an Sie beide, und an die gute Nane meinen brüderlichen Gruß.

Auf baldiges frohes Wiedersehen

Ihr

gehorsamer Sohn
Fr. Schiller.

P. S. Madame Simanowitz habe ich, da das Wetter so schlecht war, nicht hieher bitten wollen. Vor einer Stunde aber hat es sich aufgehellt, und es kann noch bis Sonntag recht schön werden. Ich will sie also mit der heutigen Post einladen, uns auf den Sonntag zu besuchen.

Jena, den 26. Okt. 1791.

Eben, liebster Vater, komme ich mit meiner lieben Lotte von Rudolstadt zurück, wo ich einen Theil der Ferien zubrachte, und finde Ihren Brief. Herzlichen Dank für die fröhlichen Nachrichten, die Sie mir darin von der zunehmenden Gesundheit unsrer lieben Mutter geben, und von Ihrem allseitigen Wohlbefinden. Die Ueberzeugung, daß es Ihnen wohl geht und daß von den liebsten Meinigen keines leidet, erhöhet mir die Glückseligkeit, die ich an der Seite meiner theuren Lotte genieße.

Sie sorgen auch in noch so großer Entfernung für Ihre Kinder und beschenken unsre kleine Haushaltung. Den herzlichsten Dank von uns beiden für den überschickten Wein. Heute ist er wohlbehalten angekommen und mit der nächsten fahrenden Post sollen Reinwalds ihr Deputat erhalten. Wir wollen übermorgen Ihren Geburtstag feiern, als wenn sie gegenwärtig wären, und von ganzem Herzen Ihre Gesundheit trinken.

Hier schicke ich Ihnen ein kleines Produkt meiner Feder, welches meiner lieben Mutter und Schwestern vielleicht Freude macht; denn für Damen soll es wenigstens geschrieben seyn. Im Jahr 1790 hat Wieland den historischen Kalender herausgegeben, in diesem 1791 und im nächsten 1792 hab' ich ihn übernommen. So unbedeutend ein Kalender zu seyn scheint, so ist es doch dasjenige Buch, das die Buchhändler am Weitesten verbreiten können, und das ihnen deßwegen auch am Besten bezahlt wird. Daher können sie auch den Autoren verhältnißmäßig weit mehr dafür anbieten. Mir ist dieser Aufsatz vom 30jährigen Krieg mit 80 Louisdors bezahlt worden, und ich hab ihn neben

meinen Vorlesungen innerhalb von vier Monaten ausgearbeitet. Druck, Kupferstiche, Band und Honorar kommen den Verleger auf 4,500 Rthlr. zu stehen, er rechnet aber auf einen Absatz von 7,000 Exemplar und darüber.

Die Nachrichten von Mylius freuten mich, und es ist mir angenehm, einen alten guten Freund von Ihnen und mir in meine nähere Nachbarschaft zu bekommen, denn wir werden schwerlich über 10 Meilen von einander seyn. Er hätte eben so gut auch am Weimarischen Hof-Dienste bekommen können, weil unser Herzog gern Fremde anzieht, die Vermögen in seinem Land verzehren. Ich selbst hätte mir getraut, es bei dem Herzog anhängig zu machen, denn ich stehe ziemlich gut mit ihm und seinen vertrauten Räthen.

Den 28. heute ist Ihr Geburtstag, liebster Vater, den wir beide mit innigster Freude feiern, daß uns der Himmel Sie gesund und glücklich bis hieher erhalten hat. Möge er ferner über ihr theures Leben und ihre Gesundheit wachen, und Ihre Tage bis in das späteste Alter verlängern, daß Ihr dankbarer Sohn es ausführen könne, Freude und Zufriedenheit über den Abend Ihres Lebens zu verbreiten und die Schulden der kindlichen Pflicht an sie abzutragen.

Leben Sie wohl, mein theuerster Vater; herzliche Küsse unsrer liebsten Mutter und meinen geliebten Schwestern. Bald werden wir wieder schreiben.

Der Wein ist glücklich angekommen und noch einmal empfangen Sie unsern herzlichen Dank.

Ihr

dankbarer gehorsamer Sohn

Fridrich.

Jena, den 21. November 1794.

Schon seit vier Wochen, liebste Eltern, haben wir jeden Posttag auf Nachrichten von Ihnen gewartet, da wir auf zwei Briefe, die seitdem an Sie abgegangen sind, noch keine Antwort erhielten. Hoffentlich bedeutet dieses Stillschweigen nicht, daß Sie krank sind, denn sonst würde doch eine von den Schwestern geschrieben haben.

In meinem lezten Briefe schrieb ich Ihnen, daß der Buchhändler Michaelis Ihr Buch angenommen. Vierundzwanzig Carolins sind accordirt. Es wird 20 bis 21 Bogen, klein Oktav, betragen, und der erste davon ist schon gedruckt.

Bei uns ist Alles leidlich wohl auf. Zwar ist es mit meiner Gesundheit im Ganzen noch eins, aber die Beschwerungen sind doch noch so stark, daß sie mich an meinen Geschäften hindern, deren jezt eine so große Menge ist. Ich bin auch Gottlob munter an Geist und voll Muth, und liebe die Arbeit troz dem Gesündesten.

Der kleine Goldsohn wird jezt charmant. Er geht seit fünf Wochen und jagt schon im Zimmer herum, als ob er es schon ein Jahr lang getrieben hätte. Auch fängt er an, viel zu plappern, und versteht schon recht Vieles. Er zeigt ein sehr lenksames weiches Herz, denn, wenn er Etwas gethan hat, was ihm verboten worden, so darf ich ihn nur ernsthaft ansehen, und er kommt gelaufen und küßt mich, mich wieder gut zu machen. Ich zeige ihm oft Ihre beiden Bilder, und er weiß sie zu finden, und zeigt darauf, wenn ich ihn nach Großpapa und Großmama frage. Sobald ich aufstehe, erhalte ich einen Besuch von ihm; Mittags ißt er mit uns am Tische, und des Abends haben wir auch unsre

30

Freude mit ihm. Ich kann nicht beschreiben, wie viel mir das Kind ist.

(Nun folgen 16 Zeilen, welche eine zarte Familienangelegenheit betreffen und sich nicht für den Druck eignen.)

Geben Sie uns doch bald Nachricht von Ihrem Befinden und von Ihrer Lage, bei den jetzigen Zeitumständen. Meine Frau sagt Ihnen die herzlichsten Grüße, wie auch meinen Schwestern, die ich auch brüderlich grüße.

Der Himmel erhalte Ihre Gesundheit, liebste Eltern, und Ihre Liebe Ihrem

gehorsamen Sohn

Fr. Schiller.

Jena, den 21. März 96.

So tröstlich es mir war, liebster Vater, von Ihrer zunehmenden Besserung zu hören, so herzlich betrüben mich die Nachrichten von dem Zustand meiner guten N a n e t t e. Ach vielleicht haben wir sie schon verloren, indem ich schreibe! Ich gestehe, daß ich das Schlimmste fürchte, weil sie schon vor dem Anfall dieser Krankheit nicht ganz gesund gewesen ist. Wie schmerzt es mich, so entfernt von Ihnen zu leben und so ganz außer Stande zu seyn, Ihre Beschwerden und Leiden mit Ihnen, mit der lieben Mama und den armen Schwestern zu theilen, und so viel möglich zu erleichtern. Hier kann ich Nichts als wünschen und bitten, daß der Himmel noch Alles gut lenken möge. Wie dauert mich

unsre gute, liebe Mutter, auf die alles Leiden so zusammen stürmen muß! Aber was für eine Wohlthat von Gott ist es auch wieder, daß die gute liebe Mutter noch Stärke des Körpers genug hat, um unter diesen Umständen nicht zu erliegen und Ihnen noch so viel Beistand leisten zu können. Wer hätte es vor sechs und sieben Jahren gedacht, daß sie, die so ganz hingefallen und erschöpft war, Ihnen Allen jezt noch zur Stütze und Pflege dienen würde. In solchen Zügen erkenne ich eine gute Vorsicht, die über uns waltet, und mein Herz ist auf's Innigste davon gerührt.

Wie ängstlich sehe ich Ihrem nächsten Brief entgegen, liebster Vater, der mir von Nanettens Zustand wahrscheinlich die entscheidende Nachricht bringt. Wie werde ich es ertragen, eine so liebe und so hoffnungsvolle Schwester zu verlieren, zu deren künftigen Aussichten ich gerade jezt einige Vorkehrungen treffen wollte, die ihr Glück vielleicht gründeten.

Ich wiederhole meine Bitte nochmals auf das Nachdrücklichste, liebster Vater. Thun Sie Alles, was Sie können, zu Wiederherstellung Ihrer eigenen Gesundheit und zu Stärkung unserer guten Mutter und Schwestern. Schenkt uns der Himmel die Freude, daß es sich mit Nanette wieder bessert, so verändern Sie, sobald es nur die Kräfte der Kranken und Ihre eigenen zulassen, den Wohnort, und besuchen auf eine Zeitlang mit der ganzen Familie ein gesundes Bad, sowohl um sich zu zerstreuen, als sich körperlich zu stärken.

Der Himmel erhalte Sie, und mache es mit uns Allen besser, als wir gegenwärtig hoffen können. Meine Frau ist herzlich bekümmert um die liebe Nanette, und grüßt Sie voll Theilnahme und Liebe. Der kleine Karl ist Gottlob

recht wohl, und auch mit mir geht es jezt recht leidlich. Tausend herzliche Grüße an Alle.

Ihr

ewig gehorsamer Sohn

F. S.

Ohne Datum.

Nur zwei Worte zum Gruß, liebste Eltern. Ich habe heute eine fürchterliche Brief-Expedition, die mich kaum frei athmen läßt. Möchte Ihnen und uns Allen das Neujahr recht viel Gesundheit und Freude bringen! Die Krankheit des lieben Vaters hat mich erschreckt, und ich danke Gott, daß es sich so bald gegeben hat. Mit mir geht es ganz leidlich, und der Goldsohn ist frisch und gesund. Auch meine Frau ist wieder besser nach einigen Anfällen von Kränklichkeit.

Tausend herzliche Grüße an Sie und die lieben Schwestern.

Ihr

gehorsamer Sohn

Fr. Sch.

Ohne Datum.

Liebste Mutter!

Herzlich betrübt ergreife ich die Feder, mit Ihnen und den lieben Schwestern den schweren Verlust zu beweinen, den wir zusammen erlitten haben. Zwar gehofft habe ich schon eine Zeitlang Nichts mehr; aber wenn das Unvermeidliche eingetreten ist, so ist es immer ein erschütternder Schlag. Daran zu denken, daß Etwas, das uns so theuer war, und woran wir mit den Empfindungen der frühen Kindheit gehangen und auch im spätern Alter mit Liebe geheftet waren, daß so Etwas aus der Welt ist, daß wir mit allem unsern Bestreben es nicht mehr zurückbringen können, daran zu denken ist immer etwas Schreckliches. Und wenn man erst, wie Sie, theuerste liebste Mutter, Freude und Schmerz mit dem verlorenen Freund und Gatten so lange, so viele Jahre getheilt hat, so ist die Trennung um so schmerzlicher. Auch wenn ich nicht einmal daran denke, was der gute verewigte Vater mir und uns Allen gewesen ist, so kann ich mir nicht ohne wehmüthige Rührung den Beschluß eines so bedeutenden und thatenvollen Lebens denken, das ihm Gott so lange und mit solcher Gesundheit fristete, und das er so redlich und ehrenvoll verwaltete. Ja wahrlich, es ist nichts Geringes, auf einem so langen und mühevollen Laufe so treu auszuhalten, und so wie er noch im 73sten Jahre mit einem so kindlichen reinen Sinn von der Welt zu scheiden. Möchte ich, wenn es mich gleich alle seine Schmerzen kostete, so unschuldig von meinem Leben scheiden als Er von dem seinigen! Das Leben ist eine so schwere Prüfung, und die Vortheile, die mir die Vorsehung in mancher Vergleichung mit ihm vergönnt haben mag, sind mit so vielen Gefahren für das Herz und für den

wahren Frieden verknüpft. Ich will Sie und die lieben Schwestern nicht trösten, Ihr fühlt Alle mit mir, wie viel wir verloren haben, aber Ihr fühlt auch, daß der Tod allein dieses lange Leiden endigen konnte. Unserm theuren Vater ist wohl, und wir Alle müssen und werden ihm folgen. Nie wird sein Bild aus unserem Herzen erlöschen, und der Schmerz um ihn soll uns nur noch enger unter einander vereinigen.

Vor fünf und sechs Jahren hat es nicht geschienen, daß Ihr, meine Lieben, nach einem solchen Verluste noch einen Freund an einem Bruder finden, daß ich den lieben Vater überleben würde. Gott hat es anders gefügt, und er gönnt mir noch die Freude, Euch etwas seyn zu können. Wie bereit ich dazu bin, darf ich Euch wohl nicht mehr versichern. Wir kennen einander Alle auf diesem Punkt und sind des lieben Vaters nicht unwürdige Kinder.

Sie, theure Mutter, müssen sich Ihr Schicksal jezt ganz selbst wählen, und in Ihrer Wahl soll keine Sorge Sie leiten. Fragen Sie sich selbst, wo Sie am Liebsten leben, hier bei mir, oder bei Christophinen, oder im Vaterland mit der Louise. Wohin Ihre Wahl fällt, da wollen wir Mittel dazu schaffen. Vor der Hand müssen Sie ja doch, der Umstände wegen, im Vaterlande leben, und da läßt sich unterdessen Alles arrangiren.

In Leonberg, glaube ich, würden Sie die Wintermonate noch am Leichtesten zubringen, und mit dem Frühjahr kämen Sie mit der Louise nach Meinungen, wo ich aber ausdrücklich rathen würde, eine eigene Wirthschaft zu treiben. Doch davon das Nächstemal mehr. Ich würde darauf bestehen, daß Sie hieher zu mir zögen, wenn ich nicht fürchtete, daß es Ihnen bei mir viel zu fremd und zu unruhig seyn

würde. Sind Sie aber nur erst in Meinungen, so wollen wir Mittel genug finden, uns zu sehen und Ihnen die lieben Enkel zu bringen.

An Reinwald habe ich wieder geschrieben, und ihm vorgestellt, daß Christophine sich jezt nicht sogleich auf den Rückweg machen kann. Ohnehin kann ja jezt noch Niemand durch jene Gegend reisen. Ist alles Unangenehme der Geschäfte vorbei und sind Sie, liebste Mutter, etwas beruhigt, so kann sie dem Wunsche ihres Mannes nachgeben.

Ein großer Trost wäre mir's, Sie, liebste Mutter, wenigstens in den ersten drei, vier Wochen nach der Trennung von Christophinen bei Bekannten zu wissen, weil die Gesellschaft unserer Louise Sie doch immer an die vorigen Zeiten zu sehr erinnern wird.

Sollte aber keine Pension von dem Herzog gegeben werden und der Verkauf der Sachen Sie nicht zu lange aufhalten, so könnten Sie vielleicht mit den Schwestern gleich nach Meinungen reisen, und würden sich dort in der neuen Welt um so eher beruhigen.

Alles, was Sie zu einem gemächlichen Leben brauchen, muß Ihnen werden, beste Mutter, und es ist nun hinfort meine Sache, daß keine Sorge Sie mehr drückt. Nach so viel schwerem Leiden muß der Abend Ihres Lebens heiter oder doch ruhig seyn, und ich hoffe, Sie sollen im Schoße Ihrer Kinder und Enkel noch manchen frohen Tag genießen.

Alles, was unser theurer Vater an Briefschaften und Manuskripten hinterlassen, kann mir durch Christophinen mitgebracht werden. Ich will suchen, seinen lezten Wunsch zu erfüllen, der auch für Sie, liebste Mutter, Nutzen bringen soll.

Herzlich umarmen wir Sie und die lieben Schwestern. Meine Lotte würde selbst geschrieben haben; aber wir haben heute das Haus voll Gäste und in dieser Zerstreuung war's unmöglich. Sie hat mit mir den verewigten Vater, den sie immer recht herzlich geliebt, beweint, und ihr tiefer Antheil an diesem Verlust hat sie mir noch lieber und theurer gemacht. Auch meine Schwiegermutter und Wolzogens, die gerade hier sind, sind sehr davon gerührt worden und lassen tausendmal grüßen.

Ihr

ewig dankbarer Sohn

F. Sch.

Meiner guten Louise wünsche ich zu ihren guten Aussichten und dem braven jungen Mann Glück, der ihr seine Hand anbietet und durch sein edles Betragen an dem Krankenlager unseres Vaters seine rechtschaffene Gesinnung an den Tag gelegt hat. Vielmals soll sie mich ihm, als meinem künftigen Schwager, empfehlen, und ihn im Voraus meiner Freundschaft und herzlichen Ergebenheit versichern.

Jena, 8. Oktober 99.

Mit großer Freude, liebste Mutter, haben wir die guten Aussichten, die sich unserer lieben Louise endlich geöffnet haben, vernommen, und wünschen ihr herzlich dazu Glück. Da sie Gelegenheit gehabt hat, den Mann, mit dem sie sich

entschließt, ihr Leben künftig zuzubringen, genau kennen zu lernen, so wird sie in diesen Stand keine anderen Erwartungen mitbringen, als die auch erfüllt werden können; sie wird sich in seine Gemüthsart zu schicken und Alles, was an diesen Stand anhängig ist, zu ertragen wissen. Ein eigener Heerd und die hausfräuliche Würde werden ihr viel Freude machen, wie ich nicht zweifle, und auch Das wird ihr kein geringes Vergnügen seyn, daß sie ihre gute liebe Mutter im eigenen wohlbestellten Hause bewirthen und pflegen kann.

Ihnen, liebste Mutter, muß es zu großem Trost gereichen, alle Ihre Kinder jezt versorgt zu sehen und in einem jungen Geschlecht wieder aufzuleben. Meine zwei Kleinen sind Gottlob bisher immer gesund geblieben, und dem neuen Ankömmling, der nicht über drei Wochen mehr ausbleiben kann, sehen wir mit froher Hoffnung entgegen. Wir haben eine gute Amme ausfindig gemacht; ohne eine solche hätten wir das Kind nicht mehr aufzuziehen gewagt, denn der kleine Ernst hat zwei ganze Jahre gebraucht, um sich von seiner Schwächlichkeit zu erholen, und hat uns mehrmal durch gefährliche Zufälle in Schrecken gesezt.

Wir werden nach überstandenen Wochen meiner Frau nach Weimar ziehen und den Winter dort zubringen. Ich habe Geschäfte dort, und der Herzog will mich dort haben; er hat mir deßwegen auf eine sehr schmeichelhafte Weise meine Besoldung verdoppelt, so daß ich jezt 400 Thaler von ihm habe, jährlichen Gehalt. Es ist freilich noch ein kleiner Theil Dessen, was unsere Wirthschaft jährlich braucht; indessen ist es doch eine große Erleichterung, und das Uebrige kann ich durch meinen Fleiß, der mir wohl bezahlt wird, recht gut verdienen. Wir stehen uns jezt doch, mit Dem, was

uns meine Schwiegermutter jährlich gibt, auf etwas über 1000 Gulden Reichsgeld; dieses nehme ich ein, ohne Etwas dafür zu thun, und 1400 Gulden, die ich noch außerdem brauche, habe ich noch alle Jahre durch meine Bücher verdient. Weil das Holz in Weimar theurer ist als hier, so sind mir noch vier Meß Holz für diesen Winter unentgeldlich angewiesen worden, und ich habe noch allerlei kleine Vortheile zu hoffen, denn ich stehe sehr gut beim Herzog und der Herzogin.

Das Präsent in Silber, von dem ich diesen Sommer schrieb, ist auch angekommen und sehr prächtig. Es wird auf 25 Louisdors geschätzt. Weil wir künftig nur den Sommer in Jena zubringen und im Garten wohnen, so habe ich nun kein Quartier mehr in der Stadt und dafür eines in Weimar, welches sehr geräumig und hübsch ist. Binnen einem Jahr hoffe ich mich doppelt meublirt zu haben, daß ich des Herumziehens mit meinen Sachen nicht bedarf.

Lottchen und Karl grüßen Sie herzlich, liebste Mutter. Ich hoffe im nächsten Brief das Nähere zu erfahren, wann Louise Hochzeit macht. Tausendmal umarme ich Sie, ewig mit der herzlichsten Liebe

Ihr

dankbarer Sohn

Schiller.

Hr. Professor Abel schrieb mir kürzlich und erzählte mir, daß er Sie in Leonberg gesprochen. Grüßen Sie ihn aufs Beste von mir.

An Hrn. Pfarrer M. Frankh in Kleversulzbach.

Weimar, 28. August 1800.

Ich kann es nicht länger anstehen lassen, Ihnen, mein lieber Herr Schwager, für Ihre gütigen Zeilen zu danken und Sie meiner brüderlichen Liebe zu versichern.

Mit Verlangen seh ich der Zeit entgegen, wo wir einander von Person näher werden kennen lernen, um dieses Freundschaftsbündniß, das wir jezt schriftlich schließen, mündlich zu bestätigen und zu befestigen.

Mögen wir immer mit guten Nachrichten von Ihnen und meiner lieben Mutter und Schwester erfreut werden, und besonders mit der willkommenen Botschaft von der Erfüllung Ihrer nächsten Hoffnung, der wir mit Sehnsucht entgegen sehen. Umarmen Sie meine Schwester in meinem Namen aufs Herzlichste und grüßen Sie meine liebe Mutter tausendmal von mir. Meine Frau empfiehlt sich Ihnen Allen aufs Herzlichste und wird bald selbst schreiben. Sie ist seit einigen Wochen nicht recht wohl gewesen, auch unser Kleinstes hat noch immer viel von einem Ausschlag zu leiden, der eine Folge der Kinderblattern war. Meine zwei Jungen aber und ich selbst sind diesen Sommer Gottlob immer recht wohl gewesen.

Um mein Gedächtniß unter Ihnen zu stiften, lege ich eine neu herausgekommene Sammlung meiner Gedichte bei, und habe in beiliegendem Briefe, den ich nach Tübingen zu besorgen bitte, Hrn. Cotta aufgetragen, Ihnen mein Schauspiel von Wallenstein zu übermachen. Empfangen Sie Beides als ein Pfand meiner aufrichtigen Freundschaft, bis ich Gelegenheit habe, Ihnen thätigere Beweise von derselben zu geben.

Noch einmal empfehle ich mich und die Meinigen Ihnen Beiden sowie auch meiner lieben Mutter herzlich, und bin mit der aufrichtigsten Freundschaft

der Ihrige

Schiller.

Weimar, 10. April 1802.

Liebste Schwester!

In der traurigen Lage, worin sich unsre gute Mutter befindet, ist es mir ein wahrer Trost, daß sie bei Dir und Deinem lieben Mann eine so liebevolle Pflege findet. Anfangs fürchtete ich freilich, sie würde Euch bei einem engen Hauswesen zu viele Beschwerlichkeiten machen; aber Deine kindliche Liebe und die edle Denkart Deines Mannes haben diese Bedenklichkeiten überwunden, wofür ich Euch ewig danken werde. Und da auch der Arzt in Eurer Nähe ein so geschickter und gefälliger Mann ist, so ist keine Frage, daß die liebe leidende Mutter nirgends so gut aufgehoben seyn kann, als bei Euch. Du wirst mir aber erlauben, liebe Schwester, daß ich auch an meiner Seite Etwas beitrage, Dir diese Beschwerlichkeit zu erleichtern; ich werde daher mit Cotta aus Tübingen die Uebereinkunft treffen, daß er die liebe Mutter mit dem nöthigen Gelde versorgt, um die außerordentlichen Ausgaben, die ihre Krankheit erfordert, gemächlich bestreiten zu können. Ich bin, nach dem lezten Brief der lieben Mutter, doch etwas ruhiger über ihre Umstände, und halte es nicht für unmöglich, daß ihr Zustand

erträglicher ist, als die Aerzte meinen. Haben wir doch bei ihr schon die Erfahrung gemacht, vor zwölf Jahren, als es so weit mit ihr gekommen war, wie ihre gute Natur sich auch aus den hoffnungslosesten Umständen helfen kann, also wollen wir auch jezt nicht verzagen.

Erfreue uns ja bald mit guten Nachrichten, und laß uns auch wissen, wie Du und Dein lieber Mann leben. Wir hören so wenig von euch. In meinem Hause geht es jezt Gottlob wieder gut; aber diesen Winter haben wir von den Masern, woran meine Frau und die drei Kinder darnieder lagen, viel ausgestanden.

Dieses Frühjahr beziehen wir ein neues und ein eigenes Haus, das ich mir hier gekauft habe; es ist gar nicht größer, als wir gerade brauchen, und doch kostet es 7200 Gulden, so hoch sind hier die Häuser im Preis, und nach diesem Preise reguliren sich verhältnißmäßig alle anderen Lebensbedürfnisse. Ach, welche Freude würde es für mich seyn, die liebe Mutter und Euch, meine Schwestern, einmal unter meinem eignen Dach bewirthen zu können!

Die Kinder sind gar gut und machen uns zunehmende Freude. Besonders ist die kleine Karoline ein gar angenehmes Kind, und wer sie sieht, hat seine Freude an ihr. Die Knaben wachsen frisch heran, und mir wird manchmal Angst, wie ich am Besten für ihren Unterricht sorgen soll, da die Zeit des Lernens heran naht.

Umarme die liebe Mutter auf's Herzlichste und sag' ihr, daß ich den innigsten Antheil an ihren Leiden nehme, und die besten Wünsche für sie zum Himmel sende. Auch Lotte ist ihretwegen herzlich bekümmert und dankt Dir und Deinem lieben Mann aufs Innigste für Alles, was Ihr an ihr

thut. Versichere ihn meiner brüderlichen Liebe, und sey versichert, daß ich ewig von ganzer Seele bin

Dein treuer Bruder

F. Schiller.

An die Frau Pfarrerin Frankh, geb. Schiller, zu Kleversulzbach.

Weimar den 8. Mai 1802.

Dein lezter Brief, liebste Schwester, läßt mich für unsre theure Mutter keine Hoffnung mehr fassen. Seit vierzehn Tagen schon habe ich der schmerzlichen Nachricht von ihrer Auflösung mit Furcht entgegen gesehen, und daß du seitdem nicht geschrieben hast, ist mir eher ein Grund der Furcht als der Beruhigung. Ach, unter den Umständen, worin sie sich befunden, war das Leben für sie kein Gewinn mehr; ein schneller und sanfter Hingang war das Einzige, was man für sie wünschen und erflehen konnte. Aber schreibe mir, theure Schwester, wenn Du selbst Dich erst von diesen traurigen Tagen ein wenig erholt hast, schreibe mir ausführlich ihren Zustand und ihre Aeußerungen in den lezten Stunden ihres Lebens. Es tröstet und beruhigt mich, mich mit ihr zu beschäftigen und mir das Bild der theuern Mutter lebendig zu erhalten.

Und so sind sie denn Beide hingegangen, unsre theuren Eltern, und wir Drei sind nun allein übrig. Laß uns einander desto näher seyn, gute Schwester, und glaube, daß

Dein Bruder, auch von Dir und Deiner Schwester noch so weit getrennt, euch Beide innig an seinem Herzen trägt, und Euch in allen Vorfällen des Lebens mit seiner brüderlichen Liebe herzlich entgegenkommen wird.

Aber ich kann heute nicht weiter schreiben. Schreibe mir bald einige Worte. Ich umarme Dich und den lieben Schwager auf's Herzlichste, und danke diesem nochmals für die Liebe, die er unsrer verewigten Mutter bewiesen hat.

Euer treuer Bruder

Schiller.

An Hrn. Pfarrer Frankh in Kleversulzbach.

Weimar den 23. Mai 1802.

Hochgeehrtester Herr Schwager!

Ob ich gleich auf die traurige Nachricht von dem Hinscheiden meiner theuren Mutter vorbereitet war, und mir nichts Anderes versprechen konnte, so hat mich doch die Gewißheit davon, die mir Ihr Schreiben, mein werthester Herr Schwager, überbrachte, innig betrübt, und mit Schmerzen ergreife ich die Feder, um Ihren Brief zu beantworten.

Möge der Himmel der theuren Abgeschiedenen Alles mit reichen Zinsen vergelten, was sie im Leben gelitten und für die Ihrigen gethan. Wahrlich, sie verdiente es, liebende und dankbare Kinder zu haben, denn sie war selbst eine gute Tochter für ihre leidenden und hilfsbedürftigen Eltern, und die kindliche Sorgfalt, die sie selbst gegen die Leztern

bewies, verdient es wohl, daß sie von uns ein Gleiches erfuhr. Sie, mein theurer Schwager, haben die Sorgfalt meiner Schwester für die Verewigte getheilt, und sich dadurch den gerechtesten Anspruch auf meine brüderliche Liebe erworben. Ach, Sie hatten schon meinem seligen Vater diesen kindlichen Dienst und Ihren geistlichen Beistand geleistet, und die Pflichten seines abwesenden Sohnes auf sich genommen. Wie innig danke ich Ihnen dafür! Nie werde ich mich meiner verewigten Mutter erinnern, ohne zugleich das Andenken Desjenigen zu segnen, der ihr ihre lezten Leidenstage so gütig erleichterte.

Alles Uebrige, mein verehrter Herr Schwager, überlasse ich ganz Ihrer gütigen Veranstaltung, und werde sogleich nach empfangener Aufforderung vom Amte Leonberg in der Person Ihres Herrn Onkel meinen Mandatarius ernennen, welchen ich einstweilen in meinem Namen um Uebernehmung dieses Dienstes gütigst zu ersuchen bitte. Da ich in drei Tagen den Buchhändler Cotta, der von seiner Leipziger Meßreise zurückkommt und hier durchpassirt, erwarte, so werde ich mit Diesem das Weitere besprechen wegen der Verlassenschaft, und wie es etwa anzustellen, daß ich und meine Schwester in Meinungen keine Abzugsgelder zu bezahlen brauchen. Dieser wird Ihnen, mein werthester Herr Schwager, alsdann von Stuttgart aus Nachricht von mir geben, wo er wahrscheinlich am 6. Juni wieder eingetroffen seyn wird.

Wenn meine selige Mutter keine anderweitigen Dispositionen gemacht hat, und wenn Sie, mein werthester Herr Schwager, und meine Schwester Louise nichts dawider haben, so wünschte ich von den Effekten der lieben Mutter wo möglich Etwas, das mir ein bleibendes Andenken an die

Verewigte seyn kann, zu erhalten, wenn sich Etwas dergleichen vorfinden sollte, wofür ich gerne auf die uns zugedachten Kleidungsstücke Verzicht thun will. Die Sache brauchte sonst keinen Werth zu haben, als daß mir ihr Andenken dadurch erneuert wird.

Herzlich empfehlen wir uns, meine Frau und ich, Ihrer und meiner Schwester Louise fernerer Liebe, und ich bin mit der aufrichtigsten Hochachtung und Freundschaft

Ihr

ganz ergebenster Schwager
F. Schiller.

P. S. Den Betrag der Doktor- und Apothekerrechnung bitte ich nicht von der ganzen Erbschaftsmasse, sondern bloß von meinem Antheil abzuziehen, denn ich hatte dafür schon eine Summe bestimmt gehabt, und rechne diesen Artikel zu denjenigen, welche ich mir gleich Anfangs zur Pflicht gemacht.

Meine liebe Louise, die so viel für die gute Mutter gethan, muß auch mir diesen kleinen Antheil an der Erleichterung ihrer lezten Tage erlauben. Nur die Pflicht für meine Kinder bindet mir die Hände, daß ich den beiden lieben Schwestern meine brüderliche Liebe nicht in größerem Umfang zeigen kann.

Adresse nach Hrn. Kühners Angabe:

An Hofrath Reinwald in Meinungen.

(Ort und Zeit sind nicht genannt.)

Ihr sollt uns herzlich willkommen seyn, meine Lieben, und kein Geschäft, auch keine Krankheit, wie ich hoffe, soll mich abhalten, Eurer Gegenwart recht herzlich froh zu werden. Bringe immer das ganze Geräthe deiner Launen mit, lieber Reinwald: ein Hypochonder wird mit dem andern Geduld haben. Doch ist bei mir, Das sey zu Eurem Trost gesagt, die Hypochondrie mehr im Unterleib und in der Brust als im Gemüth, welches bei allen Unfällen, die über mich ergingen, Dank sey dem guten Gott, noch leidlich frei geblieben ist.

Sorget übrigens dafür, daß einige Tage über die Zeit, die ihr bei uns zu bleiben bestimmt habt, nichts verschlagen: denn wahrhaftig, wir lassen euch so bald nicht wieder gehen.

So bringe ich also in diesem glücklichen Sommer meine zwei lieben Schwestern zusammen, und kann meinem guten Reinwald zeigen, daß bei allen Gott weiß nicht zu entschuldigenden Sorglosigkeiten von meiner Seite meine Liebe und herzliche Hochachtung für ihn sich immer gleich geblieben ist.

Aber das Alles wird sich am Besten ausmachen lassen, wenn wir uns von Angesicht zu Angesicht sehen. Lebt wohl, und gebet uns bald Nachricht, wie Euch die Einrichtung gefällt, die meine Frau vorgeschlagen hat. Euer liebender Bruder

Schiller.

An Hrn. Pfarrer M. Frankh in Kleversulzbach.

Weimar, 21. Aug. 1802.

Verzeihung, mein liebster Schwager und Schwester, für mein langes Stillschweigen. Die Hauptursache war ein bösslichter Krampfhusten, der mich mit den Kindern über Wochen geplagt und elend gemacht hat. Seitdem ich mich wieder davon erholt habe, habe ich alle Hände voll zu thun gehabt, um die dringendsten Sachen, die versäumt worden waren, abzuthun.

Meine Instruktion wegen der Erbschaftsangelegenheit hat Hr. Cotta und wird dieses Geschäft besorgen, ohne den lieben Schwager oder seine Verwandten damit zu belästigen.

Wir sehnen uns nach erfreulichen Nachrichten von dem Befinden der lieben Louise, und wünschen von Herzen, daß die bevorstehende Epoche glücklich vorübergehen möge. Was ich aber der lieben Schwester dringend anempfehle, ist Dieß, sich in den ersten zwei Wochen nach der Entbindung, wenn diese auch recht gut abgelaufen, aufs Sorgfältigste in Acht zu nehmen, denn das Beispiel meiner guten Lotte und verschiedene andere aus unsrer Nachbarschaft haben mich gelehrt, daß Dieß die gefährlichste Zeit ist, wenn man sich zu viel zutraut. Ich danke dem lieben Schwager aufs Beste, daß er mir aus dem Nachlaß der verewigten Mutter ihren Ring bestimmt hat. Es ist das Wertheste, was er für mich hätte auswählen können, und es soll mir ein heiliges Vermächtniß seyn.

Die Veränderungen in unserm neuerkauften Hause, welche beträchtlich waren, haben uns indessen viele Unruhe und Geräusch gemacht; erst in dieser Woche wird es von Arbeitsleuten

leer, und wir genießen nun erst die Annehmlichkeiten einer bequemern und gesunden Wohnung. Aber es war ein unglücklicher Tag, als wir sie zum Erstenmal bezogen; denn es war der Sterbetag meiner theuren Mutter. Ich bin nicht wenig erschrocken, als ich Dieses aus dem Brief des lieben Schwagers ersah, und es ist immer eine sonderbar traurige Verkettung des Schicksals.

Lotte wird das Taufzeug mit nächster Post absenden und grüßt die liebe Schwester, wie auch den würdigen Schwager aufs Beste.

Mit unveränderlicher Liebe umarme ich die gute Louise und den lieben Schwager, und bin von ganzem Herzen

der Ihrige

Schiller.

An Frau Pfarrerin Frankh in Kleversulzbach.

Weimar 11. Februar 1802.

Liebste Schwester!

Wir sehen jeden Tag mit herzlichem Verlangen einer guten Nachricht von deiner Entbindung entgegen. Möge Alles glücklich überstanden seyn, wenn du diesen Brief empfängst, und du mit deinem lieben Mann dich eines gesunden und geliebten Kindes erfreuen.

Heute feiern wir den Geburtstag meiner kleinen Karoline, die jezt drei Jahre alt ist. Heute vor drei Jahren stand ich auch große Angst um meine Lotte aus, und noch

größere in den zwei Monaten, die darauf folgten. Darum, liebe Schwester, denke ich mit doppeltem Antheil an dich und wünsche dir von Herzen recht glückliche Wochen. Mit meinem Antheil an der Erbschaft unserer verewigten Mutter bin ich vollkommen zufrieden, der Unterschied unserer Portionen ist ja kaum nennenswerth. Da mir nun aber von meinem Antheil 44 fl. für Doktor- und Apothekerkosten sind abgezogen worden, und du diese Ausgabe von dem lezten Quartal der seligen Mutter bestritten hast, so magst du mir diese Summe gelegentlich zuschicken. Unsere zwei Knaben sind diese lezte Zeit über auch unpaß gewesen, besonders Karl, der von Würmern viel leidet. Auch meine Lotte ist oft von Krämpfen geplagt, und mir geht es nicht besser; aber man wird nach und nach auch das Kranksein gewohnt. Die Kleine blüht aber wie die Gesundheit und macht uns unbeschreibliche Freude.

Lottchen grüßt dich herzlich und nimmt innigen Antheil an deinem Befinden. Deinem lieben Mann empfiehl uns aufs Beste; ich bitt ihn um recht baldige Nachricht von dir.

Mit brüderlicher Liebe der Deinige.

Schiller.

Zu deiner Aufheiterung lege ich eine kleine Posse bei, die ich diesen Herbst habe drucken lassen.

An Hrn. Pfarrer M. Frankh in Kleversulzbach.

Weimar 29. Okt. 1802.

Die glückliche Entbindung der lieben Schwester hat uns alle herzlich erfreut, und mich, ich darf es jezt wohl sagen, von einer großen Furcht befreit. Dem Himmel sey Dank für den erfreulichen Ausgang.

Doch will ich Sie, liebster Hr. Schwager, recht inständig gebeten haben, die Wöchnerin ein Bischen kurz zu halten, daß sie sich nicht zu früh herauswagt und sich überhaupt aufs Aeußerste in Acht nimmt, weil wir gar zu viele Beispiel gehabt, daß die Wochen übel abgelaufen.

Zu dem lieben Sohn und Stammhalter wünsche ich herzlich Glück; ich weiß es aus eigener Erfahrung, wie groß die Freude des Vaters ist, sich in einem Sohn fortleben zu sehen. Mögen alle gute Engel über dem kleinen Söhnlein wachen, daß er alle Perioden des Lebens glücklich durchwandle und die Freude seiner Eltern sey. Ich werde als Onkel und als Pathe meine Pflicht redlich an ihm erfüllen, wenn ich die Freude erlebe, ihm nützlich seyn zu können.

Der Pack mit der Leinwand und den Geschenken für die Kinder, die die liebe Schwester einschloß, haben wir erhalten, und danken bestens dafür; möchte nur die liebe Mutter diese Zeit auch noch erlebt haben!

Die Zeitungen haben mir den Adel von Wien aus zuerkannt; ich selbst aber habe noch Nichts von Dorther erhalten. Indessen mag an dem Gerüchte etwas Wahres seyn, denn ich habe Ursache zu vermuthen, daß mein Herzog mir damit ein Geschenk machen wollte.

Herzlich, bester Schwager, umarme ich Sie. Der lieben Schwester tausend brüderliche Grüße.

Ihr

aufrichtig ergebener

Schiller.

An Frau Pfarrerin Frankh in Kleversulzbach.

Weimar 7. Jan. 1803.

Die guten Nachrichten von deinen und des guten Pathchens Befinden haben uns auf das Innigste erfreut, liebste Schwester. Möge Alles noch seinen guten Fortgang haben und die nächsten Nachrichten recht erfreulich lauten. Auch wir befinden uns in diesem gelinden Winter ganz erträglich, die Kinder und das Kleine besonders am Allerbesten. Ich wollte, daß du die kleinen Närrchen sehen könntest, sie würden dir viele Freude machen. Aber du selbst wirst diese Freude jezt an deinem eignen Kinde reichlich empfinden und eine ganz neue Existenz in den mütterlichen Sorgen und Beschäftigungen kennen lernen. Wer weiß, ob wir dich dieses Jahr nicht in deiner Kinderstube einmal überraschen, denn es könnte kommen, daß ich mit meiner Frau eine Reise nach jenen Gegenden machte, die uns dir auf einige Tagereisen näher brächte, und dann würden wir dem Wunsch schwer widerstehen können, dich mit deinem lieben Mann zu besuchen. Schenke uns der Himmel nur bis Dahin Gesundheit, so kann sich Vieles schicken und fügen.

Meine Lotte grüßt dich und den lieben Schwager aufs Freundschaftlichste und wird bald selbst schreiben.

Ich umarme dich von ganzem Herzen

Dein treuer Bruder

Sch.

Das Geld und die anderen Sachen habe richtig erhalten und danke dir aufs Schönste dafür.

An Frau Pfarrerin Frankh.

Weimar 27. März 1805.

Ja, wohl ist es eine lange Zeit, gute liebe Louise, daß ich dir nicht geschrieben habe, aber nicht vor Zerstreuungen habe ich dich vergessen, sondern weil ich in dieser Zeit so viel harte Krankheiten ausgestanden, die mich ganz aus meiner Ordnung gebracht haben. Viele Monate hatte ich allen Muth, alle Heiterkeit verloren, allen Glauben an meine Genesung aufgegeben. In einer solchen Stimmung theilt man sich nicht gern mit, und nachher, da ich mich wieder besser fühlte, befand ich mich meines langen Stillschweigens wegen in Verlegenheit, und so wurde es immer aufgeschoben. Aber nun, da ich durch deine schwesterliche Liebe wieder aufgemuntert worden, knüpfe ich mit Freuden den Faden wieder an, und er soll, so Gott will, nicht wieder abgerissen werden.

Deines lieben Mannes Versetzung nach Möckmühl, die ich vor acht Tagen von unsrer Schwester erfahren, hat uns große Freude gemacht, nicht allein deßwegen, weil sie eure Lage so viel verbessert, sondern auch darum, weil sie ein so ehrenvolles Zeugniß für das Verdienst des lieben Schwagers ist.

Möchtet ihr euch recht glücklich in diesen neuen Verhältnissen fühlen und sie recht lange genießen. Auch wir sind uns dadurch um einige Meilen näher gerückt, und bei einer künftigen Reise nach Franken, die wir alle Jahr projektiren, können wir uns desto leichter zu euch hin versetzen.

Wie betrübt es mich, liebe Schwester, daß deine Gesundheit so viel gelitten hat und daß es dir mit deiner Niederkunft wieder so unglücklich gegangen.

Vielleicht erlauben dir eure jetzigen Verhältnisse, diesen Sommer ein stärkendes Bad zu gebrauchen, welches dir gewiß sehr wohl bekommen würde. Sorge ja recht für deine Wiedergenesung, denn jezt ist es noch Zeit, da die natürlichen Kräfte der Kunst zu Hülfe kommen können. Auch deiner Kinder wegen wünschen wir euch zu dem neuen Aufenthalt Glück. Auf dem Lande muß es gar schwer seyn, die Kinder für eine bessere Bestimmung zu erziehen, da es sowohl an Lehrern, als an einer schicklichen Gesellschaft fehlt.

Von unserer Familie wird dir meine Frau weitläufiger schreiben. Unsre Kinder haben diesen Winter alle die Windblattern gehabt, und die kleine Emilie hat viel dabei ausgestanden. Gottlob, jezt steht es wieder ganz gut bei uns und auch meine Gesundheit fängt wieder an, sich zu befestigen.

Tausendmal umarme ich dich liebe Schwester und auch den lieben Schwager, den ich näher zu kennen von Herzen wünschte. Küsse deine Kinder in meinem Namen, möge

euch Alles recht glücklich von Statten gehen und recht viel Freude zu Theil werden. Wie würden unsere lieben Eltern sich eures Glückes gefreut haben, und besonders die liebe Mutter, wenn sie es hätten noch erleben können.

Adieu, liebe Louise. Von ganzer Seele

Dein

treuer Bruder

Schiller.

Anmerkungen.

---

1) Selbstkritik der Räuber.

1782. Mit Gefahr seiner persönlichen Freiheit hatte Schiller sich heimlich von Stuttgart nach Mannheim begeben, um hier die Räuber aufführen zu sehen. Zwar drückten ihn nach der Rückkehr seine Fesseln noch empfindlicher, doch war er ganz begeistert, und damals schrieb er an Dalberg, den 17. Januar 1782: „Beobachtet hab' ich sehr Vieles, sehr Vieles gelernt, und ich glaube, wenn Deutschland einst einen dramatischen Dichter in mir findet, so muß ich die Epoche von der vorigen Woche zählen.“ — Die mitgetheilte Beurtheilung war abgedruckt in dem Würtembergischen Repertorium der Literatur (Stück I. Nr. 9. S. 134 u. f.), welches Schiller mit dem Professor Abel und dem Bibliothekar Petersen vereinigt herausgab, und der Verfasser hatte sie „K....r“ unterzeichnet. Diese Autokritik ist höchst interessant, denn wohl noch nie hat ein Dichter sein eigenes Werk mit solcher Schärfe zergliedert und alle Schwächen desselben so schonungslos herausgestellt. Schiller selbst war immer der bitterste Recensent seiner Stücke.

2) Anhang über die Vorstellung der Räuber.

1782. Die Mannheimer Bühne gehörte damals, unter der Leitung des geistvollen Dalberg, zu den besten in Deutschland, und Schiller schwärmte für sie. — „Ew. Excellenz werden mir erlauben" — schrieb er — „wenn ich die Vorstellung der Räuber zu Mannheim, nach meinen dabei angestellten Beobachtungen weitläufig zergliedere und in einer Abhandlung über das Schauspiel öffentlich der Welt bekannt mache. Ich werde hier die drei trefflichen Spieler, Hrn. Iffland, Hrn. Bök und Hrn. Beil vorzüglich zu charakterisiren suchen, nämlich in so weit ich aus den Rollen, die sie spielten, auf sie schließen darf." — Eine solche öffentliche Recension durfte Schiller jedoch nicht wagen, da er sonst seine unerlaubte Entfernung von Stuttgart verrathen und sich eine Strafe zugezogen hätte. Aus diesem Grunde gab er in dem Würtembergischen Repertorium (Stück I. Nr. 10. S. 143) anonym den abgedruckten Brief, der fälschlich aus „Worms" datirt und mit einem „N" unterzeichnet ist.

3) Plan zu einer dramaturgischen Monatschrift.

1784. „Ich befolge" — schreibt Schiller den 2. Juli 1784 an Dalberg — „den Befehl Euer Excellenz, und schicke Ihnen den kurzen schriftlichen Aufsatz über mein Unternehmen einer Mannheimer Dramaturgie. Wenn die Sache wirklich, wie ich ganz gewiß glaube, Epoche für unsere Bühne macht, und die lezte Hand an das große Werk legt, unser Theater in Deutschland herrschend zu machen und seinen Ruhm zu befestigen: so fürchte ich keineswegs, daß meine Bedingnisse, welche mir Nothwendigkeit und Billigkeit eingeben, davon abschrecken werden." — Die Bedingungen waren folgende: „Friedrich Schiller erbietet sich, gegen eine jährliche Gratifikation von fünfzig Dukaten, eine Dramaturgie des Mannheimer Nationaltheaters im Druck zu liefern, und der kurfürstlichen Theatral-Intendanz eine bestimmte Anzahl Exemplarien davon verabfolgen zu lassen." — — Das Unternehmen kam jedoch nicht zu Stande, und Schiller gab nun an dessen Stelle die „Rheinische Thalia" heraus.

4) Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?

1784. Es lag in Schillers Natur, jedes Fach, das er angriff, recht kräftig zu durchdenken, und sich mit ganzem Geiste hinein zu versetzen. So schrieb er auch diese Vorlesung, welche als Einleitung des Aufsatzes: „Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet" (Schillers sämmtl. Werke, neue zwölfbändige Taschenausgabe, Bd. 10. S. 69) diente; sie ist abgedruckt in der Rheinischen Thalia, Bd. I. Heft 1. S. 1 und ferner.

5) Repertorium des Mannheimer Nationaltheaters.

1785. In der Ankündigung der Rheinischen Thalia hatte Schiller versprochen, die Geschichte und Dramaturgie der Mannheimer Bühne sollten einen bedeutenden Raum derselben einnehmen. Dieß ließ sich aber nicht sogleich thun, deßhalb verschob er es und sagte auf dem blauen Umschlage des ersten Heftes Folgendes zu seiner Entschuldigung: „Weil einige Aufsätze in diesem ersten Hefte der Thalia weitläufiger ausgefallen sind, als der Herausgeber Anfangs vermuthete, und es ihm doch nicht schicklich schien, sie zu trennen, so mußten natürlicherweise mehrere Artikel, wozu er sich in den Anzeigeblättern verbindlich machte, für dießmal ausgeschlossen werden. Vorzüglich gilt Das von der dramaturgischen Geschichte des Mannheimer Nationaltheaters, welche ich ungerner als jeden andern Aufsatz abreißen mochte, und deßwegen für das zweite Heft meiner Thalia bestimme. Eben Das rechtfertige auch mein Stillschweigen von den übrigen Punkten. Das Publikum verliert bei dieser Einrichtung nichts, weil es ihm einerlei seyn kann, ob der Verfasser sein Versprechen am Ende eines jeden einzelnen Hefts, oder am Ende des ganzen Jahrgangs erfüllt hat."

Das zweite Heft der Thalia kam jedoch schon in Leipzig heraus; dieß Journal war nun für einen weit größeren Kreis bestimmt, und die Fortsetzung des „Repertoriums" sowohl, als die „Dramaturgie" blieben deßhalb fort.

Damit sich der Leser besser orientiren könne, gebe ich hier einige Anmerkungen:

[1]) Die Kriegsgefangenen. Original-Drama von Stephani. Leipzig 1782.

[2]) Die Frau von zwei Männern. Trauerspiel. München 1782.

[3]) „Das aber ist zuverlässig wahr," sagt Schiller in einem Briefe, „daß Iffland und Beil unter den besten hiesigen Schauspielern, wie der Jupiter des Phidias unter den Tüncherarbeiten, hervorragen.

[4]) Der Deserteur. Drama von Mercier. Berlin 1774.

[5]) Nach der Vorstellung dieser Oper schrieb Schiller an den Verfasser derselben, Anton von Klein: „Nun, liebster Freund, wie haben Sie denn auf Ihren Günther geschlafen? Mir hat er einen sehr angenehmen Eindruck gemacht. Wollte nur Gott, unsre Phantasie müßte sich nicht so armselig an die Bleifedern unsrer Sänger und Sängerinnen anschmiegen."

[6]) Die Eifersüchtigen, oder Keiner hat Recht. Lustspiel von Schröder. Wismar 1790.

[7]) Juliane von Lindorak. Lustspiel von Schröder. Hamburg 1779.

[8]) Die beiden Porträts. Lustspiel. Leipzig 1788.

[9]) Jeanette. Lustspiel von Gotter. Quedlinburg 1784.

[10]) Pygmalion. Eine lyrische Handlung. Mannheim 1778.

[11]) Ueber diese Darstellung äußerte sich Schiller an Dalberg, in einem Briefe vom 19. Januar 1785: „Kabale und Liebe ward durch das nachlässige Einstudiren der Mehrsten ganz in Lumpen zerrissen. Ich habe statt meines Textes nicht selten Unsinn anhören müssen. — Es kann mir Stunden kosten, bis ich einem Perioden die bestmöglichste Rundung gebe, und wenn das geschehen ist, so bin ich dem Verdrusse ausgesezt, daß der Schauspieler meinen mühsam vollendeten Dialog nicht einmal in gutes Deutsch verwandelt. — Es thut mir leid, daß ich diese Anmerkung machen muß, noch mehr aber verdrießt es mich, daß ich diese unangenehme Erscheinung nur auf

Rechnung ihres guten Willens und nicht ihrer Kunst schreiben kann, daß eben diese Schauspieler, die in den mittelmäßigsten Stücken vortrefflich — ja groß gewesen sind, in den meinigen gewöhnlich unter sich selbst sinken. Wie erkläre ich Das? Die Frauenzimmerrollen und Hrn. Beck ausgenommen, dem ich es gern vergebe, daß ihm die Rolle etwas fremder geworden ist, und der die Lücken seines Spiels durch einige meisterhafte Striche wieder gut machte, sind die mehrsten andern Rollen unerhört vernachlässigt worden. Mir selbst kann zwar an diesem Umstand wenig liegen, denn ich glaube behaupten zu dürfen, daß bis jezt das Theater mehr durch meine Stücke gewonnen hat, als meine Stücke durch das Theater. Niemals werde ich mich in den Fall setzen, den Werth meiner Arbeit von diesem abhängig zu machen. Aber weil ich doch einmal von der hiesigen Bühne öffentlich sprechen soll, so konnte mir die Sache nicht gleichgültig bleiben. — Es steht bei E. E., welchen Gebrauch Sie von meiner gegenwärtigen Erklärung machen wollen. Welchen Sie aber auch machen mögen, so bin ich entschlossen, in der Rheinischen Thalia weitläufiger über diesen Punkt mich herauszulassen. Ich glaube und hoffe, daß ein Dichter, der drei Stücke auf die Schaubühne brachte, worunter die Räuber sind, einiges Recht hat, Mangel an Achtung zu rügen."

Und wie schonend geht Schiller, nachdem seine erste Erbitterung vorüber war, in der Recension doch über jene Schauspieler hinweg, die vielleicht nur, um ihn zu kränken, ihre Rollen verdarben.

12) „Wenn ich" — schreibt Schiller später — „bei Beurtheilung des Hrn. Rennschüb, und in etlichen Rollen auch seiner Frau, meinem bessern Gefühl und der vereinigten Stimme des bessern Publikums hätte folgen wollen, so wäre Mord und Todtschlag zu befürchten gewesen."

13) Väterliche Rache, oder Liebe für Liebe. Lustspiel. Wien 1784.

14) Die Spieler. Ein Originalschauspiel von David Beil. Mannheim 1785.

15) Der Adjutant. Lustspiel. Hamburg 1780.

16) Der Dorfjahrmarkt. Ein Singspiel. München 1791.

17) Die ausgezeichneten Künstler auf Mannheims Bühne hatten Schiller so begeistert, daß in ihm selbst der Wunsch rege wurde, Mitglied des dortigen Theaters zu werden. Dieser Idee opponirte sich aber Beil heftigst, und sagte: „Nicht als Schauspieler, sondern als Schauspieldichter werden Sie der Stolz aller deutschen Bühnen seyn."

18) Graf Essex. Trauerspiel von Dyk. Leipzig 1780.

19) Was Schiller von der Anmaßung dieses Schauspielers zu dulden hatte, davon erzählt uns sein Brief an Dalberg, d. d. 19. März 1785: „Hrn. Bök habe ich mit einer Achtung beurtheilt, die er nicht verdient, und dieser Mann erröthet dennoch nicht, auf öffentlicher Bühne mit Gebrüll und Schimpfwörtern und Händen und Füßen gegen mich auszuschlagen, und auf die pöbelhafteste Art von mir zu reden. Alles Dieß habe ich haarklein erfahren. Nun beurtheilen E. E. mein Urtheil über ihn im Repertorium und sein Betragen. Ich merke indessen die Ursache seiner Erbitterung. Hr. Bök hat Vergötterung erwartet und keine gefunden. Auch ist er durch meine Achtung gegen Beil, Beck und Iffland beleidigt, und es verdrießt ihn, daß ich ihn im Repertorium nicht auf den Thron gesezt habe. Wie tief steht er unter seinen drei Rivalen! Aber er verdient, wenn einmal ausführlicher von hiesiger Bühne gesprochen wird, daß man ihn zu einer heilsamen Bescheidenheit zurückführe, und die Komödiantensalbe von ihm abwische."

20) Der argwöhnische Ehemann. Lustspiel nach Hoaldy von Gotter. Leipzig.

21) Lanassa. Trauerspiel von Plümike. Berlin 1789.

22) Das Präferenzrecht, oder die Kaufleute zu Aachen. Münster 1788.

23) Der Westindier. Lustspiel aus dem Englischen. Leipzig 1775.

24) Die Lästerschule von Sheridan. Lustspiel, übersezt von Leonhardi. Hamburg 1782.

25. Die Eifersucht auf der Probe. Operette von Anfossi. Gera 1791.
26. Julius Cäsar, oder die Verschwörung des Brutus. Trauerspiel. Mannheim 1785.

6) Weimarischer neudekorirter Theater-Saal. Dramatische Bearbeitung der Wallensteinischen Geschichte durch Schiller.

1798. Allgemeine Zeitung vom 12. Oktober 1798.

7) Eröffnung des Weimarischen Theaters.

1798. S. Beilage zur allgemeinen Zeitung vom 7. Nov. 1798. — Beide Aufsätze sind aus Schillers Feder geflossen und werden hier nach vierzig Jahren zum Erstenmal wieder abgedruckt. Die Hinweisung darauf verdanken wir dem Hofrath Böttiger, der sie in seinen Erläuterungen der Ramberg'schen Kupfer zu Wallenstein, Taschenbuch Minerva, Jahrgang 1811, S. 37 citirt. Böttiger lebte damals in Weimar, korrespondirte mit Schiller über die Trilogie, und muß also hierbei als Autorität gelten.

Aus dem zweiten Aufsatze habe ich die reichlich mitgetheilten Stellen des Stückes größtentheils weggelassen. Beide Abhandlungen aber sind gewiß höchst schätzenswerth, denn sie dienen uns einigermaßen als Ersatz für den Kommentar, den Schiller zum Wallenstein schreiben wollte, hätte ihn der Tod nicht so frühe von der Erde genommen. Er sagt in einem Briefe hierüber: „Wenn die Wallensteinischen Stücke ein Jahr lang gedruckt durch die Welt gelaufen sind, kann ich vielleicht selbst ein Paar Worte darüber sagen. Jezt liegt mir das Produkt noch zu nahe vor dem Gesicht; aber ich hoffe, jedes einzelne Bestandstück des Gemäldes durch die Idee des Ganzen begründen zu können."

8) Recension der ersten Aufführung der Piccolomini.

1799. Hr. Eckermann fand unter Göthe's Papieren ein Blatt von Schillers Hand über die erste Darstellung der Piccolomini zu Weimar am 30. Januar 1799, dem Geburtstage der Herzogin. Schiller war sehr zufrieden mit der Aufführung, er lobte die Spielenden und trug ihnen in seiner Freude zu dem Gastmahl im zweiten Akte * einige Flaschen Champagner eigenhändig unter dem Mantel hinauf. Dadurch hätte aber das ganze Stück scheitern können, denn Vohs, der den Max gab, hatte kaum einige Gläser geleert, als er bei seiner lebhaften Aufregung einen Anflug von Rausch bekam, und es war nur gut, daß der Akt bald schloß, damit er sich sammeln konnte.

[1]) Schiller hatte gehofft, Schröder würde in Weimar den Wallenstein spielen. Das geschah nun zwar nicht, aber Graff faßte die Partei sehr gut auf und übertraf darin Iffland, der sie ganz vergriff, bei Weitem.

[2]) Vohs wurde durch eine schöne Gestalt und eine sonorische Stimme sehr begünstigt, nur soll er den Charakter des Max etwas verweichlicht haben. „Wollten Sie Vohs nicht in den ersten Scenen im Küraß kommen lassen?“ — fragte Göthe am Tage der Aufführung bei Schiller an — „In dem Kollet sieht er gar zu nüchtern aus.“

[3]) Mlle. Jagemann stellte die Thekla kalt und fest dar, sie wollte ganz das „starke Mädchen“ seyn, aber das Lied „der Eichwald brauset“ sang sie wundervoll.

[4]) „Mad. Teller,“ berichtet Göthe an Schiller den 25. Januar, „las gestern in so weit gut, daß sie nicht falsch las, aber zu matt und leseprobemäßig. Sie versichert, auf dem Theater würde das Alles ganz anders werden.“

[5]) Schiller und Göthe waren in Verlegenheit, wie der gravitätische Questenberg zu kleiden sey. Göthe machte einen Besuch in Jena und wohnte wie gewöhnlich auf dem dortigen Schlosse. Eben betrachtet er sich den riesigen

---

* Mit dem jezt der vierte Akt beginnt.

Ofen von Gußeisen in dem einen Zimmer, als er vor Freude in lauten Jubel ausbricht, denn er erblickt die Jahreszahl von Wallensteins Abfall, von den prächtigsten Gestalten umgeben, nach denen man nun „die alte Perrüke" costümirte, bei der man sehr vorsichtig seyn mußte, damit sie nicht zum Zerrbilde wurde.

[6]) Eine der älteren Schauspielerinnen an dem Weimar'schen Theater, welche die Rolle der Herzogin hatte, war nicht dahin zu bringen, daß sie die Verse anders als im Bänkelsängertone herableierte, weßhalb die ganz junge Mlle. Malcolmi diese Partie erhielt. Sie zeigte viel Fleiß und Talent dabei, wurde auch später eine Zierde der deutschen Bühne und erfreut noch jezt in Berlin, als Mad. Wolf, den Kunstkenner durch ihr klassisches Spiel.

[7]) Schiller spricht hier sehr milde von dem Regisseur Schall, obgleich derselbe Viel zu wünschen ließ, wie auch mehrere Nebenrollen in üblen Händen waren, was jedoch die Harmonie des Ganzen nicht zerstörte.

[8]) Man interessirte sich mit großem Ernste für das Kostüm, und als sich in einer alten Rüstkammer zu Weimar Hut, Stiefeln und Wamms eines schwedischen Offiziers vorfanden, hatten Schiller und Göthe eine rechte Freude darüber.

Dramaturgische Miscellen.

I. Odoardo in Emilia Galotti.

1782. Aus dem ersten Abdruck des Aufsatzes (Schillers sämmtl. Werke, neue 12bänd. Taschenausg. Bd. 10, S. 49): „Ueber das gegenwärtige deutsche Theater" (Würtembergisches Repertorium der Litteratur, St. 1, S. 96). Diese Worte stehen an der Stelle, wo Schiller von dem geringen Eindruck theatralischer Scenen spricht, und sie erinnern ganz an grelle Phrasen in den Räubern.

II. Zaïre von Voltaire.

1782. Ebend. S. 105, als Randglosse, die später abgekürzt wurde.

III. Franz Moor in den Räubern.

1785. Siehe den Aufsatz: „Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?" (Rheinische Thalia, H. I, S. 11.) Später nahm Schiller diese Abhandlung unter dem Titel: „Die Schaubühne, als eine moralische Anstalt betrachtet", in die Werke, neue 12bändige Taschenausg. Bd. 10, S. 69, auf. Die abgedruckte Stelle folgte auf die Worte: „Heilsame Schauer werden die Menschen ergreifen, und in der Stille wird Jeder sein gutes Gewissen preisen, wenn Lady Macbeth, eine schreckliche Nachtwandlerin, ihre Hände wäscht und alle Wohlgerüche Arabiens herbeiruft, den häßlichen Mordgeruch zu vertilgen." — Später schied Schiller sie aus, weil man die Hindeutung auf seinen Franz Moor süffisant nannte, aber sie ist schon als Beweis interessant, wie außerordentlich populär damals die Räuber in Deutschland waren.

IV. Shakspeare's Timon von Athen.

1785. Ebend. S. 13. — Wurde weggelassen, als durch die Aufführung des Stückes der Inhalt erledigt war.

V. Menschendrechselei.

1782. Ebend. S. 22. — Folgt auf die Worte: „Falsche Begriffe führen das beste Herz des Erziehers irre; desto schlimmer, wenn sie sich noch mit Methode brüsten und den zarten Schößling in Philantropinen und Gewächshäusern zu Grunde richten." — Wahrscheinlich dachte Schiller dabei an die sklavische Weise, in der er seine eigene Jugend hatte verleben müssen.

VI. Wallensteinischer Theaterkrieg.

1785. Rheinische Thalia, H. I, S. 192 u. f. — Am 19. Mai 1785 schreibt Schiller an Dalberg: „Wie sehr bewundere ich E. E., daß Sie fünf Jahre fähig waren, einer so reizbaren Menschenklasse vorzustehen, ohne die Liebe eines einzigen Individuums zu verlieren.“

VII. Dramaturgische Preisfragen.

1785. Ebend. S. 194. — In Bezug hierauf schreibt Schiller an Dalberg: „Die Beantwortung der dramaturgischen Fragen wird eine sehr angenehme und fruchtbare Uebung für meine freien Augenblicke werden, und dann muß die Gegeneinanderhaltung vieler Aufsätze über ebendenselben Gegenstand höchst unterrichtend für den dramatischen Schriftsteller seyn.“

VIII. Das heimliche Gericht.

1787. Das fünfte Heft der Thalia enthält einige Scenen aus dem Stücke „das heimliche Gericht“, dessen Verfasser sich dort nicht nannte, und Schiller machte diese Anmerkung dazu. — Schiller gehörte wohl keiner verborgenen Brüderschaft an, jedoch ließ er, so viel sich Woltmann erinnerte, (s. dessen „Deutsche Blätter. Januar 1813. H. II. S. 154“) einmal etwas von einer geheimen Gesellschaft fallen, bei welcher das Depot unsrer Kultur seyn sollte.

IX. Zu den Phönizierinnen des Euripides.

1789. In der Thalia, H. 8, theilte Schiller die Scenen aus den „Phönizierinnen“, die er übersezt hatte, mit, und dort befinden sich diese nachher fortgebliebenen Noten auf S. 31 und S. 40.

X. Ein Stelzfuß in Wallensteins Lager.

1798. Schiller schrieb den 5. Oktober jene Zeilen an Göthe (Briefw. Bd. 4, S. 319), indem er die Abänderung für eine große Verbesserung des Stückes hielt. Da aber die Schauspieler ihre Rollen schon wußten, so antwortete Göthe (S. 325): „Wir müssen auf die geringste Veränderung Verzicht thun. Bei der Schwierigkeit, eine so neue und fremde Aufgabe mit Ehren zu vollenden, klammert sich Jeder so fest an seine Rolle wie ein Schiffbrüchiger ans Brett, so daß man ihn unglücklich machte, wenn man's ihm wacklig machte." — Die Umwandlung lag Schillern so am Herzen, daß er S. 328 noch einmal deßhalb schrieb, jedoch blieb es beim Alten. Uebrigens erfahren wir dadurch, daß Schiller die jetzige zweite und vierte Scene in jenem Briefe (d. d. 6. Oktober) die dritte und fünfte nennt, und daß im Manuscript noch ein Auftritt existirte, welcher beim Druck ausgelassen wurde; wahrscheinlich ist damit jedoch nur derjenige gemeint, wo der Soldatenchor das Anfangslied singt.

XI. Abänderung der zweiten Scene von Wallensteins Lager.

1798. S. Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe, Bd. 4, S. 329. — Göthe hatte nämlich behauptet, zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs wären keine Perrüken getragen worden, und Schiller war deßhalb in Sorgen wegen seiner „alten Perrüke". Es ist oben S. 498 gesagt, wie Göthe in Jena auf dem Ofen des Schlosses Perrüken aus jener Zeit fand, und man kleidete den Questenberg nach diesem Muster.

10) Philipp der Zweite, König von Spanien.

1786. In der Thalia, Bd. 1. Heft 2. S. 71 u. f., war dieser Aufsatz abgedruckt, und Schiller hatte ihn nach Merciers „Precis historique zum „Portrait de Philippe second. Amsterdam 1785" bearbeitet, welches Buch er wohl auch zum Carlos benuzte.

11) Verschwörung des Marquis von Bedemar gegen die Republik Venedig im Jahre 1618.

1788. Bei Crusius in Leipzig erschien 1788: „Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen und Verschwörungen aus den mittleren und neueren Zeiten. Bearbeitet von verschiedenen Verfassern, gesammelt und herausgegeben von Friedrich Schiller.“ — Der erste Band des Werkes, welchem nie ein zweiter folgte, enthielt:

I. Revolution in Rom durch Nikolaus Rienzi, im Jahre 1347.
II. Verschwörung des Marquis von Bedemar gegen die Republik Venedig, im Jahre 1618.
III. Die Verschwörung der Pazzi wider die Medici in Florenz, im Jahre 1478.

Eine kurze „Nachricht,“ welche Schiller dem Buche voranschickte, sagt uns: „Zu diesem ersten Bande der Geschichte merkwürdiger Verschwörungen war noch eine vierte Verschwörung, die des Fiesko gegen Genua bestimmt, welche aber, wegen Mangel des Raumes, zum zweiten Bande verspart werden mußte, auf welchen auch die Vorrede zu diesem Werke ausgesezt bleibt. Die Verschwörung gegen Venedig ist beinahe wörtlich aus S. Real übersezt, weil der Leser bei jeder anderen Behandlung dieses Gegenstandes zu viel verloren haben würde.“

Schiller selbst hatte wenig Theil an dem Werke, und nur Bedemars Empörung rührt von ihm her. Er las schon in Bauerbach den St. Real fleißig, und nahm auch den Stoff zu seinem Don Carlos daraus.

13) Des Grafen von Lamoral von Egmont Leben.

1788. In der Thalia, Bd. 2. Heft 8. S. 42, folgen am Schlusse des Aufsatzes, den wir hier mittheilen, noch die Worte: „Während Dieß in dem Kuilemburgischen Hause vorging, stand ein spanisches Regiment vor demselben unter dem Gewehr.“ Hierauf beginnt dann die Mittheilung von der „Hinrichtung

Egmonts und Hoorns," welche Schiller in seinen Werken (neue zwölfbändige Taschenausgabe Bd. 9, S. 393) genau abdrucken ließ.

13) Vorbericht zu der allgemeinen Sammlung historischer Memoires.

1789. Die erste Abtheilung dieses Werkes, von der eigentlich nur der Plan Schillern angehört, erschien 1790, und er enthält S. III. den hier mitgetheilten Vorbericht. Später sezten Woltmann, Paulus u. A. das Unternehmen noch in vielen Ländern bis 1806 fort, und Schiller wunderte sich manchmal sehr, wenn ihm ein Theil zu Händen kam, der seinen Namen auf dem Titel trug, obgleich er nicht ein Wörtchen von dessen Entstehung wußte.

14) Vorerinnerung zu dem dritten Bande der ersten Abtheilung allgemeiner historischer Memoires.

1790. Diese Vorrede befindet sich im genannten Bande des Werkes, S. IV. u. f.

15) Amalia Elisabeth, Landgräfin von Hessen-Kassel.

1791. Historischer Kalender für Damen auf 1792, ohne Seitenzahl.

16) Maximilian, Herzog von Baiern und Kurfürst.

1791. Ebend. S. 1.

17) Armand Jean du Plessis, Kardinal Herzog von Richelieu.

1791. Ebend. gleichfalls ohne Seitenzahl. Diese drei kurzen, aber scharfcharakteristischen Lebensabrisse, welche dem Kalender als Kupfererklärungen beigegeben waren, verläugnen ihren großen Verfasser nicht. Das Leben der Landgräfin Elisabeth ist von einer höchst anziehenden Seite aufgefaßt und führt uns ihr Bild in treuen Umrissen vor Augen. Die Biographie des Churfürsten Maximilian dagegen ist pragmatisch aufgefaßt, und nimmt mehr den Verstand als das Gemüth in Anspruch. Die Skizze von Kardinal Richelieu endlich zeigt durch die scharfe Geißel, die darin wider Pfaffen und Höflinge geführt wird, den Dichter der „Räuber" und des „Carlos". Sollte aber trotz Dem noch Jemand bezweifeln, daß Schiller Verfasser dieser drei Biographieen sey, so machen wir ihn darauf aufmerksam, daß der Schreiber in dem Lebensabriß Richelieu's die „Geschichte des dreißigjährigen Krieges" (zuerst abgedruckt im historischen Kalender für Damen, Jahrgang 1791—1793) als sein Werk anführt.

Die vierte noch folgende Biographie, den Grafen Axel v. Oxenstierna schildernd, ist dagegen nicht von Schiller, wie man schon in den ersten Zeilen erkennt. Schiller nennt sie auch im Damenkalender für 1793 (S. 644, Anmerkung) „eine vortreffliche Schilderung," und Das hätte der Bescheidene gewiß nicht gethan, wäre er selbst ihr Verfasser gewesen.

18) Philosophische Unterhaltungen.

1789. Aus dem sechsten Hefte der Thalia, S. 122 u. ff. abgedruckt. Von dieser philosophischen Unterhaltung des Prinzen mit dem Baron F*** ist in Schillers sämmtl. Werken (neue zwölfbändige Taschenausgabe Bd. 10, vierter Brief) nur das Gerippe übrig geblieben. Die ersten Zeilen sind auch dort befindlich, und ich habe sie als Stichwort beigesezt, damit man sich das Ganze gehörigen Ortes einschalten könne. Was dort

noch darauf folgt, steht in der Thalia an der Stelle, die ich durch drei Sternchen bezeichnet habe, und Jeder ist also im Stande, sich das ganze Gespräch wieder vollkommen herzustellen. Schiller kürzte dasselbe so sehr ab, weil es sich erst in den ferneren Ereignissen des Romans begründen sollte, doch für uns ist es nur um so interessanter, weil es uns diese ziemlich durchschauen läßt. — Die „Nachschrift" findet sich am Fuße des Briefes in der Thalia (H. 6. S. 163) und ist mit S. unterzeichnet. Auch sie trägt dazu bei, uns den Schluß der trefflichen Erzählung einigermaßen aufzuhellen.

19) Vom Erhabenen.

1793. Die vorstehende Abhandlung ergänzt Schillers Aufsatz: „Ueber das Erhabene" (in den sämmtl. Werken, neue zwölfbändige Taschenausg. Bd. 12, S. 295) und war in der Neuen Thalia, dritten Bandes drittes Heft, S. 320, abgedruckt. Wir gaben ihn jedoch nur bis zu der Stelle, von wo an ihn Schiller in seinen Schriften, unter dem Titel: „Ueber das Pathetische" mittheilt. (Schillers sämmtl. Werke, neue zwölfbändige Taschenausg. Bd. 11, S. 396).

20) Zerstreute Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände.

1793. Am Schluß dieses Aufsatzes (Neue Thalia. St. 5. S. 180) standen die Worte: „die Fortsetzung folgt." Nun haben wir nicht allein zu beklagen, daß Schiller den Vorsatz, seine unvergleichlichen „Betrachtungen" noch weiter auszuführen, aufgab, sondern auch von dem wirklich Niedergeschriebenen ist uns in den Werken ein großes Stück (s. Schillers sämmtl. Werke, neue zwölfbändige Taschenausg. Bd. 11, S. 475) entzogen worden. Dieß hier mitgetheilt zu finden, wird gewiß jedem Leser willkommen seyn, denn es ist wichtig in der Reihe von Schillers ästhetischen Abhandlungen, und doch wurde es aus der Thalia noch niemals wieder abgedruckt.

21) Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen.

1795. Die nachher aus der betreffenden Briefreihe weggebliebenen Stellen sind aus den Horen (Jahrgang 1795. St. 1. S. 7. — St. 2. S. 63, 81. 86 u. 87. — St. 6. 46, 47, 59, 120 u. 124) ergänzt worden.

22) Individualität und Idealität.

1795. Dieser interessante Aufsatz befindet sich in den Horen Jahrg. 1795, St. 12, S. 7 u. f. als Randnote zu der Abhandlung: „Die sentimentalischen Dichter", doch blieb dieselbe aus Schiller's Werken fort. Sie folgte auf die Worte: „In poetischen Werken ist es anders, und siegen gleich die alten Dichter auch hier in der Einfalt der Formen und in Dem, was sinnlich darstellbar und körperlich ist, so kann der neuere sie wieder im Reichthum des Stoffes, in Dem, was undarstellbar und unaussprechlich ist, kurz, in Dem, was man in Kunstwerken Geist nennt, hinter sich lassen." (S. Schiller's sämmtl. Werke, neue 12bändige Taschenausgabe, Bd. 12, S. 167.)

23) Zueignung an meinen Prinzipal, den Tod.

1782. Diese Zueignung an den Tod, welchen der junge Arzt Schiller ironisch seinen Prinzipal nennt, eröffnete die Anthologie, und war mit Y unterzeichnet. Er stichelte darin ein wenig auf Gotthold Friedrich Stäudlin (geb. 1758, gest. 1796), den Herausgeber des „Schwäbischen Musenalmanachs" (Stuttgart 1782—1787), obgleich dieser selbst an der Anthologie Theil nahm.

24) Anthologie aus Tobolsk.

1782. Unmittelbar auf die Zueignung folgte diese Vorrede, und es weht darin ein poetisch humoristischer Athem, der aus Schiller's Brust recht jugendheiter hervordrang.

25) Recensionen.

1782. Im Jahr 1782 vereinigte sich Schiller mit dem Professor Abel und dem Bibliothekar Petersen in Stuttgart zur Herausgabe einer Vierteljahrs-Schrift, des „Würtembergischen Repertoriums der Literatur", und es wurde auf Kosten der Redakteure gedruckt. Davon erschienen drei Stücke, welche mehrere Aufsätze von Schiller, jedoch unter verbergenden Chiffern, enthielten. Körner, Schiller's vertrauter Freund, sagt in seinem Berichte von dessen Leben, daß er dazu auch eine Selbstkritik der Räuber und mehrere Recensionen lieferte. Im ersten Hefte befindet sich wirklich, unter dem Titel „Würtembergische Bibliothek" eine Reihe von Kritiken, die mit verschiedenen Buchstaben unterzeichnet sind. Liest Jemand, der in den Styl Schiller's aus jener Zeit nicht uneingeweiht ist, dieselben durch, so entdeckt er bald, daß der junge Dichter sich die Maske „Gz." erwählt hatte, und diese Chiffer steht unter allen ecensionen, die wir hier mittheilen. Den Schwäbischen Musenalmanach beurtheilt er mit satyrischer Strenge, obgleich er selbst Mitarbeiter war; Nanine wurde wahrscheinlich von Ferd. Friedrich Pfeiffer aus Pfullingen, der mit Schiller auf der Karlsschule studirte und von dem Manches in der Anthologie enthalten ist, übersezt, und die Kritik über seine Blumenlese ist außerordentlich interessant. Schiller isolirte sich ganz von seinen Werken, sobald er sie der Oeffentlichkeit übergeben hatte, und fällte darüber sein Urtheil mit der kalten Parteilosigkeit eines fremden Kunstrichters.

26) Rheinische Thalia.

1784. Schiller hatte die Idee aufgefaßt, eine dramaturgische Monatsschrift herauszugeben, und als dieser Plan scheiterte, begann er, um so viel in seinen Kräften stand für die Bühne zu wirken, im Jahre 1784 die Herausgabe einer periodischen Schrift, der „Rheinischen Thalia". Hier erscheint die Ankündigung dieses Journals aus dem „deutschen Museum", 12. Stück, Dezember 1784, S. 564—570, welche uns einen

tiefen Blick in das damalige wunderbare Gemüthsleben Schillers gestattet, denn er breitet alle seine tiefsten Gefühle offen vor den Augen des Publikums aus.

27) Vertheidigung des Recensenten.

1791. Zu jener Zeit nahm Schiller die Revision seiner Gedichte vor, und dabei wurde er von einer gewissen kritischen Rücksichtslosigkeit ergriffen. So beurtheilte er nun auch Bürgers Poesieen (Allgemeine Literatur-Zeitung 1791, Bd. 1, Nro. 13, später in Schillers Werken, Bd. 12, S. 441), und die Schärfe dieser Recension verlezte den wackern Sänger tief, der von aller Hoffnung, allem Glück verlassen war. Bürger schrieb in der Erbitterung eine Antikritik dagegen (Allgemeine Literatur-Zeitung 1791, Intelligenz-Blatt Nro. 46), und Schiller begleitete sie mit der beißenden „Vertheidigung", die seitdem nicht wieder abgedruckt worden, worauf Bürger das Epigramm machte:

„Von mir wird sicherlich hinfort
Nicht wieder antikritisiret.
An einem wohlbekannten Ort
Wird man nur ärger dann schimpfiret.
Man lasse Dem das lezte Wort,
Dem doch das erste nicht gebühret."

28) Erklärung des Herausgebers der Thalia.

1791. Siehe Thalia Bd. 3, Heft 11, S. 143.

29) Vorbericht zu den kleineren prosaischen Schriften.

1792. Siehe den ersten Theil dieser Werke, welcher 1792 zu Leipzig erschien, und dem die drei übrigen Theile 1800—1802 nachfolgten.

30) Herausgabe der Horen.

1794. Diese Aufforderung — datirt vom 13. Juni 1794 — wurde an alle Literaten, deren Beiträge Schiller wünschte, eingesendet. Auch Göthe erhielt ein Exemplar, und der Brief, welcher es begleitete, ist der erste im Briefwechsel der beiden Dichter. Musterhaft sind die Prinzipien, die Schiller bei der Redaktion seines Journals aufstellte. — Die Nachschrift vom 10. Dezember 1794 steht eigentlich im ersten Hefte der Horen am Schlusse der Einleitung, welche hier (S. 343) mitgetheilt wird.

31) Die Horen.

1794. Schon lange gehörte es zu Schillers Lieblingsplänen, die anerkanntesten Schriftsteller Deutschlands in einer Zeitschrift zu vereinen. Nun bot Cotta die Hand dazu, und die Horen erschienen regelmäßig von 1795—1797. Schiller eröffnete sie durch diesen lieblichen Prolog, der im ersten Stücke des ersten Bandes abgedruckt ist. (Siehe auch die Ankündigung der Horen im Briefwechsel mit Göthe. Theil I. S. 2.)

32) Sammlung der Gedichte.

1803. Siehe die Vorrede zur Stereotyp-Ausgabe von Schillers Gedichten, im zweiten Bande, welcher 1803 zu Leipzig erschien. Der erste Band kam schon 1800 ebendaselbst heraus.

33) Morgengedanken am Sonntage.

1777. Dieß schöne, jugendlich innige Gebet erschien in Hauffs „schwäbischem Magazin" 1777, Stück II. S. 129 u. f., und dessen Redakteur sezte folgende Anmerkung dazu:

„Man wird diesem Gebet wohl ansehen, daß der Verfasser ein Dichter ist, man wird aber auch sehen, wie warm, wie schön, wie rührend ein Dichter beten kann, wenn es ihm

Ernst ist. Verschiedene Schicksale, auch in Sachen der Religion und Wahrheit, haben ihn so geläutert, daß er nicht nur seinen Zustand fühlte, sondern auch die Nothwendigkeit zu einem Entschlusse für die Wahrheit. In einer solchen Stunde hat er dieß Gebet geschrieben, eine Frucht seiner bessern Empfindungen und Ueberzeugungen; es ist nur der Anfang von mehreren, die folgen sollten; er ist aber an der Fortsetzung durch ein besonderes Schicksal gehindert worden."

34) Der Antikensaal zu Mannheim.

1785. Ueber dieser Schilderung stand zwar „Brief eines reisenden Dänen" (Rh. Thalia Heft I. S. 176), aber sie ist unstreitig von Schiller selbst. Es genirte ihn vielleicht, daß er sich als Verfasser sämmtlicher Aufsätze im ersten Hefte der Thalia nennen sollte, und darum nahm er die Chiffer „T....ee" vor. Wer übrigens die Autorschaft Schillers bezweifeln möchte, der würde ihn eines Plagiats beschuldigen, denn die Worte des Briefes: „Die Griechen malten ihre Götter nur als edlere Menschen, und näherten ihre Menschen den Göttern. Es waren Kinder einer Familie", finden wir später in den Göttern Griechenlands wieder:

„Da die Götter menschlicher noch waren,
Waren Menschen göttlicher."

35) Merkwürdiges Beispiel einer weiblichen Rache.

1785. Die „Rheinische Thalia" I. Heft, Lenzmonat 1785, brachte diese Uebersetzung, und Niemand dürfte, wenn auch nicht schon der Styl es verriethe, zweifeln, daß sie von Schiller sey, denn deutlich steht im Inhaltsverzeichniß:

„II. Merkwürdiges Beispiel einer weiblichen Rache, übersezt vom Herausgeber aus einer Handschrift des Herrn Diderot. S. 27."

Schiller entnahm diese Erzählung, wie er in der Schlußbemerkung sagt, aus einem größeren Aufsatze Diderot's: „Jakob und sein Herr, oder der Fatalismus", dessen Manuscript

der Freiherr von Dalberg zu Mannheim besaß. — In neuerer Zeit hat Ancelot, ein französischer Schriftsteller, diesen Stoff zu einem Drama benuzt, und ganze Scenen aus Diderot abgeschrieben, ohne auch nur seiner Quelle Erwähnung zu thun.

36) Funken.

I. In das Stammbuch eines ausgezeichneten Essers.

1777. Diese komischen Stammbuchsworte theilt Schillers Jugendfreund Petersen im Morgenblatte (Jahrgang 1807, Nro 186) mit, als Beweis, wie muthwillig und sarkastisch der junge Dichter in der Karlsschule geworden war, die er blöde und eingeschüchtert betrat.

II. Zu einer Ode an Rieger.

1782. Schiller machte diese Anmerkung zu einem Gedichte in der Anthologie (S. 156), „Gefühl am ersten Oktober 1781", welches mit B. unterzeichnet ist.

III. Verwesung in der Natur.

1782.

IV. Umwandlung.

1782.

V. Vergänglichkeit.

1782. III, IV u. V sind aus dem „Spaziergang unter den Linden" (S. Würtembergisches Repertorium der Literatur, St. 1, S. 111 u. f.), III sind dort Wollmar's, IV Edwins Worte.

VI. Durch Nacht zum Licht.

1786. Diese später zurückgelassenen Worte eröffneten in der Thalia, H. 2, S. 20, die Geschichte des Sonnenwirths. (S. „der Verbrecher aus verlorener Ehre" in Schillers Werken, Bd. 10, S. 85.)

VII. Poesie und Wirklichkeit.

1786. Mit diesen Worten begleitete Schiller in der Thalia, Bd. 1, H. 2, S. 59, seine Gedichte „Freigeisterei der Leidenschaft" und „Resignation". (S. Nachträge Bd. 1, S. 202.)

VIII. Zum Geisterseher.

1788. In der Thalia, H. 5, S. 75, machte Schiller diese Anmerkung zu den Worten: „Der Anführer der Häscher versprach es uns, und wir redeten mit dem Engländer ab, daß wir ihn gleich den anderen Morgen aufsuchen wollten. Jezt begaben wir uns nach Venedig zurück." (S. Schillers Werke, Bd. 10, S. 157. Sie bezieht sich auf das Ereigniß mit dem Armenier und dem Geisterbanner.

IX. Ein Genrebild.

1789. Ebenfalls aus dem Geisterseher. (Thalia, H. 7, S. 82 u. f.) Es folgt auf die Worte: „Dieß bestürzte mich — ich schlug die Augen zu Boden, und man rauschte an mir vorüber." (Schillers Werke, Bd. 10, S. 238.) — Schiller ließ die Stelle vielleicht fort, weil sie erst in den folgenden Theilen, welche nie erschienen, ihre Erläuterung finden sollte. Aber um so interessanter ist sie, denn sie eröffnet uns einen Blick in die Intrigue, zu der man diese vermeintliche Griechin als Werkzeug gebrauchte. Damals erwartete ganz Deutschland mit Spannung die Auflösung des trefflichen Romans, viele Buchhändler spekulirten darauf, und boten dem Dichter bedeutende Summen dafür. Allein, obgleich Schiller zu jener Zeit blutarm war, so

schlug er dennoch die glänzenden Anerbietungen aus, und sagte: „Ich müßte tief unter mir selbst herabsinken, wenn ich das Buch vollenden wollte." Es verstimmte ihn nämlich, daß man den ernsten Hintergrund der Erzählung ganz übersah, und sich nur für dessen romantische Verwicklung interessirte.

X. Etwas über die erste Menschengesellschaft.

1790. Thalia, H. 11. Die erste kurze Anmerkung steht beim Anfange des Aufsatzes, Seite 3. Die angeführte Abhandlung von Kant heißt: „Muthmaßlicher Anfang der Menschengeschichte", und wurde im dritten Bande von Kants vermischten Schriften (Halle 1799) wieder abgedruckt. — Der andere Satz befindet sich zwischen den Worten: „Hier war reicher Vorrath für seine Schafe, und kein Gesetz war noch da, es ihm zu wehren" — und — „Alles, wonach er greifen konnte, war sein, so raisonnirte die kindische Menschheit." (S. Schillers Werke, Bd. 10, S. 398.)

XI. Gustav Adolph.

1790. Niemals darf man vergessen, daß Schillers „Geschichte des dreißigjährigen Krieges" ursprünglich für Damen geschrieben wurde. Sie war im historischen Damenkalender, 1791—1793 abgedruckt, und der Jahrgang 1791 enthielt am Schlusse des ersten Theils derselben, hinter den Worten: „Die Eroberung Böhmens", diesen Satz, der nicht in die Werke aufgenommen wurde.

XII. Schluß des dreißigjährigen Krieges.

1792. Es muß Jedem auffallend seyn, daß Schiller, während er die Geschichte dieses Krieges im Anfange so ausführlich behandelt, sie nach Gustav Adolphs Tod und Wallensteins Ermordung in ein einziges Buch zusammenpreßt. Aber er behandelte das Werk fast dramatisch, und mit den beiden

Helden war, wie er selbst sagt, „die Einheit der Handlung" dahin. Hierauf bezieht sich nun diese Stelle, die sich beim ersten Abdruck am Schlusse des vierten Buches befand, später aber zurückblieb. (S. histor. Kalender für Damen auf 1793, S. 737.)

XIII. Epos und Tragödie.

1792. Im ersten Hefte der neuen Thalia, welches 1792 erschien, befand sich Schillers Aufsatz: „Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen". Dort folgt der hier wieder mitgetheilte Satz hinter den Worten: „Wenn man bei einer Gesetzgebung in ästhetischen Dingen die ganz verschiedenen Felder des Rührenden und des Schönen verwechselt". (Schillers Werke, Bd. 11, S. 434.) — Später mochte der Verfasser wohl finden, daß die Stelle nicht allgemein klar sey, weßhalb er sie ausließ.

XIV. Angelika Kaufmann.

1792. Diese kurze Anmerkung über die bekannte Malerin steht in der neuen Thalia, Bd. 3, H. 3, S. 574, als Anmerk. zu dem Aufsatze „vom Erhabenen" (siehe Nachträge Bd. 2, S. 260), der theilweise unter dem Titel „Ueber das Pathetische" in Schillers Werke (Band 11, S. 396) übergegangen ist. Es wäre unverantwortlich, wenn solche Perlen verloren gehen sollten, wie dieß treffliche Urtheil, das die Nachwelt so vollkommen bestättigt hat.

XV. Kulturfortschritte.

1795. Wilhelm von Humboldt sandte an Schiller ein Manuscript: „Skizze über die Griechen" betitelt, und da er ihn gebeten hatte, auf dem weißgelassenen Rande seine Bemerkungen beizufügen, so schrieb Schiller dort die mitgetheilten Worte nieder. (S. „Charakteristik W. v. Humboldt's" in

Varnhagen von Ense's Denkwürdigkeiten, Bd. II.) — Hat der philosophische Dichter darin nicht schon die Grundlage des Hegel'schen Systems ausgedrückt?

XVI. Ein Wortspiel des Marschalls Vieilleville.

1797. Schiller bearbeitete für den dritten Jahrgang seiner Horen die „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marschalls von Vieilleville", und das hier mitgetheilte, in den Werken (Bd. 11, S. 254) aber ausgelassene Wortspiel befindet sich in den Horen von 1797, Heft 7, S. 86.

Verbesserung.

S. 73, Z. 5 v. O. lies die deutschen Fürsten statt: die deutschen Kaiser.

Schiller, Friedrich, 1759-1805

Nachträge zu Schillers sämmtlichen Werken

Bd.: 2.

Stuttgart 1853